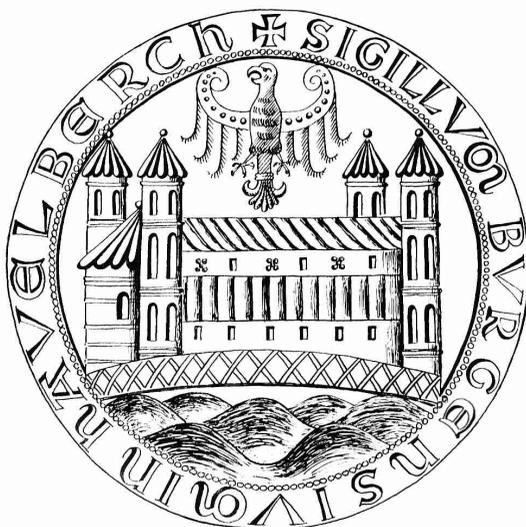


Mitteilungen
des Vereins für Geschichte der Prignitz
Band 15



Im Auftrag des Vorstandes herausgegeben

von Dr. Uwe Czubatynski

Perleberg 2015

Homepages des Vereins:

www.uwe-czubatynski.homepage.t-online.de/verein.html

www.geschichtsverein-prignitz.de

Herrn Professor Dr. Bernhard von Barsewisch

zum 80. Geburtstag am 18. 4. 2015 gewidmet

Abbildung auf dem Umschlag:

Hans Seiler: Große Bauernhäuser in der Prignitz (Aquarell), 2010.

Redaktion: Dr. Uwe Czubatynski, Burghof 10, 14776 Brandenburg

Druck: Hohnholt GmbH, Bremen (www.hohnholt.com)

Auflage: 250 Exemplare

Inhaltsverzeichnis

| | |
|--|-----|
| JÜRGEN BÜCHEL | |
| Gottfried Arnold – sein Weg nach Perleberg | 5 |
| UWE CZUBATYNSKI | |
| Arm, aber gebildet? Pfarrer als Gegenstand historischer Forschung | 19 |
| FRITZ WOCHNIK | |
| Die Marienkirche in Wittstock bis zum Dreißigjährigen Krieg | 41 |
| WALTHER SONDERMEIER | |
| Ein Übergabevertrag für den Lehnschulzenhof in Kunow von 1911 | 63 |
| HANS JOACHIM BODENBACH | |
| Der Archäologe Walter Matthes als Erforscher der Ostprignitz | 71 |
| ULRICH GORSBOTH | |
| Gropius in Wittenberge – Hinweise zu einem architektonischen Frühwerk | 87 |
| ASSIA MARIA HARWAZINSKI | |
| Begegnung und Gespräch mit dem Maler Hans Seiler | 97 |
| JÜRGEN W. SCHMIDT | |
| Nachtrag zum Ostprignitzer Landrat Johannes Egidi (1920–1933) | 102 |
| JÜRGEN W. SCHMIDT | |
| Bader und Chirurgen in Kyritz anno 1803 | 107 |
| SEBASTIAN STUDE | |
| Die evangelische Kirche und ihre Gebäude in der DDR | 111 |
| UWE CZUBATYNSKI | |
| Plattdeutsch in Quitzöbel. Drei Predigten aus den Jahren 2012 bis 2014 | 149 |
| JAHRESBERICHT der Studienstiftung Dr. Uwe Czubatynski für 2014 | 156 |
| PROTOKOLL der Mitgliederversammlung Verein für Geschichte der Prignitz | 161 |
| KASSENBERICHT für das Jahr 2014 | 163 |
| PROTOKOLL der Mitgliederversammlung Joachim-Wagner-Gesellschaft | 165 |
| TÄTIGKEITSBERICHT des Domstiftsarchivs Brandenburg für 2014 | 167 |
| BIBLIOGRAPHIE zur Geschichte der Prignitz | 174 |

Studienstiftung Dr. Uwe Czubatynski

Folgende Publikationen sind im Internet kostenlos als PDF-Datei verfügbar:

Bibliographie zur Geschichte der Orgel in Berlin-Brandenburg.

2., aktualisierte Auflage. Rühstädt 2005. 62 S.
Elektronische Ressource: <http://d-nb.info/97701407X/34>

Das kirchliche Archivwesen in Deutschland.

2., erweiterte Auflage. Rühstädt 2005. 86 S.
Elektronische Ressource: <http://d-nb.info/977679845/34>

Evangelisches Pfarrerbuch für die Altmark.

2., erweiterte Auflage. Rühstädt 2006. 297 S.
Elektronische Ressource: <http://d-nb.info/97946353X/34>

Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Prignitz 1 (2001) ff.

Elektronische Ressource: <http://d-nb.info/976580101>

Kirchengeschichte und Landesgeschichte. Gesammelte Aufsätze.

3., ergänzte Auflage. Nordhausen: Bautz 2007. 491 S.
Elektronische Ressource: <http://d-nb.info/985191236/34>

Berichte und Forschungen aus dem Domstift Brandenburg 1 (2008) ff.

Elektronische Ressource: <http://d-nb.info/99179995X>

**Verein und Geld. Ein Ratgeber für die Vermögensverwaltung
von gemeinnützigen Vereinen und Stiftungen.**

2., verbesserte Auflage. Nordhausen: Bautz 2008. 109 S.
Elektronische Ressource: <http://d-nb.info/99076494X/34>

**700 Jahre Quitzöbel. Beiträge zur Ortsgeschichte
auf der Grundlage des Pfarrarchivs.**

Nordhausen: Bautz 2010. 228 S. m. Abb.
Elektronische Ressource: <http://d-nb.info/1002334012/34>

JÜRGEN BÜCHSEL

Gottfried Arnold – sein Weg nach Perleberg

Gottfried Arnold hat einen weiten Weg zurückgelegt, bis er schließlich in Perleberg ankam.¹ Dieser Weg ist nicht geradlinig verlaufen. Arnold ist auf Umwegen nach Perleberg gekommen. Aber seine Entscheidungen hatten eine innere Notwendigkeit und unterlagen auch äußeren Zwängen. Insofern ist Arnold gleichzeitig einen äußeren und einen inneren Weg gegangen, der hier nachgezeichnet werden soll.²

Seine letzten Tage

Gottfried Arnold starb vor 300 Jahren am 30. Mai 1714 im Alter von 47 Jahren in Perleberg, wo er seit 1707 Pfarrer und Inspector, das heißt Superintendent, gewesen ist. Darum erscheint es mir angemessen, meinen kurzen Bericht über Arnolds Leben mit seinem Sterben zu beginnen, zumal wir über seinen Tod aus einem zeitgenössischen Lebenslauf sehr gut informiert sind.

Zu jener Zeit starb man nicht allein, sondern im Kreis seiner Familie und Freunde. Es gab eine regelrechte *ars moriendi*, eine Sterbe-Kunst. Für die Menschen jener Zeit war es wichtig zu erfahren, ob der Glaube einen Menschen durch das Sterben trug oder ob sich herausstellte, dass er nur Fassade gewesen war. Es war es wichtig zu erfahren, ob man mit sich und Gott im Einklang war, ob man friedlich starb oder voller Angst und ob man sich vor Gottes Gericht fürchtete oder sich in Gottes Gnade und Vergebung geborgen fühlte.

Gottfried Arnold war seinem Glauben bis zum Schluss treu geblieben: „das[s] warlich sein JEsus in ihme geblieben, ist aus desen seeligen Ende und Abschied zu ersehen.“ Im Laufe des Jahres 1713 hatte er Skorbut bekommen, eine Krankheit, die aus Mangel an Vitamin C entsteht. Die Zähne fielen ihm aus, er wurde matt und kraftlos. Er wäre gerne zur Kur nach Karlsbad gefahren, wo er schon früher gewesen war, fühlte sich dazu aber dann schon zu schwach.

¹ Der Vortrag wurde am 12.4.2014 anlässlich der Jahresversammlung des Vereins für Geschichte der Prignitz in der Aula des Gottfried-Arnold-Gymnasiums in Perleberg gehalten. Anlass war die Erinnerung an den Tod Arnolds vor 300 Jahren in Perleberg.

² Als weiterführende Literatur seien hier nur genannt: Hans Schneider: Gottfried Arnold. In: Geschichte des Pietismus Bd. 1, hrsg. von Martin Brecht, Göttingen 1993, S. 410–416 und Bd. 2, hrsg. von Martin Brecht und Klaus Deppermann, Göttingen 1995, S. 116–119; Jürgen Büchsel: Gottfried Arnold. Sein Verständnis von Kirche und Wiedergeburt. Witten 1970 (Arbeiten zur Geschichte des Pietismus; 8); Jürgen Büchsel: Gottfried Arnolds Weg von 1696 bis 1705. Halle 2011 (Hallesche Quellenpublikationen und Repertorien; 12).

Am Pfingstsonntag 1714 drangen während des Abendmahls Soldaten in die Kirche ein, holten einige junge Leute heraus, um sie zum Kriegsdienst zu zwingen. Da „bekam sein mattes Geblüt durch den Schrecken einen solchen Anstoß, daß er nicht mehr der vorige war“. Am nächsten Tag hielt er noch eine Leichenpredigt, war aber schon so schwach, dass der Bürgermeister den Küster auf die Kanzel schickte, um Arnold zu stützen. Danach wurde er nach Hause gebracht. Von da an stand er nicht mehr auf.

Auf dem Sterbebett wechselten Momente tiefer Angst mit Zeiten innerer Ruhe. Aus den letzten Stunden sind zwei Aussprüche von ihm überliefert, die ihn in besonderer Weise charakterisieren. Denn in ihnen sprechen sich Überzeugungen aus, denen er sein ganzes Leben lang gefolgt war: Seine Freunde hatten an seinem Bett einen Wandschirm aufgestellt, auf dem die Worte standen: „Des Glaubens Tapferkeit“. Damit wollte man ihm sicherlich Mut machen, in der schweren Stunde nicht zu verzagen. Er aber wünschte sich stattdessen ein anderes Wort: „wenns nur erst hiesse: Des Glaubens Aufrichtigkeit“. Arnold hatte zeitlebens gegen die Heuchelei im Glauben gekämpft hat. Um die Aufrichtigkeit des eigenen Glaubens zu bewahren, hatte er auch persönliche Nachteile in Kauf genommen. So hatte er seine Stelle als Hofprediger in Allstedt aufgeben müssen, weil er sich geweigert hatte, den Eid auf die Bekenntnisschriften zu leisten. Denn sein persönlicher Glaube stimmte nicht gänzlich mit den vorgeschriebenen Bekenntnissen überein.

Weiter wird berichtet: „Nachdem er etwas zu seiner Erquickung zu sich genommen, so sprach er: Ich esse GOTT in allen bißen Brod! ... Er schmeckete in dem Genuß der irdischen Speiß, wie gut, süß, kräftig und heilsam das ewige Göttliche Wort und Wesen sey.“ Es war damals üblich, dass man Sterbenden das Abendmahl reichte, wodurch ihnen noch einmal alle Sünden vergeben wurden. Vermutlich haben seine Freunde Arnold das ebenfalls angeboten. Er wird es mit den eben zitierten Worten abgelehnt haben. Denn schon in seiner radikalen Zeit hatte er die routinemäßige Abendmahlsfeier im Gottesdienst konsequent abgelehnt, weil die Christen seiner Meinung nach sie nicht ernst nahmen und ihr Leben nicht änderten. Ihm kam es auf das innere Abendmahl mit Gott an, das er jederzeit schmecken könne. Die Worte „Ich esse GOTT in allen bißen Brod“ drücken daher die mystische Erfahrung der Vereinigung mit Gott aus. So kann man an diesen Worten erkennen, dass Arnold bis zum Ende seines Lebens ein christlicher Mystiker war. Zentrum seines Glaubens war die Vereinigung der Seele mit Gott, Gott inwendig in mir, eine reale Glaubenserfahrung. Als es mit ihm zum Ende kam, richtete er sich im Bett auf und rief: „Frisch auf! Frisch auf! Die Wagen her und fort! ... Darauf ward er stille und verschied ganz sanfft.“³

³ Seel. Hn. Gottfried Arnolds ... Gedoppelter Lebens-Lauff. Leipzig und Gardelegen, 1716. In: Gottfried Arnold, Gießener Antrittsvorlesung sowie andere Dokumente seiner Gießener Zeit und Gedoppelter Lebenslauf. Hrsg. von Hans Schneider, Leipzig 2012, S. 172–175.

Seine Herkunft

Gottfried Arnold wurde am 5. September 1666 in Annaberg im Erzgebirge geboren. Sein Vater war Lehrer in Annaberg. Da seine Mutter starb, als er 5 Jahre alt war, hatte er eine schwere Kindheit. Nach der Schule studierte er von 1685 bis 1689 Theologie in Wittenberg im Geist der Orthodoxie. Er war ein sehr fleißiger Student. Beim Studium der alten Geschichte stieß er auf die Urkirche, die christliche Kirche der ersten drei Jahrhunderte. Damit hatte er sein Thema gefunden. Sein Studium schloss er mit dem Magister ab.

Was war das für eine Zeit, in die Arnold hineingeboren wurde? Der 30jährige Krieg, der Deutschland verwüstet hatte, lag erst 20 Jahre zurück. Der lang ersehnte Friede bewirkte einen Aufbruch in allen Lebensbereichen. Kunst- und musikgeschichtlich war es die Zeit des Barock. Johann Sebastian Bach (1685–1750) war ein Zeitgenosse Arnolds. Besonders Arnolds Lieder und Gedichte sind von der barocken Sprache und Dichtkunst geprägt. In der Geistesgeschichte ist es die Zeit der Aufklärung. Arnolds Zeitgenossen waren auch die Philosophen Isaac Newton (1643–1727), Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716) und Christian Thomasius (1655–1728). Seine „Unparteiische Kirchen- und Ketzer-Historie“ (1699) ist deutlich von diesem Geist beeinflusst. Politisch betrachtet ist es die Zeit des Absolutismus. Die wichtigste Rolle in Arnolds Leben spielte der brandenburgische Kurfürst Friedrich III. (1657–1713), der spätere König Friedrich I. 1698 wurde von ihm der Bau des Berliner Stadtschlusses begonnen. Er hat seine schützende Hand über Arnold gehalten, so dass Arnold ihm ein Gedicht gewidmet hat. Die negative Seite des Absolutismus hat Arnold, wie berichtet, kurz vor seinem Tod erlebt, als der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. mitten aus dem Gottesdienst junge Leute zum Militär holen ließ.

1689 kam Arnold als Hauslehrer nach Dresden. Das war damals für angehende Pfarrer der normale Weg ins Berufsleben. Er wurde von Philipp Jakob Spener dorthin vermittelt, den er schon 1688 kennengelernt hatte. In dieser Zeit ist Arnold ein „Pietist“ geworden. Schon damals hatte er wohl etwas radikale Ansichten, die seinem Hausherrn missfielen, so dass er ihn entließ. Aber Arnold wollte damals noch kein Pfarramt übernehmen. So blieb ihm als berufliche Möglichkeit nur eine weitere Hauslehrertätigkeit.

Für den weiteren Weg Arnolds und seine Beziehung zur Kirche ist ein Blick auf die religiöse Lage im 17. und 18. Jahrhundert aufschlussreich. Der Pietismus war seit der Reformation die erste religiöse Basisbewegung in der evangelischen Kirche, eine Generation nach dem Ende des 30jährigen Krieges. In der Zeit der größten Gefahr für den evangelischen Glauben hatte man an den Universitäten alle Energien dafür gebraucht, Luthers Lehre in einem System möglichst korrekt zu bewahren. Das Studium und auch die Predigten bestanden vor allem aus der Vermitt-

lung von Lehrsätzen, die jeder Christ glauben sollte. Die Pietisten waren dagegen davon überzeugt, dass man den Glauben an Gott und Christus innerlich erfahren und annehmen musste. Wenn man ein Christ werden wollte, musste man eine „Wiedergeburt“ erleben, ein neuer Mensch werden. So stand die Innerlichkeit eines persönlichen Glaubens und eine fromme Lebensführung gegen einen förmlichen und öffentlichen Glauben, wie er in der damaligen Gesellschaft üblich war. Die Menschen waren ja gezwungen, den Glauben anzunehmen, der in dem Land herrschte, in dem sie wohnten. Der Landesherr bestimmte den Glauben seiner Untertanen und kontrollierte ihn. Die Bürger mussten im Gottesdienst erscheinen und in Abständen zum Abendmahl gehen. Notfalls konnten sie auch von der Polizei geholt werden. Im Augsburger Religionsfrieden von 1555 war festgelegt worden, dass es im Deutschen Reich nur drei Konfessionen gab, die Katholiken, die Lutheraner und die Reformierten. Alle Deutschen *mussten* Christen sein, man konnte nicht aus der Kirche austreten. Einen unsicheren Sonderstatus hatten nur die Juden. Es war auch nicht erlaubt oder doch höchst verdächtig, außerhalb der Kirche religiöse Versammlungen abzuhalten.

Arnolds erste Zeit in Quedlinburg 1693–1697

Arnold kam nun 1693 als Hauslehrer nach Quedlinburg zu dem Stiftpfarrer Adrian Adam von Stammer, der die weltliche Herrschaft gegenüber dem Stift vertrat. Wahrscheinlich haben Philipp Jakob Spener und August Hermann Francke, die beiden sind die Häupter des kirchlichen Pietismus in Deutschland, gemeinsam an der Vermittlung Arnolds in diese Stelle mitgewirkt. Mit beiden war Arnold eng verbunden, wenn man auch nicht von Freundschaft sprechen kann.

In Quedlinburg hatte die pietistische Bewegung schon Fuß gefasst, als Arnold dorthin kam. Auch sein Dienstherr, aber besonders dessen Frau sympathisierten mit ihr. Frau von Stammer war mit Francke befreundet. Franckes spätere Frau, eine adelige Vollwaise, lebte zeitweise in der Familie von Stammer. In dieser Zeit wurde sie auch von Arnold unterrichtet.

Philipp Jakob Spener (1635–1705) und August Hermann Francke (1663–1727) sind die bedeutendsten Pietisten um 1700. Spener war zunächst Pfarrer in Frankfurt am Main, danach in Dresden und schließlich in Berlin. Sein Hauptwerk sind die *Pia Desideria*, in denen er Grundgedanken zu einer Reform der Kirche entwickelte. Überall, wo er wirkte, gründete er Versammlungen frommer Gemüter, kleine „Kirchen“ in der großen Kirche: *ecclesiolae in ecclesia*. Francke stammte aus Gotha und war Pfarrer in Glaucha bei Halle. Dort entwickelte er das von ihm gegründete Waisenhaus zur größten Pflanzstätte des Pietismus in Preußen. Er wurde als Professor an die neu gegründete, pietistisch geprägte Universität Halle berufen. Da die meisten Landesherrn und auch die damaligen Pfarrer von der Orthodoxie be-

stimmt waren, schufen Spener und Francke ein Netzwerk von Pietisten, die sie in wichtige Pfarrstellen und staatliche Positionen vermittelten. Als Arnold 1693 nach Quedlinburg kam, gab es dort bereits private fromme Zusammenkünfte, die im Bewusstsein der Zeit revolutionär waren. Die Frommen gingen nicht mehr in den Gottesdienst, weil sie ihre eigenen Versammlungen hatten. Sie mieden das Abendmahl, um nicht mit Heuchlern und Sündern Gemeinschaft zu haben. Die Versammlungen waren standesübergreifend. Frauen spielten eine wichtige Rolle und redeten in religiösen Fragen mit. Mägde hatten Visionen, ein Goldschmied in Quedlinburg hielt sich für einen Propheten. Er starb später im Gefängnis.

Arnold sympathisierte mit ihnen, hielt zu der Zeit aber Distanz, einerseits aus Rücksicht auf seinen Dienstherrn, den Stifthsauptmann v. Stammer. Andererseits war er mit historischen Forschungen beschäftigt. Er arbeitete damals an seinem ersten großen Werk, das 1696 erschien: „Die Erste Liebe Der Gemeinen Jesu Christi, Das ist, die Wahre Abbildung Der Ersten Christen, Nach Ihrem Lebendigen Glauben Und heiligen Leben ...“.⁴ Es ist eine Geschichte des Christentums der ersten drei Jahrhunderte bis zu dem Zeitpunkt, als es Staatsreligion wurde. Damals endete nach Arnolds Meinung die „Ersten Liebe“, und der Verfall der Kirche setzte ein. Während seiner Forschungen zur Frühen Kirche entdeckte Arnold für sich die Schriften eines orientalischen Mönches mit Namen Makarius, der um 400 gelebt hat.⁵ Seine Homilien (Predigten) hat er übersetzt und ebenfalls 1696 herausgegeben. Makarius hat Arnold auf seinem Weg in den mystischen Spiritualismus und somit in den Separatismus bestärkt. Arnold wurde in der Ablehnung der evangelischen Kirche seiner Zeit immer radikaler. Einen Höhepunkt dieser Entwicklung stellt sein Gedicht „Babels Grablied“ von 1697 (?) dar. Da wird die Kirche mit der „Hure Babel“ aus der Offenbarung des Johannes verglichen. Die Kirche sei todkrank. Kein Arzt könne ihr mehr helfen. Wer sie berühre, stecke sich an. „Drum stürmt das Nest, ... Zerschmettert ihre Kinder an den Steinen!“⁶ Arnold hatte sich von der verfassten Kirche weit entfernt. Natürlich war es ihm mit dieser Einstellung unmöglich, in dieser Kirche irgendein Amt zu übernehmen!

Gießen 1697–1698

Da war es ein glücklicher Umstand, dass Arnold auf eine Professur für Geschichte an die Universität Gießen berufen wurde, die er nach einigem Zögern annahm, und im August 1697 nach Gießen kam. Er hatte diesen Ruf auf Grund seines ersten

⁴ Gottfried Arnold: Die Erste Liebe Der Gemeinen Jesu Christi, ... 2. Aufl. Frankfurt 1700 (1. Aufl. 1696).

⁵ Hinter dem Namen Makarius, der im 4. Jh. als Einsiedler in Ägypten gelebt hat, verbirgt sich ein anderer Mönch mit Namen Symeon von Mesopotamien (RGG, 3. Aufl. Bd. 4, 1960, Sp. 619).

⁶ Zit. nach Jürgen Büchsel: Gottfried Arnold. Sein Verständnis von Kirche und Wiedergeburt. Witten 1970, S. 138.

großen Werkes über die Urkirche, die „Erste Liebe“, erhalten. Doch nach kurzer Zeit, bereits im März 1698, verließ er die Universität wieder. Er hatte erkannt, dass es eine Fehlentscheidung gewesen war zu glauben, als Professor könne er freier seiner inneren Überzeugung folgen. Seinen Abschied begründete er in seinem „Offenherzigen Bekenntnis“: „Bey allen Verrichtungen, Collegiis, Disputationen und andern Actibus fühlte ich die empfindlichsten Gemüths-Schmertzen, und was von Christi Leben noch übrig war, fand hier beynahe sein Ende.“ (OB 7). Die „dabey erlittene Hertzens-Angst [hat] mir ... dißfals den Zwang auferleget, die Freyheit des Gewissens zu ergreifen.“ (OB 35).⁷ Sein innerlicher Glaube, die Vereinigung seiner Seele mit Christus, war so sehr in Gefahr, dass er sich entschloss, um des Glaubens willen seinen Abschied zu nehmen. Die Hoffnung, dass er abseits der Kirche in dem Beruf eines Professors seinen Glauben leben könnte, hatte sich zerschlagen. Sein Rückzug aus der Universität erregte großes Aufsehen. Da es ein spontaner Entschluss war, hatte er noch keine weiteren Berufspläne und kehrte nach Quedlinburg zurück. Er lebte dort im Hause seines Freundes Johann Heinrich Sprögel als Lehrer von dessen Kindern.

Die Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie 1699

Aus Gießen hatte er sein größtes wissenschaftliches Projekt mitgebracht, eine Geschichte der Kirche von den Anfängen bis zur Gegenwart.⁸ Er hatte ja schon in der „Ersten Liebe“ festgestellt, dass der Verfall der Kirche, die Abkehr von der ursprünglichen Lehre, in dem Moment begann, als sie sich mit der Macht verbündete. Seitdem achteten die Kirchenführer mehr auf ihren Machterhalt als auf die Reinheit des Glaubens. Diese Verfalls-idee hat er nun durch die ganze Kirchengeschichte entfaltet. Diese Entwicklung hatte nach seiner Ansicht zur Folge, dass diejenigen Christen, die allein Christus im Glauben nachfolgen wollten und damit zugleich die Verweltlichung der Kirche kritisierten, ihrerseits verfolgt wurden. So wurden wahrhaft Fromme zu Ketzern gemacht. Arnold hat in der „Unparteiischen Kirchen- und Ketzerhistorie“ nun all jene Christen und ihr Leben beschrieben, die in der offiziellen Kirche nicht geachtet, sondern vielfach verfolgt waren. Darunter waren besonders viele Mystiker und Geistbegabte, sogenannte Spiritualisten. Damit setzte er sich dem Verdacht aus, die Grundlagen des Glaubens zu verlassen, wie er in den Glaubensbekenntnissen festgeschrieben worden war. Man zweifelte an seiner Rechtgläubigkeit. Zum Feind der Lutheraner wurde er aber erst dadurch, dass er die Verfalls-idee auch auf die lutherische Kirche anwendete. Denn die Lu-

⁷ „Offenherzige Bekänntniß“, Urausgabe. Ohne Ort 1698. Zit. nach der Ausgabe von Dietrich Blaufuß in: Gottfried Arnold. Radikaler Pietist und Gelehrter. Hrsg. Von Antje Missfeld. Köln, Weimar, Wien 2011, S. 191–261; hier S. 212 und 232.

⁸ Gottfrid Arnolds Unparteyische Kirchen- und Ketzer-Historie, von Anfang des Neuen Testaments biß auff das Jahr Christi 1688. Frankfurt 1699.

theraner glaubten ja, in der Reformation die verderbte katholische Kirche überwunden zu haben und selber die Antwort auf deren Verfall zu sein. „Unparteiisch“ nannte Arnold sein Werk, weil er einen Standpunkt außerhalb der Konfessionen einnahm, aber nicht jenseits des christlichen Glaubens. Er selbst wollte ja gerade mit Ernst Christ sein. Die organisierte Kirche war für ihn auf diesem Weg ein Hindernis. Er vertrat zu dieser Zeit ein individuelles Christentum ohne nähere Bindung an die Kirche. Einzelne Christinnen und Christen sollten sich zu freiwilligen geistlichen Gemeinschaften zusammenfinden. Das Verhältnis dieser Gemeinschaften zur verfassten Kirche war zu dieser Zeit ungeklärt.

Als die Ketzerhistorie 1699 erschien, entfachte sie einen Sturm der Entrüstung. Unzählige Gegenschriften wurden verfasst. Und Arnolds Rechtgläubigkeit wurde angezweifelt. Sein schärfster Gegner, Ernst Salomo Cyprian (1673–1745), warf ihm schon im Vorwort seiner Gegenschrift vor, er sei kein lutherischer Christ mehr, er habe die Kirche verlassen. Er bezeichnete ihn somit öffentlich als einen Separatisten. So erlebte Arnold an sich selbst genau das, wovon er in der Ketzerhistorie berichtet hatte: Der fromme Christ wird aus der Kirche ausgestoßen und verfolgt! Die Ketzerhistorie war jedenfalls als Buch ein großer Erfolg.

Quedlinburg 1698–1702

Als Arnold 1698 nach Quedlinburg zurückkehrte, war sein Freund Sprögel das Zentrum des Pietismus in der Stadt. Zwischen den Pietisten und den orthodoxen Pfarrern war es inzwischen zum öffentlich ausgetragenen Streit gekommen.

Um die folgende Entwicklung zu verstehen, muss die politische Situation vor Ort kurz geschildert werden. Die Stadt war beherrscht von dem Reichsstift, das von einer Äbtissin regiert wurde, die keinem Landesherrn untergeben war. Die Stadt gehörte ursprünglich zu Kursachsen, hatte aber 1697 einen Besitzerwechsel erlebt. August der Starke brauchte für den Erwerb der polnischen Königskrone viel Geld und hatte deswegen Quedlinburg an Brandenburg verkauft. Arnold war also seit seiner Rückkehr brandenburgischer Untertan geworden. Sein Landesherr war Kurfürst Friedrich III. (1657–1713; ab 1688 Kurfürst, seit 1701 König Friedrich I.). In Brandenburg herrschte eine tolerantere Religionspolitik, seit die Kurfürsten 1613 zum reformierten Glauben übergetreten waren, wobei die Untertanen Lutheraner bleiben durften. Der Kurfürst blieb weiterhin der oberste Bischof der lutherischen Kirche in Brandenburg. Am Kurfürstenhof jedoch gehörten viele Ministerialbeamte der Reformierten Kirche an. Die Reformierten waren zu dieser Zeit fortschrittlicher als die Lutheraner. Friedrich III. förderte den Pietismus, um den Ansprüchen der Lutheraner entgegen zu wirken. Arnold hatte 1699 die „Ketzerhistorie“ seinem Kurfürsten Friedrich III. gewidmet. Dieser hat sich ausdrücklich dafür eingesetzt, dass sie in seinen Landen nicht verboten wurde. Denn Arnolds Kritik an den Lu-

theranern passte gut in Friedrichs Religionspolitik. Für Arnold war es also günstig, brandenburgischer Untertan zu sein. Und Friedrich III. hielt in dem folgenden Streit seine Hand über ihn.

In Quedlinburg hatte sich der Pietismusstreit zu einem öffentlichen Konflikt entwickelt. Cyprian hatte Arnold inzwischen öffentlich als Sektierer bezeichnet. Auf diesen Vorwurf antwortete Arnold in seiner „Erklärung vom gemeinen Sektenwesen“ und bezeichnete seinerseits die Kirche als eine Sekte, weil sie sich vom wahren Glauben abgewendet habe. Gottesdienst, Beichte und Abendmahl hat er ausdrücklich abgelehnt. Damit war er in Quedlinburg zum Anführer des radikalen Pietismus geworden. Sie wurden Separatisten genannt, weil sie sich von der offiziellen Kirche getrennt hatten. Der Äbtissin war diese Bewegung unheimlich geworden. Durch ein Edikt vom 31.7.1700 ordnete sie an, dass alle Untertanen in einer Frist von vier Wochen zum Gottesdienst und zum Abendmahl kommen müssten. Da Arnold, wie viele andere, dieser Anweisung nicht folgen wollte, war er von Ausweisung bedroht und hätte auch den Schutz als brandenburgischer Untertan verloren. Seine Gegner gingen sogar so weit, dass sie ihn auch noch der Rebellion gegen die Obrigkeit beschuldigten. Hier griff nun der Kurfürst ein und setzte eine Kommission ein, die den Streit in Quedlinburg schlichten sollte. Der Kommission gehörten zwei Hallenser Professoren an, der Theologe Paul Anton und ein Jurist. Dazu kam der Stifthsauptmann von Stammer. Alle Mitglieder standen dem Pietismus nahe. Sie ordnete an, dass sich Sprögel und sein orthodoxer Gegner neue Pfarrstellen suchen mussten. Auch Arnold sollte Quedlinburg verlassen.

Er hatte sich mit seinen radikalen Äußerungen in eine ausweglose Lage gebracht. Bei allem Wohlwollen konnte der Kurfürst ihn nur schützen, wenn er sich von seinen radikalen Äußerungen distanzierte und sich öffentlich zur Kirche bekannte. Auch dann war es noch schwierig, für ihn eine Stellung zu finden. Pfarrer wollte er nicht werden, Professor konnte er nicht wieder werden. Außerdem hatte er sich inzwischen von der Forschungsarbeit in der Kirchengeschichte verabschiedet. Sein Hauptwerk, die „Ketzerhistorie“, wollte er allerdings auch in Zukunft gegen seine Kritiker verteidigen.

So zog er sich weiter in die Innerlichkeit zurück und vertiefte sich in die Mystik Jakob Böhmes. Böhme beschrieb die Vereinigung der Seele mit Gott als eine Liebesbeziehung mit der Weisheit, mit Sophia. Sophia stand hier für die weibliche Seite Gottes. Die Vereinigung der Seele mit ihr beschreibt Arnold als eine himmlische Ehe. Um diese Verbindung nicht zu gefährden, erklärte Arnold in seinem Buch „Das Geheimnis der göttlichen Sophia“ (1700), dass er eine irdische Ehe ablehne. Zu diesem Zeitpunkt zog er sich ganz aus der Welt zurück, um ein einsamer Mystiker zu sein. Aber es zeigte sich bald, dass die Umstände das nicht zuließen. Was sollte nun mit Arnold in dieser Situation geschehen? Zunächst nötigte ihn die Kommission zur Abfassung einer kleinen Schrift, in der er erklärte, dass er sich

nicht von der verfassten Kirche getrennt habe und auch keine Sekte gründen wolle. Die beiden Professoren in der Kommission, die Kontakt zu einer Herzoginwitwe auf Schloss Allstedt hatten, schlugen ihm eine Position als persönlicher Seelsorger bei der Herzogin vor. Dieses Amt könnte Arnold übernehmen, weil er die Pflichten eines Gemeindepfarrers dort nicht übernehmen müsste.

Allstedt 1702–1705

So kam Arnold durch Vermittlung der Professoren in der Kommission zur verwitweten Herzogin Sophie Charlotte von Sachsen-Eisenach auf Schloss Allstedt als ihr persönlicher Seelsorger. Da die Witwe aber jünger war als der ehelose Arnold, hat sie ihm wahrscheinlich nahegelegt zu heiraten, damit nicht irgendwelche Gerüchte entstehen könnten. Überraschender Weise hat sich Arnold diesem Rat gebeugt und an seinem 35. Geburtstag (am 5. September 1701) Anna Maria Sprögel, die Tochter seines Freundes, geheiratet. Dieser Schritt gab natürlich zu vielen Spekulationen über Arnolds Sinneswandel Anlass. Um die Jahreswende 1701/1702 zogen die beiden nach Allstedt und wurden dadurch Untertanen von Sachsen-Eisenach.

Arnold hatte auch seinerseits eine Bedingung gestellt, nämlich dass er keinen Eid auf die Bekenntnisschriften ablegen müsse. Das war ihm vermutlich zugesagt worden. Die Herzogin hatte nicht mit dem Widerspruch des regierenden Herzogs Johann Wilhelm gerechnet, der als Lutheraner nicht bereit war, Arnold den Eid auf die Bekenntnisschriften zu erlassen. Auch eine Intervention seines Vetters, des Brandenburgischen Kurfürsten änderte nichts an seinem Entschluss. Es folgte ein drei Jahre anhaltendes Hin und Her. Arnold gab um seines Gewissens willen nicht nach. Der Herzog bestand seinerseits auf dem Eid, um keinen Präzedenzfall zu schaffen. So musste Arnold schließlich weichen.

Inzwischen hatte sich die Situation in Brandenburg für Arnold gewandelt. Aber auch Arnold selbst hatte sich verändert. Innerlich war er nun vorbereitet, unter gewissen Bedingungen ein Pfarramt zu übernehmen. König Friedrich I., der bisher gezögert hatte, diesen Rebellen als Pfarrer anzustellen, war nun bereit, Arnold eine ordentliche Pfarrstelle in Brandenburg zu übertragen. Arnold war seinerseits mit diesem Schritt einverstanden, weil in Brandenburg kein Eid auf die Bekenntnisschriften gefordert wurde und der Beichtzwang inzwischen abgeschafft war.

Werben 1705–1707

Unter diesen Voraussetzungen wurde Arnold 1705 nach Werben an der Elbe als Nachfolger seines Schwiegervaters Johann Heinrich Sprögel berufen. Das erste Kind von Gottfried Arnold und seiner Frau Anna Maria, ihre Tochter Sophia, war

1704 in Allstedt geboren, 1707 kam in Werben ihr Sohn Johann Gottfried zur Welt. Arnold scheint in Werben nicht besonders glücklich gewesen zu sein. Er blieb nur kurze Zeit dort.

Perleberg 1707–1714

Mit der Berufung nach Perleberg begann für Arnold ein neuer Lebensabschnitt. Hier war er willkommen. Eine Stadt, eine Kirchengemeinde wollte ihn als Pfarrer haben. Man hatte Arnold vermutlich bereits persönlich gekannt. Denn Werben liegt unweit von Perleberg auf der anderen Seite der Elbe. Nach einer Probepredigt und einer entsprechenden Bitte des Rates der Stadt wurde Arnold vom preußischen König in das Amt als Pfarrer und Inspector (Superintendent) nach Perleberg berufen. Es folgten Jahre pastoralen Wirkens. Auch als Schulinspektor hat er Spuren hinterlassen. Gegenüber dem Rat der Stadt hat er sich für eine Verbesserung der Schulen und des Unterrichtes eingesetzt, wie man aus noch vorhandenen Briefen und entsprechenden Vorschlägen an den Rat entnehmen kann.⁹

Hier traf die Familie ein schwerer Schlag: Beide Kinder starben 1709 kurz nacheinander an einer Epidemie. Auch wenn Arnold jetzt ein Amt in der Kirche innehatte, hatten sich seine Grundüberzeugungen nicht verändert. Die Kirche war für ihn nicht heilsnotwendig, sie war nur der äußere Rahmen für den Glauben. Da Arnold selbst keine neue Gemeinschaft bilden oder sich einer solchen anschließen wollte, blieb er Mitglied dieser Kirche. Die innere Beziehung zu Gott und Christus blieb der Mittelpunkt seines Glaubens. Er war Mystiker und insofern ein Einzelgänger. Anders als Spener und Francke war er nicht Teil eines Netzwerkes, auch wenn er mit vielen Pietisten seiner Zeit verbunden war. Seine radikalen Äußerungen hat er später nicht wiederholt. Seine Grundeinstellung vom Verfall der Kirche hat er aber nicht widerrufen. Seine Rechtgläubigkeit wurde von seinen Feinden immer wieder angezweifelt. So sah er sich noch in Perleberg genötigt, die Gießener Universität gegen den Vorwurf in Schutz zu nehmen, sie hätte an seiner Ketzerhistorie mitgewirkt.

Seine Bücher aus der Spätzeit haben pastoralen Charakter. Es waren hauptsächlich Predigtsammlungen, so auch sein letztes Werk, das in Perleberg entstanden ist: „*Theologia Experimentalis, Das ist: Geistliche Erfahrungs-Lehre*“ (1714). In dem Titel klingt sein altes Anliegen an. Der Gottesdienstbesuch oder ein Glaube an bestimmte Glaubenssätze allein nützen nichts, wenn sie sich nicht auf bestimmte innere Erfahrungen in der Begegnung mit Gott gründen können. Arnold hat den Druck dieses Buches nicht mehr erlebt. Es wurde nach seinem Tod von seiner Frau herausgegeben, die auch die Widmung verfasst hat. Bei Arnolds Tod war sie erst

⁹ Martina Hennies: Gottfried Arnold als kritischer Beobachter der Perleberger Schulverhältnisse. In: Martina Hennies: Gottfried Arnold. Sein Leben und Wirken in Perleberg. Perleberg 1995, S. 20–29.

33 Jahre alt. Über ihren weiteren Weg ist nichts bekannt. Sie hat die Bibliothek ihres Mannes verkaufen müssen. Das war ihr einziges Kapital. Einer ihrer Brüder war nach Amerika ausgewandert. Vielleicht ist sie ihm gefolgt.

Das Arnold-Denkmal in der Kirche

Die Perleberger Kirchengemeinde hat Arnold schon kurz nach seinem Tod ein sehr bescheidenes Denkmal in seiner Kirche gesetzt. Es ist an der Säule angebracht, an der sich zu seiner Zeit die Kanzel befand, von der aus er gepredigt hat. Die Tafel zeugt von der Verehrung ihres Pfarrers über den Tod hinaus und ist bis heute erhalten. Sie zeigt zunächst einen der bekannten Kupferstiche. Darunter stehen folgende Worte:

| | |
|--------------------------------------|---|
| Viro satis famoso | Dem sehr berühmten Manne |
| Ore fanatico | In seiner Rede begeistert |
| Vita sancto | In seinem Leben heilig |
| Qui fuit | Er ist gewesen |
| Haereticorum advocatus | Ein Anwalt der Ketzler |
| Veritatis defensor | Ein Verteidiger der Wahrheit |
| In Theologia magnus | Groß in der Theologie |
| In Historia major | Größer in der Geschichte |
| In Philosophia pract.[ica] maxim[us] | Am größten in der praktischen Philosophie |

| | |
|---|--------------------------------------|
| I Profess.[or] Histor.[iarum] Giess.[ensis] | I Professor der Geschichte in Gießen |
| II Concion.[ator] aulic.[us] Isenac.[ensis] | II Hofprediger in Eisenach |
| III Inspect. Werbens.[is] | III Inspektor in Werben |
| IV Inspect. Perleberg.[ensis] | IV Inspektor in Perleberg |
| Pos.[itum] MDCCXIV | Errichtet 1714. |

Diese Tafel zeugt aber auch davon, dass in den Augen der Perleberger Gemeinde Arnold nicht mehr der radikale Pietist war. In den dort aufgezählten Lebensstationen Arnolds ist Quedlinburg ausgelassen worden. Denn besonders während seines zweiten Aufenthalts dort hatte sich Arnold so weit von der Kirche entfernt, dass er zu den Separatisten gezählt wurde. Man hat also die radikale Phase Arnolds auf der Gedenktafel schlicht übergangen.

Zur Wirkungsgeschichte von Gottfried Arnold

Hier können nur einige Linien angedeutet werden. Arnold hat unmittelbar als Liederdichter fortgewirkt. Viele seiner Lieder wurden in die Gesangbücher seiner und

der nachfolgenden Zeit aufgenommen. Sie sind von einer barocken Sprache und von seiner mystischen Theologie geprägt. Die meisten sind vergessen. Aber eines steht noch in unserem heutigen Gesangbuch (Nr. 388): „O Durchbrecher aller Bande“.

Gottfried Arnolds erstes großes Werk, die „Erste Liebe oder wahre Abbildung der ersten Christen“ wurde für viele Christen auf der Suche nach einer erneuerten Kirche zu einem wichtigen Wegweiser. Zu ihnen gehörten auch radikale Pietisten aus Deutschland, die das Buch in die neue Welt nach Amerika mitgenommen haben. Eine Gruppe von wiedergetauften Christen, die sich „Brüder“ nannten, waren von 1719 an aus Hessen nach Pennsylvanien ausgewandert und gründeten dort eine Laienkirche, in der es keine Pfarrer gab, die „Church of Brethren“. Auf der Suche nach einem Ideal beim Aufbau ihrer Kirche orientierten sie sich an Gottfried Arnolds Schilderung der Urkirche.¹⁰

Die „Kirchen- und Ketzerhistorie“ hat mehrere Auflagen erlebt und eine breite Wirkung entfaltet. Auch nach Arnolds Tod ging der literarische Streit um sie weiter. Immer wieder haben Menschen in der kritischen Auseinandersetzung mit der Kirchengeschichte auf die „Ketzerhistorie“ zurückgegriffen. Ein besonders berühmter Leser ist Johann Wolfgang von Goethe gewesen. Sie befand sich unter den Büchern seines Vaters. Goethe stand um 1770 selber dem Pietismus nahe und schätzte Arnold. In „Dichtung und Wahrheit“ hat er ihn ausdrücklich erwähnt: „Einen großen Einfluß erfuhr ich von einem wichtigen Buche, das mir in die Hände geriet, es war Arnolds „Kirchen- und Ketzergeschichte“. Dieser Mann ist nicht ein bloß reflektierender Historiker, sondern zugleich fromm und fühlend. Seine Gesinnungen stimmten sehr zu den meinigen, und was mich an seinem Werk besonders ergetzte, war, daß ich von manchen Ketzern, die man mir bisher als toll und gottlos vorgestellt hatte, einen vorteilhaften Begriff erhielt.“¹¹ Man hat sogar nachweisen können, dass Arnolds Theologie Goethes Gedanken zur Farbenlehre beeinflusst hat.¹² Goethe ist hier nur als ein besonders prominentes Beispiel aus der Geistesgeschichte erwähnt, dem noch weitere hinzugefügt werden könnten, die von der Bedeutung der ‚Ketzerhistorie‘ zeugen könnten.

Viele Ansichten von Arnold erscheinen uns heute als selbstverständlich und modern. Seit dem 18. Jahrhundert hat die Individualisierung der Religion ständig zugenommen, und die Bindung an die Kirche und an allgemein verbindliche Glaubenssätze nahm entsprechend ab. Diese Entwicklung bekam durch Arnold einen

¹⁰ Vgl. Jürgen Büchsel: Vom Wort zur Tat: Die Wandlungen des radikalen Arnold. In: Gottfried Arnold (1666–1714). Mit einer Bibliographie der Arnold-Literatur ab 1714. Hrsg. von Dietrich Blaufuß und Friedrich Niewöhner. Wiesbaden 1995, S. 145–164, hier S. 163–164 (Wolfenbütteler Forschungen; 61).

¹¹ J. W. von Goethe: Dichtung und Wahrheit, II, 8. In: Goethes Werke, Bd. 5. Frankfurt: Insel Verlag 1965, S. 315.

¹² Albrecht Schöne: Goethes Farbenlehre. München 1987, S. 45–63.

kräftigen Impuls. Auf der Suche nach dem Sinn des Lebens und einer persönlichen Beziehung zu Gott kann man von Gottfried Arnold manche Anregung erhalten. Auch sein Standpunkt als Christ jenseits der christlichen Konfessionen spricht uns heute an. Arnold war in allen Konfessionen auf der Suche nach Menschen, die mit Ernst Christen sein wollten. Darin war er ein Vorläufer der Ökumene, auch wenn er diesen Begriff noch nicht kannte. Wir folgen Arnold auch darin selbstverständlich, dass wir in Fragen der Religion die Gewissensfreiheit an die vorderste Stelle setzen. Darin konnte sich Arnold allerdings auf Luther berufen. Die feministische Theologie kann ebenfalls an Arnold anknüpfen. Denn in seinem Buch „Das Geheimnis der göttlichen Sophia“ (1700) hat er unter dem Begriff der „Weisheit“ die weibliche Seite Gottes beschrieben, die in der christlichen Lehre vollkommen vernachlässigt worden war.

Hiermit sind nur einige Linien angedeutet, die von Arnold in unsere Zeit führen. Aber es gibt natürlich noch weitere Berührungspunkte mit ihm. Sie sind ein Grund dafür, dass immer wieder neues Interesse an dem Werk Gottfried Arnolds entsteht.



Abbildung: Gottfried Arnold, Ausschnitt aus dem Kupferstich von G[eorg] P[aul] Busch, Berlin 1716 (Titelkupfer zu Johann Crusius, Gedächtniß-Rede, bey Beerdigung des ... Herrn Gottfried Arnold. Perleberg, Gardelegen: Campe 1719; Privatbesitz Czubatynski).

[Anzeige Becker]

UWE CZUBATYNSKI

Arm, aber gebildet? Pfarrer als Gegenstand historischer Forschung

Gegenwärtig läßt sich in Deutschland die merkwürdige Beobachtung machen, daß die beiden höchsten Staatsämter – Bundespräsident und Bundeskanzlerin – mit einem ehemaligen Gemeindepfarrer und einer Pastorentochter besetzt sind.¹ Daraus auf eine besonders innige Verbindung zwischen Kirche und Staat schließen zu wollen, ist in Zeiten einer zunehmenden Entchristlichung der Gesellschaft aber sicherlich abwegig. Doch allein diese noch nie dagewesene Konstellation provoziert Fragen nach der Geschichte des protestantischen Pfarrerstandes.

Es dürfte keinem Zweifel unterliegen, daß Pastoren sowohl in den ländlichen Gemeinden als auch in den Städten eine herausragende Rolle gespielt haben oder immer noch spielen. Aufgrund dieser Tatsache sind sie per se als historischer Forschungsgegenstand interessant. Andere „Führungsschichten“ oder Berufsgruppen mit besonderem Sozialstatus – so etwa Bürgermeister, Ärzte, Gutsbesitzer oder Lehrer – dürften eine solche geradezu flächendeckende Aufmerksamkeit bisher nicht in demselben Maße erfahren haben.

Ihre besondere Stellung im sozialen Gefüge verdanken die Geistlichen in erster Linie ihrem Amt und den damit verbundenen öffentlichen Funktionen. Die auch in der Reformation beibehaltene und von neuem ausgeprägte Ständelehre weist dem zahlenmäßig kleinen Lehrstand einen eindeutigen und gesonderten Platz in der Gesellschaft zu. Gegenüber dem Adel ist es, abgesehen von dessen finanzieller Potenz, vor allem ein anderer Verhaltenscodex. Gegenüber den Handwerkern, den Bauern und dem Militär ist es die grundsätzlich andere Art und Weise, auf die der Lebensunterhalt verdient wird. Eine höchst aufschlußreiche Beschreibung, worin sich die Absolventen der drei oberen Fakultäten unterschieden, bietet in nicht zu überbietender Kürze das alte lateinische Sprichwort: *Dat Galenus opes, dat Iustinianus honores*. Wenn also der Mediziner zu Wohlstand und der Jurist zu Ehren gelangte, so wird man *e silentio* daraus schließen dürfen, daß dem Theologen beides in der Regel verwehrt blieb.

Nun ist freilich nicht zu übersehen, daß es auch innerhalb der Geistlichkeit eine sehr große Spannweite konkreter Lebensumstände gegeben hat. Die exponierte Stellung des Pfarrers auf den Dörfern erklärt sich schon allein aus seiner akademischen Bildung, mit der er unter der ländlichen Bevölkerung der vergangenen Jahrhunderte völlig allein und isoliert stand. Gleichwohl hat es nicht wenige Fälle ge-

¹ Der Vater von Angela Merkel, Horst Kasner, hat vor seiner Tätigkeit in Templin für relativ kurze Zeit die Pfarrstelle von Quitzow bei Perleberg verwaltet. Die lapidare Notiz über seine endgültige Berufung als Inhaber dieser Pfarrstelle zum 1. 1. 1956 findet sich in: Kirchliches Amtsblatt der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg 1956, S. 10. Die in Hamburg am 17. Juli 1954 geborene Tochter Angela war zu diesem Zeitpunkt also knapp einhalb Jahre alt.

geben, in denen die Pastoren handfesten Anteil an der bäuerlichen Lebensweise hatten und selbst Landwirtschaft betreiben mußten. Ein anderes Bild bieten dagegen die städtischen Pfarrstellen, deren Inhaber sich in Abhängigkeit von der Größe des Gemeinwesens auf ihre intellektuellen Funktionen konzentrieren konnten.

Im Laufe der Zeit ist das evangelische Pfarrhaus zunehmend als Hort der Bildung und Ort eines vorbildlichen Lebenswandels stilisiert worden.² Dies gilt namentlich für das späte 19. und frühe 20. Jahrhundert, als beginnende Krisensymptome des kirchlichen Lebens gerne und unendlich oft durch einen Rückblick auf angeblich gute alte Zeiten kaschiert wurden. Sicherlich ist dabei mit vollem Recht darauf hingewiesen worden, daß zahlreiche Pfarrerssöhne zu den mehr oder weniger wichtigen Vertretern der deutschen Geistesgeschichte gehören.³ Die Aufzählung solcher Beispiele – Pastorensöhne als Professoren, Pädagogen, Dichter und Politiker – soll hier nicht wiederholt und vermehrt werden. Schon seit vielen Jahrzehnten gibt es zum Beispiel das Pfarrhausarchiv in Eisenach, das sich dieser Aufgabe verschrieben hat. Und auch in jüngster Zeit reizt das Thema wieder zu großen, sogar länderübergreifenden Ausstellungsprojekten.⁴ Ganz generell galt das Pfarrhaus als moralische Instanz, die alle Volksschichten ansprechen, im christlichen Sinne durchdringen und zusammenhalten sollte. Diesen vor den Augen der Öffentlichkeit fast ganz verborgenen Beitrag zum sozialen Frieden, den die Pastoren ganz gewiß auch im 20. Jahrhundert geleistet haben, wird man schwerlich überschätzen können. Die besondere und oft erstaunlich unabhängige Stellung des Pfarrers hat aber auch zu zahlreichen Konflikten mit den totalitären Systemen des vergangenen Jahrhunderts geführt, so daß dieser Berufsstand längst zum Thema der Zeitgeschichte geworden ist.⁵

Je weiter man sich aber der Gegenwart nähert, desto deutlicher wird sichtbar, daß sich die Institution des Pfarrhauses wandelt und der pluralen Gesellschaft anpaßt. Dieser Wandel ist als solcher nicht weiter verwunderlich und wird sicherlich von vielen, die als Bewohner der Pfarrhäuser unter dem enormen Druck traditioneller Ansprüche gelitten haben, auch als Befreiung empfunden. Die in jüngster Zeit zu

² Einen vorzüglichen Überblick gibt Oliver Janz: Das evangelische Pfarrhaus als deutscher Erinnerungsort. In: Jahrbuch für Berlin-Brandenburgische Kirchengeschichte 64 (2003), S. 86–103.

³ An älteren Darstellungen seien genannt Herrmann Werdermann: Pfarrerstand und Pfarramt im Zeitalter der Orthodoxie in der Mark Brandenburg, Berlin 1929, 80 S. und Franz Blanckmeister: Vierhundert Jahre sächsisches Pfarrhaus, Berlin 1929, 58 S. (Studien zur Geschichte des evangelischen Pfarrerstandes; 1 und 4).

⁴ Leben nach Luther. Eine Kulturgeschichte des evangelischen Pfarrhauses, Berlin: Deutsches Historisches Museum 2013, 247 S. m. Abb. Vgl. auch Klaus Fitschen: Pastors Kinder. Wie Pfarrhäuser die Gesellschaft prägen. Holzgerlingen: Hänssler 2013, 205 S. m. Abb.

⁵ Christian Halbrock: Evangelische Pfarrer der Kirche Berlin-Brandenburg 1945-1961. Amtsautonomie im vormundschaftlichen Staat? Berlin 2004, 506 S.; Bettina Ernst-Bertram / Jens Planer-Friedrich: Pfarrerskinder in der DDR. Außenseiter zwischen Benachteiligung und Privilegierung, Berlin: Bürgerbüro 2008, 104 S. m. Abb.

beobachtende Entstehung eines ländlichen Pfarrhausmuseums – erstaunlicherweise in der Prignitz – ist jedenfalls ein untrügliches Anzeichen dafür, daß eine jahrhundertalte und segensreiche Einrichtung ins Wanken geraten ist.

Die im Titel aufgeworfene Frage nach Armut und Bildung des Pfarrerstandes läßt sich nicht pauschal beantworten, vor allem nicht, wenn der lange Zeitraum von der Reformation bis zur Gegenwart betrachtet wird. *Eine* Voraussetzung galt jedoch in der evangelischen Kirche grundsätzlich für das geistliche Amt, nämlich ein akademisches Studium. Daß auch diese Schranke in neuester Zeit durch die Ausbildung auf Predigerschulen und die Erfindung von Gemeindepädagogen durchbrochen worden ist, soll hier nicht näher beleuchtet werden. Das Studium an einer Universität – in vergangenen Jahrhunderten wurden dazu aufgrund der zweckentsprechenden Vorbildung auf dem humanistischen Gymnasium drei Jahre für ausreichend erachtet – entschied nicht unbedingt über die Qualitäten des Absolventen. Es wurde bereits angedeutet, daß der jeweilige Wirkungsort der Pastoren wesentlichen Einfluß darauf gehabt haben dürfte, ob gelehrte Ambitionen verfolgt werden konnten oder „nur“ die alltäglichen Amtsgeschäfte erfüllt wurden.

Ein Blick in die alten Kirchenbücher gibt oft ganz unmittelbaren Aufschluß über die Geisteshaltung des Schreibers und zeigt die ganze Bandbreite von Schriftarten, die sich auch trefflich unter graphologischen Gesichtspunkten betrachten ließe: Auf der einen Seite stehen überaus sorgfältig geführte Bücher, die durch kalligraphisch gestaltete Titelblätter auffallen und den heutigen Familienforscher durch genaue Angaben zu den einzelnen Amtshandlungen erfreuen. Auf der anderen Seite stehen oft lückenhafte Aufzeichnungen, die zudem nicht selten in einer äußerst flüchtigen und dementsprechend schwer lesbaren Handschrift festgehalten sind. In vielen Fällen wird man diesen Befund wohl dahingehend deuten können, daß der Amtsinhaber mehr mit seiner Landwirtschaft als mit seinen Büchern beschäftigt war. Dazu gedrängt haben wird ihn wohl weniger eine spezielle Neigung, sondern die pure Notwendigkeit, sein schmales Einkommen aufzubessern. Es soll allerdings nicht vergessen werden, daß insbesondere in der Zeit der Aufklärung auch in ländlichen Pfarrstellen hervorragende Personen gewirkt haben, die mit wechselndem Erfolg bemüht waren, die allgemeine Bildung zu heben.⁶

Armut oder Wohlstand des Pfarrers hingen bis zum Ende des 19. Jahrhunderts in erster Linie von der Dotation seiner Pfarrstelle ab. Wie unterschiedlich die örtlichen Verhältnisse sein konnten, soll weiter unten an konkreten Beispielen aus der Prignitz aufgezeigt werden. Grundsätzlich dürfte das Einkommen schon deshalb knapp bemessen gewesen sein, weil die mittelalterliche Ausstattung der Pfarr-

⁶ Balthasar Haußmann: Zwischen Verbauung und Volksaufklärung. Kurmärkische Landprediger in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Berlin 1999. 258 S. (mschr.) und Stefan Lindemann: Johann Christoph Wöllner (1732–1800). Biographische Darstellung seiner ersten Lebenshälfte unter besonderer Berücksichtigung seines Wirkens in Groß und Klein Behnitz (Havelland). In: Berichte und Forschungen aus dem Domstift Brandenburg 5 (2012), S. 135–202.

pfründen natürlich mit einem nicht verheirateten Geistlichen gerechnet hatte. Nach der Reformation mußte nun aber plötzlich eine ganze Familie ernährt werden, die sich in vielen Fällen durch einen beachtlichen Kinderreichtum auszeichnete. Dieser Umschwung hat zweifellos dazu beigetragen, daß weniger ertragreiche Pfarrstellen, wengleich zunächst in bescheidener Größenordnung, gingen. In den Städten war, wie die Visitationsabschiede des 16. Jahrhunderts zeigen, eine angemessene Besoldung offenbar nur dadurch zu erreichen, daß man die zahlreichen Altarstiftungen der vorreformatorischen Zeit umwidmete und in einem „Gemeinen Kasten“ zusammenlegte.

Welche gravierenden Auswirkungen nicht zuletzt die sogenannte Preisrevolution des 16. Jahrhunderts gehabt haben muß, läßt sich nur andeutungsweise rekonstruieren. Nachzuweisen ist jedenfalls ein kontinuierlicher Anstieg der Getreidepreise: Mußte um das Jahr 1540 bei den niedrigsten Preisen für einen Scheffel Roggen (= 54,964 Liter) mit etwa 5,5 Groschen gerechnet werden, so war dieser Wert um 1600 auf etwa 12 Groschen gestiegen.⁷ Im Verlauf von 60 Jahren – der Zeitspanne zwischen der ersten und der letzten Kirchenvisitation – hatte sich der Preis also glatt verdoppelt und sich der Wert in Geld ausgezahlter Besoldungen folglich halbiert. Wengleich sich dieser Anstieg unter starken Schwankungen vollzog, so ist doch die Tendenz eindeutig und erlaubt eine Berechnung der langfristigen Inflationsrate mit knapp 1,5 Prozent.⁸

Nur unter günstigen Verhältnissen wird es also gelungen sein, den evangelischen Geistlichen ein Einkommen zu verschaffen, das ihrer akademischen Ausbildung einigermaßen entsprach. Ein besonderes Problem, nämlich die Versorgung der Pfarrwitwen, welche oft nur durch private Stiftungen und lokale Predigerwitwenkassen erfolgen konnte, muß an dieser Stelle außer Betracht bleiben. Nachdem ein genereller Ausgleich der Einkommensverhältnisse erst im späten 19. Jahrhundert und nur mit Hilfe des Staates erreicht worden war,⁹ bedrohten im 20. Jahrhundert zwei Weltkriege und die nachfolgenden Geldentwertungen diesen Erfolg von neuem. Während in der DDR die Pastoren zu den ausgesprochen schlecht bezahlten Berufsgruppen gehörten, haben die Kirchen in der Bundesrepublik auf eine unge-

⁷ Peter-Michael Hahn: Struktur und Funktion des brandenburgischen Adels im 16. Jahrhundert. Berlin 1979, S. 344–346 (Historische und pädagogische Studien; 9). Ein Wispel = 24 Scheffel kostete demnach mindestens 288 Groschen oder 9 fl. (gerechnet zu 32 Groschen). Vgl. auch den Artikel „Preisrevolution“ in: Von Aktie bis Zoll. Ein historisches Lexikon des Geldes. Hrsg. von Michael North. München 1995, S. 313–315.

⁸ Dieser Wert stimmt auffallend genau überein mit der für einen kürzeren Zeitraum (1585 bis 1601) und anhand ganz anderer Waren (Stoff und Schuhe) errechneten Inflationsrate, vgl. Uwe Czubatyński: Historische Perspektiven des kirchlichen Stiftungswesens. In: Berichte und Forschungen aus dem Domstift Brandenburg 1 (2008), S. 140–149, besonders S. 145.

⁹ Zur Reform der Pfarrergehälter vgl. die Ausführungen von Klaus Erich Pollmann in: Tausend Jahre Kirche in Berlin-Brandenburg. Hrsg. von Gerd Heinrich. Berlin 1999, S. 579–582.

fähre Gleichstellung mit den entsprechenden Besoldungsgruppen des öffentlichen Dienstes geachtet.

Die bereits genannten Aspekte machen es verständlich, daß die Lebensläufe der Pastoren schon im 18. Jahrhundert ein beliebter Forschungsgegenstand gewesen sind. War es zunächst das Bemühen, auf lokaler Ebene Daten zu den Honoratioren festzuhalten, so entwickelte sich in neuerer Zeit daraus ein ganzer Forschungszweig. Gelegentlich nannte er sich etwas gräkomant und hochtrabend „Presbyterologie“ und bezog sich zunehmend auf ganze Landschaften oder Landeskirchen. Hervorgegangen sind daraus die sogenannten Pfarrerbücher, die ein oft konsultiertes Hilfsmittel für zahlreiche Fragestellungen geworden sind.¹⁰ Für einen kurzen Überblick zu dieser Gattung bietet es sich an, drei benachbarte Landschaften miteinander zu vergleichen, nämlich Mecklenburg, Brandenburg und die Kirchenprovinz Sachsen. Die auf diese Landeskirchen bezüglichen Pfarrerbücher sind im Hinblick auf ihre Autoren und ihren Aufbau so unterschiedlich, wie es auch die genannten Regionen in ihren historisch bedingten Eigenarten sind.

Bemerkenswert schnell und früh, nämlich von 1924 bis 1937, ist das Pfarrerbuch für Mecklenburg (genauer: für den einstigen, größeren Landesteil Mecklenburg-Schwerin) erschienen. Die Angaben sind gerade unter familiengeschichtlichen Gesichtspunkten sehr eingehend, wegen der vielen Ergänzungen und Nachträge aber auch nicht ganz leicht zu überblicken. Wegen der in Mecklenburg vergleichsweise geringen Anzahl von Pfarreien und Kirchdörfern konnten über die bloßen Amtsdaten hinaus auch zahlreiche weitere Angaben zur Lokalgeschichte der einzelnen Pfarochien veröffentlicht werden. Der Verfasser Gustav Willgeroth (1868–1937) war selbst kein Pastor, sondern nacheinander Buchdruckereibesitzer, Bankdirektor und Leiter des Kirchensteueramtes in Wismar.¹¹

Weitaus gedrängter mußte die Darstellung im 1941 gedruckten Pfarrerbuch für die Mark Brandenburg ausfallen, da die wesentlich höhere Zahl der Pfarrstellen zu äußerster Beschränkung nötigte. Der Bearbeiter Otto Fischer (1869–1946) war selbst Pfarrer und hat sein opus magnum unter anderem durch die in verschiedenen Aufsätzen erfolgte Edition der Ordiniertenbücher vorbereitet. Daß die Drucklegung dieses dreibändigen Werkes noch während des Krieges – nach jahrzehntelanger Forschung in privater Initiative eines Einzelnen – möglich gewesen ist, grenzt an ein Wunder. Auch wenn die Nachteile dieses Pfarrerbuches (Lücken und Fehler

¹⁰ Einen generellen Überblick geben Karl Themel: Grundlagen der Presbyterologie. In: Herold-Jahrbuch 3 (1974), S. 74–120 sowie Heinrich Löber: Bibliographie der Pfarrerbücher deutscher Landeskirchen nebst evangelischer Kirchen im europäischen Ausland. In: Aus evangelischen Archiven Nr. 53 (2013), S. 21–42. Die auf Berlin-Brandenburg einschließlich Altmark bezügliche Literatur ist zusammengestellt bei Uwe Czubatynski: Bibliographie zur Kirchengeschichte in Berlin-Brandenburg. Band I: Allgemeines und Altmark. Nordhausen 2013, S. 23–25 und S. 149–151.

¹¹ Gustav Willgeroth zum Gedächtnis. In: Gustav Willgeroth, Die mecklenburgischen Pfarren. Ergänzungsband. Wismar 1937, S. 5–6 m. Abb.

sowie fehlende Quellennachweise) längst bekannt sind, ist es bis heute nicht ersetzt und bewährt sich als unentbehrliches Hilfsmittel für die Kirchengeschichte ebenso wie für die Orts- und Familiengeschichte.¹²

Für die aus höchst unterschiedlichen Gebieten unter preußischer Regie entstandene Kirchenprovinz Sachsen hat es schließlich ein ganzes Menschenalter gedauert, bis als Gemeinschaftsarbeit von 2003 bis 2009 ein zehnbändiges Pfarrerbuch erscheinen konnte. Das Bemühen, darin sowohl dem quellenkundlichen Aspekt als auch dem genealogischen Interesse Rechnung zu tragen, hat freilich zu einem Umfang und Preis geführt, der in vielen Fällen gegen eine private Anschaffung sprechen dürfte. Am Rande sei schließlich erwähnt, daß die westlich angrenzenden Nachbarn, nämlich die Landeskirchen von Hannover und Braunschweig, entsprechende Pfarrerbücher von 1941 bis 1953 bzw. von 1969 bis 1980 herausgegeben haben, so daß für die nord- und mitteldeutschen Regionen inzwischen so gut wie flächendeckend Nachschlagewerke existieren.

Abgesehen von einer Fortschreibung der älteren Pfarrerbücher bis in die Gegenwart bleiben jedoch auch Fragen offen, die ein Nachschlagewerk nicht oder nur rudimentär beantworten kann. Dazu zählt die Frage nach der sozialen Stellung, dem Ausbildungsweg, den konkreten Lebensumständen und dem Schicksal der Frauen und Töchter.¹³ Lebenserinnerungen und Memoiren, oft nur in Privatbesitz überliefert oder an abgelegenen Orten veröffentlicht, können zumindest für die jüngere Zeit wertvolles Material beisteuern. Auf jeden Fall öffnet sich hier für die künftige Forschung ein weites Feld, das über die persönlichen Einzelheiten hinaus immer auch zu einem besseren Verständnis der jeweiligen Zeitumstände beitragen wird. Wie notwendig die Sammlung privater Unterlagen ist, zeigt in aller Regel ein Blick in die Pfarrarchive: Obwohl diese ihrem Wesen nach dazu bestimmt sind, neben dem Leben der konkreten Gemeinde wenigstens die amtliche Tätigkeit des Pfarrers zu dokumentieren, fehlt es de facto meist an den notwendigsten Dingen. Da es nur selten eine Art von Personalakte gibt, muß man sich selbst die grundlegenden Daten mühsam zusammensuchen und zumindest für die jüngere Zeit darauf vertrauen, daß die Akten der Oberbehörden erhalten geblieben sind. In sehr vielen Fällen ist auch nicht daran gedacht worden, eine Fotografie des jeweiligen Amtsinhabers dem Archiv anzuvertrauen. So ist es nicht verwunderlich, wenn es oft schwierig bis

¹² Weitere Einzelheiten bei Uwe Czubatynski: Das Evangelische Pfarrerbuch als digitalisierte Ausgabe. In: Berichte und Forschungen aus dem Domstift Brandenburg 3 (2010), S. 198–201. Zu ergänzen ist als einzige Veröffentlichung *über* Otto Fischer der Aufsatz von Werner Heegewaldt: Die Bardeleben-Medaille und ihre Träger. Zur Geschichte einer wissenschaftlichen Auszeichnung. In: Festschrift zum 125jährigen Bestehen des Herold zu Berlin. Hrsg. von Bernhart Jähniß und Knut Schulz. Berlin 1994, S. 349–374, speziell S. 362 und Abb. auf S. 371 (diesen Hinweis verdanke ich Herrn Dr. Peter Bahl, Berlin).

¹³ Eine Untersuchung mit Seltenheitswert verdanken wir Herbert Schneidermann: Die weiblichen Nachkommen des Perleberger Pfarrers Joachim Rhau. In: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Prignitz 9 (2009), S. 42–57.

unmöglich ist, sich aus den vor Ort erhaltenen Akten ein anschauliches Bild der dort einst tätigen Pastoren zu erarbeiten. Versäumnisse früherer Zeiten hinsichtlich der Überlieferungsbildung lassen sich erfahrungsgemäß in den Archiven nur selten und nur mit hohem Aufwand durch bestandsergänzende Maßnahmen korrigieren. Eine zweifellos reizvolle Aufgabe besteht nun darin, die soziale Herkunft der Pfarrer innerhalb einer eng begrenzten Region zu untersuchen. Den Ausgangspunkt für eine diesbezügliche Analyse bietet die verdienstvolle Zusammenstellung solcher Pastoren, die in der Stadt Perleberg geboren wurden.¹⁴ Grundlage bleiben die im Pfarrerbuch von Otto Fischer publizierten Lebensläufe, so daß die Datenbasis mit der Reformationszeit beginnt, im Anfang des 20. Jahrhunderts endet und nur solche Personen umfaßt, die später auch in der Mark Brandenburg amtiert haben. Unter diesen Voraussetzungen läßt sich die Gesamtzahl der in der Prignitz geborenen Pfarrer mit 529 Personen berechnen. Die Verteilung auf die einzelnen Städte läßt ein ganz erhebliches Gefälle erkennen:

| | |
|-------------|----|
| Perleberg | 77 |
| Pritzwalk | 47 |
| Havelberg | 43 |
| Kyritz | 33 |
| Wittstock | 28 |
| Lenzen | 17 |
| Wilsnack | 16 |
| Wittenberge | 5 |
| Freyenstein | 4 |
| Meyenburg | 4 |
| Putlitz | 4 |

In der Summe ergeben sich daraus 278 Personen oder 52,6 %, die aus einer Stadt stammen. Damit haben, gemessen an der Bevölkerungszahl, die Städte der Prignitz einen überdurchschnittlichen Anteil des Theologennachwuchses gestellt, zumal auf diese Städte im Jahre 1881 nur 26 von 110 Pfarrstellen (= 23,6 %) entfielen. Daß darunter die Stadt Perleberg an erster Stelle steht, obwohl auch sie nicht dauerhaft

¹⁴ Gottfried Winter: Berühmt gewordene Pfarrerssöhne aus der Prignitz. In: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Prignitz 11 (2011), S. 180–195. Zu ergänzen sind Paul Block (geb. 11. 12. 1627, gest. Kubbier 1696), Joachim Blumenthal (geb. 27. 11. 1572, gest. Havelberg-Stadt 8. 10. 1651), Karl Friedrich Conow (geb. 7. 3. 1737, gest. Gulow 17. 10. 1818), Johann Christian Fahrenholtz (geb. 15. 3. 1754, gest. Gantikow 13. 4. 1826), Daniel Krippenstapel (getauft 4. 2. 1655, gest. Garlin ca. 1718 [vgl. Mitteldeutsche Familienkunde 13.1972, S. 373–379 und Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte 23.1972, S. 119–122]), Joachim Reichardt (getauft 9. 1. 1653, gest. Bechlin 12. 2. 1744), Bernhard Schmied (Diaconus in Perleberg) und sein gleichnamiger Sohn (Pfarrer in Pinnow seit 1678 und älterer Bruder des Sabellus Fabricius in Buckow).

über eine gelehrte Lateinschule verfügte,¹⁵ ist keineswegs mit der Einwohnerzahl, sondern wohl zu Recht mit den dort vorhandenen Benefizien und Stipendienstiftungen zu erklären. Erst mit weitem Abstand folgen die kleinen Mediatstädte, denen offensichtlich das entsprechende Milieu und die notwendigen Mittel fehlten, um den Nachwuchs zum Theologiestudium zu ermuntern.

Von den 77 aus Perleberg gebürtigen Theologen lassen sich in 55 Fällen die Berufe der Väter ermitteln. Unbekannt bleibt die familiäre Herkunft insbesondere für Personen des 16. Jahrhunderts, da die entsprechenden biographischen Daten fehlen und sich auch nicht mehr ermitteln lassen. Die Auswertung¹⁶ zeigt nun mit einer ungefähren Drittelung recht ausgeglichene Verhältnisse: 19 Personen oder 34,5 % stammten aus solchen Familien, die dem Handwerk oder Gewerbe zuzurechnen sind. Trotz der sehr kleinen Stichprobe zeigt sich hier die große Bandbreite städtischen Broterwerbs und die feste Verankerung im bürgerlichen Milieu (5x Kaufmann, 2x Bäcker, 2x Schneider, 2x Schönfärber, Brauer, Gastwirt, Waffenschmied, Knopfmacher, Hutmacher, Bürger, Kupferschmied, Schuhmacher). Ebenfalls 19 Personen stammten selbst aus einem Pfarrhaus, wobei dieser Trend gelegentlich noch dadurch verstärkt wurde, daß dies bereits durch mehrere Generationen hindurch der Fall war oder auch die Mutter aus einem Pfarrhaus kam. Die Fachliteratur hat dieses altbekannte Phänomen mit dem unschönen Begriff der Selbstrekrutierung beschrieben. 17 Personen oder 31 % hatten schließlich Akademiker oder Beamte als Vater. Auch diese etwas großzügig zusammengefaßte Gruppe (bei den Bürgermeistern älterer Zeit wird man freilich ein Universitätsstudium annehmen dürfen) bietet ein buntes Bild (4x Bürgermeister, 2x Lehrer, Dr. med., Apotheker, Rendant, Reichsbankkassierer, Oberlehrer, Musikdirektor, Küster, Landgerichtsrat, Polizeiassistent, Rechtsanwalt, Lyzealdirektor). Was bei den Elternhäusern gänzlich fehlt, sind der Adel, das Militär und die unteren Bevölkerungsschichten. Dieses Bild deckt sich in ganz erstaunlichem Maße mit den fast identischen Beobachtungen, die für das späte 19. Jahrhundert in Westfalen gemacht worden sind.¹⁷ Für das 20. Jahrhundert lassen sich zur Herkunft der angehenden Theologen keine verbindlichen Aussagen treffen, weil es dazu bisher an biographischen Nachschlagewerken fehlt. Aus eigener Beobachtung läßt sich lediglich vermuten, daß sich nach 1945 unter ganz anderen kirchlichen und politischen Rahmenbedingungen die soziale Herkunft der Pfarrerschaft nicht unwesentlich erweitert und verändert hat.

¹⁵ Vgl. (auch zum hohen Anteil von Theologen an den Neuruppiner Abiturienten) Johannes Schultze: Schulwesen und Geistesleben seit der Reformation. In: ders., Die Prignitz. Aus der Geschichte einer märkischen Landschaft. Köln, Graz 1956, S. 315–325 (Mitteldeutsche Forschungen; 8).

¹⁶ Umfassendere und weiter ausdifferenzierte Statistiken finden sich bei Sigrid Bormann-Heischkeil: Die soziale Herkunft der Pfarrer und ihrer Ehefrauen. In: Martin Greiffenhagen [Hrsg.], Das evangelische Pfarrhaus. Eine Kultur- und Sozialgeschichte. 2. Aufl. Stuttgart 1991, S. 149–174.

¹⁷ Oliver Janz: Bürger besonderer Art. Evangelische Pfarrer in Preußen 1850–1914. Berlin, New York 1994, S. 106–108 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin; 87).

Einer näheren Untersuchung sollen schließlich auch die materiellen Grundlagen unterzogen werden, sofern sie die in der Prignitz einst befindlichen Pfarrstellen betreffen.¹⁸ Eine enorm hilfreiche statistische Quelle für das Einkommen der einzelnen Stellen vor der zentralen Neuregelung der Pfarrbesoldung im Jahre 1899 ist der älteste Pfarralmanach für die Mark Brandenburg von 1881.¹⁹ Die dort enthaltenen Angaben über das reine Pfründeneinkommen sind den nachfolgenden Tabellen für die einzelnen Kirchenkreise der Prignitz zugrundegelegt, allerdings nach der Höhe des Einkommens sortiert. Ergänzend dazu wird die Anzahl der Pfarrhufen und die Zahl der Kommunikanten aufgeführt, sofern die Visitationsabschiede des 16. Jahrhunderts diese Angaben enthalten. Was die Zuordnung der einzelnen Gemeinden zu den Kirchenkreisen anbelangt, so wird ebenfalls der Stand von 1881 wiedergegeben, so daß spätere Verschiebungen unberücksichtigt bleiben. Dieser Zustand wird sodann verglichen mit dem Pfarralmanach von 2007, der offensichtlich die letzte gedruckte Version dieser traditionsreichen Gattung darstellt. Die im Jahr 2007 tatsächlich noch besetzten Pfarrstellen (nicht die nur noch *de jure* existenten Stellen) sind in den Tabellen mit einem Sternchen gekennzeichnet.

*Kirchenkreis Havelberg-Wilsnack*²⁰

| Ort | Einkommen | Pfarrhufen | Kommunikanten |
|------------------|-----------|------------|---------------|
| Legde | 6.123,- | 3 | |
| Nitzow | 5.311,- | 2 | |
| Havelberg Dom I* | 4.533,- | | |
| Quitzebel | 4.520,- | 2 | 70 |
| Gumtow* | 4.353,- | 2 | |
| Schönhagen* | 4.136,- | 2 | |
| Breddin* | 3.783,- | | |

¹⁸ Ein konkretes Beispiel ist untersucht bei Uwe Czubatynski: 700 Jahre Quitzebel. Beiträge zur Ortsgeschichte auf der Grundlage des Pfarrarchivs. Nordhausen 2010, S. 108–115.

¹⁹ Pfarr-Almanach für Berlin und den Regierungs-Bezirk Potsdam. Mit Benutzung amtlicher Quellen hrsg. von Arwed John. Berlin: Selbstverlag 1881. 244 S. (dasselbe 1883. 247 S.) Die Stelleneinkommen, nunmehr für die gesamte Provinz, sind mit einzelnen Abweichungen auch genannt in: Verzeichniß der evangelischen Pfarrstellen in der Provinz Brandenburg. Mit Benutzung amtlicher Quellen hrsg. von Hermann Bleeser. Berlin 1886 und 1894 sowie im Pfarr-Almanach für Berlin und die Provinz Brandenburg. Berlin 1898.

²⁰ Der Kirchenkreis Havelberg-Wilsnack wurde 1878 gebildet, nachdem bereits seit 1863 eine gemeinsame Kreissynode bestand. Der Sitz der Superintendentur war bis in 1923 Havelberg, danach in Bad Wilsnack. Am 1.3.1999 wurden die Kirchenkreise Havelberg-Wilsnack (mit Ausnahme der an den Kirchenkreis Kyritz-Wusterhausen abgegebenen Pfarrsprengel Breddin und Stüdenitz) und Pritzwalk zum Kirchenkreis Havelberg-Pritzwalk vereinigt. Zum 1.7.2013 wurden die Kirchenkreise Havelberg-Pritzwalk und Perleberg-Wittenberge zum Kirchenkreis Prignitz fusioniert.

| | | | |
|--------------------------------|---------|---|-----|
| Stüdenitz | 3.759,– | 2 | |
| Söllenthin | 3.744,– | 1 | |
| Groß Leppin* | 3.740,– | 1 | |
| | | | |
| Havelberg Stadt I | 3.460,– | | |
| Groß Welle | 3.310,– | 2 | |
| Klein Lüben | 3.258,– | 1 | |
| Rühstädt* | 3.204,– | 2 | 100 |
| Havelberg Stadt II | 2.518,– | | |
| Wilsnack II | 2.517,– | | |
| Wilsnack I* | 2.300,– | | |
| Havelberg Dom II ²¹ | 2.052,– | | |

Durchschnittliches Einkommen: 3.701,17 RM (oberhalb der Leerzeile: über dem Durchschnitt liegende Einkommen und umgekehrt).

| | | |
|----------------------------|----|-------|
| Pfarrstellen im Jahr 1600: | 22 | 100 % |
| Pfarrstellen im Jahr 1881: | 18 | 82 % |
| Pfarrstellen im Jahr 2007: | 7 | 32 % |

Eingegangene Pfarrstellen vom 16. bis 19. Jahrhundert (vgl. Fischer 1941, S. 92–96): Garz (mit 5 Hufen und 100 Kommunikanten, zu Groß Welle), Netzow (1 Hufe, zu Schönhagen bei Gumtow), Schönemark (2 Hufen, zu Stüdenitz) und Vehlgest (zu Breddin). Bereits vor der Reformation eingegangen: Abbendorf (zu Legde) und Zernikow (Wüstung, später zu Gr. Leppin).²²

*Kirchenkreis Kyritz*²³

| Ort | Einkommen | Pfarrhufen | Kommunikanten |
|------------|-----------|------------|---------------|
| | | | |
| Kyritz I* | 5.663,– | 5 | |
| Barenthin* | 5.005,– | 2 | 120 |

²¹ Da 1881 vakant, ergänzt nach Alfred Zoellner: Chronik der Stadt Havelberg. Bd. I, Rathenow 1893, S. 318. 1883 und 1886 werden nur 1.800,– RM genannt, 1894 aber 2.049,– RM.

²² Quelle für diese Angaben ist neben den Visitationsabschieden (Victor Herold, 1931) und dem Historischen Ortslexikon der Prignitz (Lieselott Enders, 1997) auch Uwe Czubatynski: Die Mitgliederverzeichnisse des Pritzwalker Heidekalands aus dem 15. Jahrhundert. In: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Prignitz 9 (2009), S. 99–117.

²³ Die Kirchenkreise Kyritz und Wusterhausen wurden am 1.1.1968 zum Kirchenkreis Kyritz-Wusterhausen mit Sitz der Superintendentur in Kyritz vereinigt.

| | | | |
|-------------|---------|---|----|
| Vehlow | 4.860,- | 2 | 60 |
| Berlitt | 4.783,- | 2 | 60 |
| Lohm | 4.714,- | | 60 |
| Demerthin | 3.837,- | 1 | 90 |
| | | | |
| Dahlhausen* | 3.620,- | 3 | |
| Vehlin | 3.519,- | 5 | |
| Gantikow | 3.183,- | 2 | 30 |
| Wutike | 3.107,- | 2 | |
| Drewen | 3.050,- | 2 | 60 |
| Bendelin | 2.855,- | 1 | |
| Rosenwinkel | 2.658,- | 3 | 60 |
| Kyritz II* | 2.410,- | | |

Durchschnittliches Einkommen: 3.804,57 RM

| | | |
|----------------------------|----|-------|
| Pfarrstellen im Jahr 1600: | 19 | 100 % |
| Pfarrstellen im Jahr 1881: | 14 | 74 % |
| Pfarrstellen im Jahr 2007: | 4 | 21 % |

Eingegangene Pfarrstellen vom 16. bis 19. Jahrhundert (vgl. Fischer 1941, S. 104–106): Bantikow (2 Hufen, zu Kyritz), Blumenthal (1 Hufe, zu Dahlhausen), Dannenwalde (1 Hufe, zu Demerthin etc.), Kyritz III und Rehfeld (2 Hufen, 60 Kommunikanten, zu Berlitt). Bereits vor der Reformation eingegangen: Grabow bei Blumenthal (zu Rosenwinkel) und Langnow (zu Dahlhausen bzw. Kolrep).

Barenthin ist einer der sehr seltenen Fälle, wo nach jahrhundertelanger Vakanz erst seit 1868 wieder eine Stelle dauerhaft besetzt wurde, also eine *mater vagans* wieder den Status einer *mater* (Mutterkirche) erlangte. Unberücksichtigt bleibt die mit 8.000,- RM ausgesprochen reich dotierte Parochie Zernitz (mit Holzhausen), die zwar zum Kreis Ostprignitz gehörte, aber zum Kirchenkreis Wusterhausen zählt.

*Kirchenkreis Lenzen*²⁴

| Ort | Einkommen | Pfarrhufen | Kommunikanten |
|-----|-----------|------------|---------------|
| | | | |

²⁴ Der Kirchenkreis Lenzen wurde am 1.4.1918 zum Kirchenkreis Wittenberge umgewandelt. Dieser wurde zum 1.4.1967 mit dem Kirchenkreis Perleberg zum Kirchenkreis Perleberg-Wittenberge vereinigt. Der Sitz der Superintendentur befindet sich seitdem in Perleberg.

| | | | |
|--------------|---------|-----|-----|
| Garlin* | 4.098,- | 2 | 200 |
| Lenzen I* | 3.552,- | | |
| Boberow | 3.237,- | 2 | 80 |
| Lenzerwische | 3.055,- | 1 | 300 |
| Seedorf | 2.739,- | | 100 |
| | | | |
| Lanz* | 2.694,- | 1,5 | 100 |
| Mödlich | 2.484,- | 1 | 100 |
| Pröttlin | 2.102,- | 3 | 100 |
| Warnow* | 2.038,- | 2 | 100 |
| Wustrow | 1.953,- | | |
| Lenzen II | 1.835,- | | |

Durchschnittliches Einkommen: 2.707,91 RM

| | | |
|----------------------------|----|-------|
| Pfarrstellen im Jahr 1600: | 14 | 100 % |
| Pfarrstellen im Jahr 1881: | 11 | 79 % |
| Pfarrstellen im Jahr 2007: | 4 | 29 % |

Eingegangene Pfarrstellen vom 16. bis 19. Jahrhundert (vgl. Fischer 1941, S. 174–177): Bochin (4 Hufen, zu Wustrow), Mankmuß (2 Hufen, 80 Kommunikanten, zu Boberow) und Pinnow (100 Kommunikanten, zu Groß Warnow bzw. Garlin). Bereits vor der Reformation eingegangen: Deibow (zu Pröttlin).

*Kirchenkreis Perleberg*²⁵

| Ort | Einkommen | Pfarrhufen | Kommunikanten |
|----------------|-----------|-------------|---------------|
| | | | |
| Kletzke | 5.952,- | 2 | |
| Wittenberge I* | 3.635,- | | 300 |
| Uenze* | 3.633,- | 3 (Kleinow) | 200 |
| Perleberg I* | 3.541,- | | |
| Rosenhagen | 3.315,- | 2 | 80 |
| Bentwisch* | 2.891,- | | 100 |
| Cumlosen | 2.813,- | | 100 + 300 |

²⁵ Zu dem alten Kirchenkreis Perleberg kamen am 1.4.1930 einige Pfarrsprengel aus dem aufgelösten Kirchenkreis Putlitz hinzu. Die Kirchenkreise Perleberg und Wittenberge wurden am 1.4.1967 zum Kirchenkreis Perleberg-Wittenberge vereinigt. Zum 1.7.2013 wurden die Kirchenkreise Havelberg-Pritzwalk und Perleberg-Wittenberge zum Kirchenkreis Prignitz fusioniert.

| | | | |
|-----------------|---------|------------|-----|
| Krampfer | 2.790,- | 1 | 80 |
| Groß Gottschow | 2.502,- | 2 | 100 |
| Perleberg II* | 2.453,- | | |
| Sükow | 2.421,- | 3 bzw. 1 | 100 |
| Perleberg III | 2.274,- | | |
| Groß Breese | 2.233,- | | 100 |
| Premslin* | 2.185,- | 2 | 120 |
| Nebelin | 2.077,- | 1 | 80 |
| Gulow* | 1.935,- | 2 | 40 |
| Quitzwow | 1.884,- | 3,5 bzw. 2 | 100 |
| Wittenberge II* | 1.774,- | | |
| Viesecke | 1.735,- | 2 + 1 | 100 |
| Blüthen | 1.686,- | | 100 |

Durchschnittliches Einkommen: 2.686,45 RM

| | | |
|----------------------------|----|-------|
| Pfarrstellen im Jahr 1600: | 25 | 100 % |
| Pfarrstellen im Jahr 1881: | 20 | 80 % |
| Pfarrstellen im Jahr 2007: | 8 | 32 % |

Eingegangene Pfarrstellen vom 16. bis 19. Jahrhundert (vgl. Fischer 1941, S. 124–129): Burghagen (48 Kommunikanten, zu Perleberg), Düpow = Perleberg IV (1 Hufe), Kunow (2 Hufen, zu Kletzke), Rambow bei Kleinow (2 Hufen, 100 Kommunikanten, zu Rosenhagen) und Stavenow (zu Blüthen). Bereits vor der Reformation eingegangen: Glövizin (zu Premslin), Rohlsdorf bei Perleberg (zu Rosenhagen bzw. Groß Gottschow), Schilde (zu Bentwisch) und Weisen (zu Groß Breese). Anstelle von Premslin tritt seit 1972 Karstädt.

*Kirchenkreis Pritzwalk*²⁶

| Ort | Einkommen | Pfarrhufen | Kommunikanten |
|------------|-----------|------------|---------------|
| Lindenberg | 6.042,- | 1 | |

²⁶ Zu dem alten Kirchenkreis Pritzwalk kamen am 1.4.1930 einige Pfarrsprengel aus dem aufgelösten Kirchenkreis Putlitz hinzu. Die Kirchenkreise Pritzwalk und Havelberg-Wilsnack (mit Ausnahme der Pfarrsprengel Breddin und Stüdenitz) wurden am 1.3.1999 zum Kirchenkreis Havelberg-Pritzwalk vereinigt. Der Sitz der Superintendentur befand sich seit dem Amtsantritt von Sup. Volker Sparre am 1.3.2001 in Pritzwalk. Zum 1.7.2013 wurden die Kirchenkreise Havelberg-Pritzwalk und Perleberg-Wittenberge zum Kirchenkreis Prignitz fusioniert.

| | | | |
|---------------|---------|-----|-----|
| Kolrep* | 4.527,- | 3 | 60 |
| Freyenstein* | 4.434,- | 2 | |
| Meyenburg I* | 4.179,- | 1 | |
| Falkenhagen | 3.680,- | 2 | |
| Kuhsdorf | 3.642,- | | |
| Kuhbier | 3.483,- | | |
| Pritzwalk I* | 3.336,- | 1 | |
| Buchholz | 3.240,- | 1 | |
| | | | |
| Schönhagen | 3.166,- | 3 | |
| Pritzwalk II* | 2.949,- | | |
| Schreppkow | 2.926,- | 2 | |
| Techow* | 2.748,- | | |
| Reckenthin | 2.728,- | | |
| Halenbeck | 2.691,- | 1+2 | |
| Sadenbeck | 2.617,- | | 100 |
| Kemnitz* | 2.552,- | 1 | 80 |
| Pritzwalk III | 2.400,- | | |
| Beveringen | 2.106,- | 1 | |
| Rohlsdorf | 1.968,- | 1 | 100 |
| Meyenburg II | 1.530,- | | |

Durchschnittliches Einkommen: 3.187,81 RM

| | | |
|----------------------------|----|-------|
| Pfarrstellen im Jahr 1600: | 28 | 100 % |
| Pfarrstellen im Jahr 1881: | 21 | 75 % |
| Pfarrstellen im Jahr 2007: | 7 | 25 % |

Eingegangene Pfarrstellen vom 16. bis 19. Jahrhundert (vgl. Fischer 1941, S. 144–150): Blesendorf (3 bzw. 4 Hufen, 160 Kommunikanten, zu Sadenbeck), Freyenstein II, Groß Pankow (1 Hufe, zu Kuhbier), Mesendorf (2 Hufen, zu Kuhsdorf), Schönebeck (1 Hufe, 40 Kommunikanten, zu Buchholz), Steffenshagen (1,5 Hufen, zu Triglitz, 1881 KK Putlitz) und Vettin (1 bzw. 2 Hufen, zu Lindenberg).

Außer Betracht bleibt die 4. Pfarrstelle von Pritzwalk, die nur zweimal im 18. Jahrhundert besetzt worden ist, sowie Redlin, das 1891 von Groß Pankow (Mecklenburg-Schwerin) abgetrennt wurde. Sarnow (2,5 Hufen) scheint bereits vor der Reformation eingegangen zu sein (später *mater conjuncta* von Buchholz, ab 1763 von Pritzwalk III). Dasselbe betrifft Giesensdorf (1 Hufe, vereinigt mit Pritzwalk

II), Bölzke (mit 3 bw. 2 Hufen, zu Techow), Kehrberg (1 Hufe, zu Lindenberg), Rapsghagen (2 Hufen, zu Halenbeck) und Niemerlang (zu Freyenstein).

*Kirchenkreis Putlitz*²⁷

| Ort | Einkommen | Pfarrhufen | Kommunikanten |
|--------------|-----------|------------|---------------|
| Putlitz I* | 4.254,- | 10 | |
| Seddin | 2.952,- | 4 + 3 | |
| Dallmin | 2.802,- | 2 | 100 |
| Putlitz II | 2.413,- | | |
| Stepenitz | 2.368,- | | |
| Mertensdorf* | 2.332,- | | |
| Tacken | 2.321,- | 2 | 60 |
| | | | |
| Triglitz | 2.210,- | 2 | |
| Berge* | 1.554,- | 1 | 300 |
| Bresch | 1.356,- | | 100 |
| Mansfeld | 1.318,- | 4 + 1 | |
| Neuhausen | 1.239,- | | |

Durchschnittliches Einkommen: 2.259,92 RM

| | | |
|----------------------------|----|-------|
| Pfarrstellen im Jahr 1600: | 11 | 100 % |
| Pfarrstellen im Jahr 1881: | 12 | 109 % |
| Pfarrstellen im Jahr 2007: | 3 | 27 % |

Eingegangene Pfarrstellen vom 16. bis 19. Jahrhundert (vgl. Fischer 1941, zu Perleberg und Pritzwalk): keine. Tacken wurde erst 1570 von Seddin abgezweigt (vgl. Herold 1931, S. 218); Mertensdorf wurde erst kurz nach 1600 (mit Unterbrechung durch den 30jährigen Krieg) eine eigene Pfarrstelle.

*Kirchenkreis Wittstock*²⁸

²⁷ Der Kirchenkreis Putlitz wurde am 1.4.1930 aufgelöst und auf die Kirchenkreise Perleberg und Pritzwalk aufgeteilt.

²⁸ Der Kirchenkreis Wittstock fusionierte zum 1.1.1998 mit dem Kirchenkreis Ruppín zum Evang. Kirchenkreis Wittstock-Ruppín (mit Sitz der Superintendentur in Wittstock) und überschritt damit die historischen Grenzen der Prignitz (Kirchliches Amtsblatt der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg 1997, S. 195).

| Ort | Einkommen | Pfarrhufen | Kommunikanten |
|-----------------|-----------|------------|---------------|
| Wittstock I* | 5.871,- | 6 | |
| Dossow* | 4.368,- | 4 | |
| Papenbruch* | 4.167,- | 3 | |
| Dranse | 3.777,- | 3 | |
| Gadow | 2.940,- | 2 | 70 |
| Wernikow* | 2.739,- | 2 | |
| Zaatzke | 2.733,- | 2 | |
| Christdorf | 2.484,- | 2 | |
| Königsberg | 2.480,- | 2 | |
| Wittstock II | 2.425,- | | |
| Dorf Zechlin* | 2.318,- | 14 (!) | |
| Herzprung | 2.115,- | 2 | |
| Wittstock III | 1.800,- | | |
| Flecken Zechlin | 1.660,- | | |

Durchschnittliches Einkommen: 2.991,21 RM

| | | |
|----------------------------|----|-------|
| Pfarrstellen im Jahr 1600: | 15 | 100 % |
| Pfarrstellen im Jahr 1881: | 14 | 93 % |
| Pfarrstellen im Jahr 2007: | 5 | 33 % |

Eingegangene Pfarrstellen vom 16. bis 19. Jahrhundert (vgl. Fischer 1941, S. 177–180): Babitz (3 + 2 Hufen, zu Dossow) und Biesen (2 Hufen, zu Wittstock). Einen Zuwachs stellt Flecken Zechlin dar (1870 abgetrennt von Dorf Zechlin). Unberücksichtigt bleibt Zechlinerhütte (1911 abgetrennt von Dorf Zechlin).

Die Prignitz insgesamt

Das durchschnittliche Einkommen sämtlicher hier untersuchter 110 Pfarrstellen des Jahres 1881 beträgt 3.084,91 RM. Nicht aufgeschlüsselt werden kann hier die Zusammensetzung dieser Einkünfte. Zumindest bei den ländlichen Pfarreien ist davon auszugehen, daß bei tendenziell abnehmender Eigenwirtschaft die Pachteinkünfte an erster Stelle standen, ergänzt durch Naturalabgaben, Stolgebühren und Kapitalerträge. Gleichwohl verspricht die Berücksichtigung dieser Komponenten im Einzelfall wertvolle Einblicke in die allgemeine Geschichte des Grundbesitzes (Bauernbefreiung und Separation, Zunahme der Bevölkerung, Entwicklung der Bodenpreise, Ablösung von Naturalleistungen, Verarmung durch Krieg und Inflation).

Die durchschnittlichen Einkommen innerhalb der einzelnen Kirchenkreise lassen sich gerundet und in absteigender Reihenfolge folgendermaßen zusammenfassen:

| | |
|--------------------|---------|
| Kyritz | 3.804,- |
| Havelberg-Wilsnack | 3.701,- |
| Pritzwalk | 3.187,- |
| Wittstock | 2.991,- |
| Lenzen | 2.707,- |
| Perleberg | 2.686,- |
| Putlitz | 2.259,- |

Eine einfache Erklärung läßt sich für diese Staffelung auch durch die Betrachtung der jeweiligen Bodenqualitäten nicht finden. Ein Blick auf die Kartierung der Grundsteuerreinerträge zeigt für die Prignitz nämlich ein deutliches Gefälle von West nach Ost in Richtung Ruppiner Land.²⁹ Demnach müßten die Kirchenkreise Kyritz und Wittstock besonders schlecht abschneiden, was sie jedoch nach den vorliegenden Zahlen nicht tun. Besonders magere Böden sind in den nördlichen Regionen der Prignitz nur im Bereich des Klosters Stepenitz zu beobachten, dessen Pfarrstelle jedoch nicht zu den ganz schlecht dotierten gehört. Umgekehrt sind besonders ertragreiche Böden in der Elbniederung um Lenzen zu verzeichnen. Die dortigen Pfarrstellen (Lenzerwische = Kietz, Seedorf, Mödlich) gehören aber durchaus nicht zu den besonders reichen Pfründen. Man wird daher annehmen müssen, daß ein gewisser Ausgleich bereits im Mittelalter dadurch stattgefunden hat, daß bei ärmeren Böden größere Flächen gestiftet wurden oder die Abgaben der Eingepfarrten höher veranschlagt wurden. Im letzteren Fall waren die Einkünfte daher unmittelbar von der Bevölkerungszahl abhängig.

Einer gesonderten Betrachtung bedürften eigentlich die Angaben zu den Kommunikanten. Diese Zahlen sind freilich nur sehr lückenhaft überliefert und in vielen Fällen offensichtlich in gerundeter Form angegeben (zum Beispiel: ein Schock Kommunikanten). Eine systematische Zusammenstellung und Untersuchung aller überlieferten Angaben fehlt bis heute. Verlässliche Schlüsse auf die Einwohnerzahl einzelner Orte lassen sich nicht ohne weiteres ziehen. Eher noch lassen sich relative Größenangaben machen, sofern die meisten Dörfer unter normalen Verhältnissen zwischen 60 und 120 Kommunikanten aufwiesen. Unbekannt bleibt aber in jedem Fall die Zahl der Kinder, die noch nicht am Abendmahl teilnahmen. Auch bleibt es im Verborgenen, ob die erstmalige Teilnahme am Abendmahl (wie später durch Konfirmation und Ende der Schulzeit markiert) ab etwa dem 14. Lebensjahr

²⁹ Historischer Handatlas von Brandenburg und Berlin, Lieferung 18: Grundsteuerreinerträge 1925. Berlin 1960 (c 1965). 1 Karte und Textbeilage von Konrad Merkel.

stattfand. Ein zufälliger Fund im Visitationsabschied von 1541 für das altmärkische Dorf Wahrenberg erlaubt aber den vorsichtigen Schluß, daß auf jeden Hof etwa 3 erwachsene Kommunikanten zu rechnen sind.³⁰ Die Zahl der dortigen Kommunikanten wird nämlich mit 150 angegeben, die Zahl der abgabepflichtigen Hauseigentümer gleichzeitig mit ungefähr 46, wobei der Ort ausdrücklich als „ein fein, groß u. städtlich wohl gelegen Dorf“ bezeichnet wird. Auch bei Hinzurechnung von Kindern – zu veranschlagen sind möglicherweise wie in den Städten etwa 5 Personen pro Feuerstelle – scheint das darauf hinzuweisen, daß die Zahl aller Dorfbewohner noch deutlich geringer war als im 18. und erst recht im 19. Jahrhundert (genaue Einwohnerzahlen existieren für die Prignitz erst ab 1734, Angaben über die Zahl der Höfe aber bereits seit 1576).

An der Spitze der Pfarreinkünfte stehen in der Prignitz bezeichnenderweise nicht die Städte, sondern drei Dörfer, nämlich Legde (6.123,- RM), Lindenberg (6.042,- RM) und Kletzke (5.952,- RM). Es folgen nur noch vier weitere Orte, die ein Einkommen oberhalb von 5.000,- RM aufweisen, nämlich Wittstock I, Kyritz I, Nit-zow und Barenthin. Eine Erklärung für die genannten Spitzenreiter läßt sich nur vermutungsweise insofern finden, als daß es sich in den ersten drei Fällen um ursprünglich je zwei Pfarreien gehandelt hat (Legde mit Abendorf, Kletzke mit Kunow, Lindenberg mit Vettin). Sie waren offenbar mit guten Böden ausgestattet und konnten wohl ihren früheren Besitzstand angemessen bewahren. Andere Beispiele von fusionierten Pfarrsprengeln zeigen jedoch, daß diese keineswegs in allen Fällen besonders wohlhabend waren. Lehrreich ist überdies die Beobachtung, daß ausgerechnet Legde seine Pfarrstelle im 20. Jahrhundert eingebüßt hat (der letzte dort wohnhafte Pfarrer Herbert Domke starb 1966). Ursächlich für diese Entwicklung dürfte die relative Nähe zur Stadt Bad Wilsnack und vor allem die im 19. Jahrhundert versäumte Investition in ein zeitgemäßes Pfarrhaus gewesen sein (bei dem inzwischen veräußerten Haus handelt es sich um einen Fachwerkbau von 1797).

Die Schlußlichter bei der Pfarrbesoldung bilden drei Pfarreien im Kirchenkreis Putlitz, nämlich Bresch (1.356,- RM), Mansfeld (1.318,- RM) und Neuhausen (1.239,- RM). Daß durch diese Gegebenheiten des Pfründensystems extreme Ungerechtigkeiten entstanden – der Pfarrer von Legde hatte bei gleicher Anzahl von Dörfern fast das fünffache Einkommen seines ebenso studierten Amtsbruders in Neuhausen – liegt auf der Hand. Vergleichsweise schlecht ausgestattet waren darüber hinaus die Diakonate in den Städten, insbesondere Lenzen II, Wittenberge II und Meyenburg II. Hier wird man verallgemeinernd feststellen können, daß das mittelalterliche Modell nur *eines* Pfarrers pro Stadt mit einem oder mehreren Hilfs-

³⁰ Die Abschiede der in den Jahren 1540-1542 in der Altmark gehaltenen ersten General-Kirchen-Visitation mit Berücksichtigung der in den Jahren 1551, 1578-79 und 1600 gehaltenen Visitationen. Hrsg. von J[ulius] Müller und A[dolf] Parisius. Band I-II. Magdeburg, Salzwedel 1889-1929 (speziell Heft II/3, S. 292).

geistlichen (Kaplänen) unmittelbar praktische Auswirkungen bis in das späte 19. Jahrhundert hatte, im Falle von fehlenden zweiten Pfarrhäusern sogar bis in die Gegenwart nachwirkt. Bei diesen Verhältnissen ist es auch leicht verständlich, daß auf den schlecht dotierten Stellen ein häufigerer Wechsel der Stelleninhaber stattfand. Hinsichtlich der Gesamtzahl der Pfarrstellen in der Prignitz zeigt sich folgendes Bild:

| | | |
|----------------------------|-----|-------|
| Pfarrstellen im Jahr 1600: | 134 | 100 % |
| Pfarrstellen im Jahr 1881: | 110 | 82 % |
| Pfarrstellen im Jahr 2007: | 38 | 28 % |

Für die Zeit um 1540 sind von Gottfried Wentz für die Prignitz insgesamt 206 Kirchen festgestellt worden. Nach seiner Zählung befanden sich darunter 124 Mutterkirchen.³¹ Daraus ergibt sich rein rechnerisch, daß pro Pfarrstelle lediglich 1,66 Kirchen zu versorgen waren. Auch wenn die Städte mit mehreren Pfarrstellen dieses Rechenexempel ein wenig verfälschen, so ist doch erkennbar, daß die Pfarrsprengel sehr überschaubar waren, zumal es in der Prignitz (im Unterschied zu Mecklenburg) nur relativ wenige Siedlungen gab und gibt, die nicht über eine eigene Kirche verfügen.³² Die Differenz zu den oben aufgeführten 134 Mutterkirchen im Jahre 1600 erklärt sich daraus, daß Wentz vorübergehend nicht besetzte Pfarreien als Filialkirchen gezählt hat. Am Beispiel von Tacken ist jedoch ersichtlich, daß die Stelle mit Pfarrhufen und Pfarrhaus ausgestattet war und auch tatsächlich im Verlauf des 16. Jahrhunderts reaktiviert werden konnte. Für das Mittelalter lassen sich (mit einem unterschiedlichen Grad an Sicherheit) etwa 15 weitere Pfarrstellen nachweisen, so daß man davon ausgehen kann, daß das ausgebaute Netz der Pfarrkirchen die Reformationszeit nahezu unverändert überdauert hat. Für die vorreformatorische Zeit kann nicht oft genug betont werden, welche enorme Leistung hinter dem Bau der Kirchen und der Dotierung der Pfarrstellen steht, auch wenn diese Anstrengungen aufgrund fehlender Schriftquellen fast völlig unsichtbar bleiben.³³

Bei einem Blick auf diejenigen Pfarrstellen, die nach der Reformation aufgegeben worden sind, zeigt sich zwar eine Häufung der Verluste im 17. Jahrhundert, doch

³¹ Siehe die Rekonstruktion einer Bistumsmatrikel für die Mitte des 16. Jahrhunderts bei Gottfried Wentz: *Das Bistum Havelberg*. Berlin 1933, S. 399–419, speziell zur Prignitz S. 403–408 (*Germania sacra*; I/2). Für Glöwen ist die Eigenschaft als einstige Mutterkirche jedoch sehr zweifelhaft.

³² Zu erinnern ist diesbezüglich an den Aufsatz von Alfred Schirge: *Dorfkirchen in Klein-Parochien*. In: *Analecta Praemonstratensia* 63 (1987), S. 113–118.

³³ Seltene, vornehmlich niedersächsische Quellen des 12. und 13. Jahrhunderts sind zusammengestellt in: *Pfarrkirche und Dorf. Ausgewählte Quellen zur Geschichte des Niederkirchenwesens in Nordwest- und Mitteldeutschland vom 8. bis zum 16. Jahrhundert*. Hrsg. von Michael Erbe. Gütersloh 1973, besonders S. 35–49 (Texte zur Kirchen- und Theologiegeschichte; 19).

scheinen nur erstaunlich wenige Fälle eine unmittelbare Folge des 30jährigen Krieges gewesen zu sein. Aus dieser Beobachtung läßt sich schließen, daß trotz der verheerenden Kriegsschäden ein eiserner Wille zum Wiederaufbau des vormaligen Bestands vorhanden war. Regional bestehen beträchtliche, möglicherweise aber nur zufällige Unterschiede zwischen den einzelnen Kirchenkreisen: Während die größten Abgänge im Kirchenkreis Pritzwalk zu verzeichnen sind, gab es trotz der schlechten Dotierung im Kirchenkreis Putlitz keinen Stellenschwund. Zeitlich verteilen sich die Verluste an Pfarrstellen folgendermaßen: 16. Jahrhundert = 6 (Rehfeld, Mankmuß, Perleberg IV, Rambow bei Kleinow, Stavenow, Blesendorf); 17. Jahrhundert = 12 (Schönermark, Vehlgest, Blumenthal, Dannenwalde, Kyritz III, Bochin, Freyenstein II, Groß Pankow, Steffenshagen, Vettin, Biesen, Holzhausen); 18. Jahrhundert = 7 (Garz, Netzow, Bantikow, Burghagen, Kunow, Mesendorf, Schönebeck); 19. Jahrhundert = 2 (Pinnow, Babitz). Einfache statistische Korrelationen lassen sich auch hier nicht feststellen, da durchaus auch solche Stellen verschwanden, die – nach der bloßen Hufenzahl zu urteilen – gut ausgestattet gewesen sein müssen. Unschwer läßt sich jedenfalls erkennen, daß die Pfarrstellen – eben wegen ihrer statischen Pfründenstruktur – im 19. und 20. Jahrhundert nicht an der enormen Stellenvermehrung teilgenommen haben, die im Schuldienst ebenso vorstatten ging wie in der staatlichen und kommunalen Verwaltung.

Für das 20. Jahrhundert fehlt eine genaue Statistik, doch läßt sich die Entwicklung wohl dahingehend zusammenfassen, daß zahlreiche Stellen bereits durch die gravierenden Folgen der Inflationszeit unbesetzt bleiben mußten. Nach dem 2. Weltkrieg konnten noch einmal (vor allem mit dem Ziel flächendeckender geistlicher Versorgung der durch Flüchtlinge angewachsenen Bevölkerung) die vorhandenen Pfarrämter weitgehend besetzt werden. Nach zahlreichen Vakanzproblemen in der späteren DDR-Zeit folgten sehr einschneidende Veränderungen in den 25 Jahren nach der Wiedervereinigung. Aufgrund veränderter Finanzierungsbedingungen und kontinuierlich schrumpfender Kirchengemeinden hat ein regelrechtes Pfarrstellensterben eingesetzt, das es in diesem Ausmaß durch vier Jahrhunderte hinweg nicht gegeben hat. Diese mit andauernden Strukturveränderungen verbundenen, für alle Betroffenen schmerzlichen Anpassungsprozesse haben wahrscheinlich immer noch nicht ihren vorläufigen Endpunkt erreicht.

Ob sich aus der Betrachtung der historischen Gegebenheiten nun auch Leitlinien für die Gegenwart und Zukunft gewinnen lassen, bleibt indes eine schwierige Frage. Möglicherweise lassen sich jedoch die Beobachtungen in zweierlei Richtung auswerten und zusammenfassen: In zahlreichen Fällen haben sich die kirchlichen Strukturen offenbar viel zu zögerlich den tatsächlichen Verhältnissen angepaßt. Kritische Situationen traten immer dann ein, wenn Ortschaften ihre einstige Bedeutung einbüßten, die Bevölkerung abnahm oder sich der bauliche Zustand der Pfarrgehöfte verschlechterte. Gezielte Neugründungen (abgesehen von den Abtrennun-

gen bei Redlin, Flecken Zechlin, Zechlinerhütte und der Verlegung von Groß Lepin nach Glöwen sowie von Premslin nach Karstädt) hat es in der Prignitz analog zu der geringen Industrialisierung nur für die stark anwachsende Stadt Wittenberge gegeben (zweite Pfarrstelle 1860, dritte Pfarrstelle 1908, vierte Pfarrstelle 1918). Für die Zukunft wird es zum einen notwendig sein, die demographische Entwicklung genau zu beobachten, entsprechende Prognosen nicht zu ignorieren und über den aktuellen Haushaltsplan hinaus auch langfristige Planungen ohne Rücksicht auf persönliche Befindlichkeiten anzustellen. Auch muß es sinnlos erscheinen, Pfarrstellen an solchen Orten formell aufrechtzuerhalten, in denen es im Extremfall nur noch weniger als hundert Gemeindeglieder gibt. Hier ist es dringend angezeigt, daß alle Beteiligten innerhalb eines größeren Bereichs rechtzeitig eine handlungsfähige Einheit schaffen.

Zum anderen wird aus der Rückschau zu lernen sein, daß sich stabile Strukturen nur dann etablieren lassen, wenn zugleich für eine hinreichende Dotierung der Stellen (gegebenenfalls auch des kirchenmusikalischen oder katechetischen Dienstes!) gesorgt werden kann. Dafür wird auf Dauer weder das Kirchensteuersystem noch eine Spendenfinanzierung je für sich allein ausreichen. Eine der wichtigsten und kontinuierlichen Aufgaben wird es daher sein, den überlieferten Grundbesitz zu pflegen und professionell zu verwalten, der von Anfang an die materielle Basis kirchlicher Arbeit bilden sollte und gebildet hat.

Derzeit ist auch noch eine auffallende Diskrepanz zu konstatieren zwischen zahlreichen Initiativen zur Erhaltung der kirchlichen Baudenkmäler einerseits und weitgehend fehlenden Ideen zur Unterstützung und Neustrukturierung kirchlicher Arbeit andererseits. Ein diffiziles Problem wird im übrigen darin bestehen, einen angemessenen Ausgleich zwischen den Städten als natürlichen Kleinzentren und den strukturell unterversorgten Dörfern herzustellen. Diese Schwierigkeit ist freilich nicht allein ein Problem kirchlicher Stellenplanung, sondern eine fundamentale Aufgabe für die kommenden Generationen, insbesondere in der Prignitz.³⁴

³⁴ Vortrag zum 8. Regionaltreffen genealogischer Vereine in Potsdam am 8. Juni 2013, für die Drucksfassung wesentlich überarbeitet und ergänzt.

[Anzeige Tiemeyer]

FRITZ WOCHNIK

Die Marienkirche in Wittstock bis zum Dreißigjährigen Krieg

1.0. Einleitung

Nach dem Wendenkreuzzug gelangten die Bischöfe von Havelberg wieder in ihren Besitz, den sie von Otto I. erhalten hatten, darunter „in provincia Desseri Wizoka civitatem cum omni burcardo“.¹ Wie Bischöfe anderer Diözesen, so verließen auch die Havelberger Bischöfe später ihre Kathedralstadt, um sich außerhalb niederzulassen.² 1248 urkundete Bischof Heinrich (I.) von Kerkow (1244/45-1271/72) in Wittstock.³ Bei der Burg des Bischofs von Havelberg entwickelte sich eine Siedlung, die unter Bischof Wilhelm (1210-1244) eine Erweiterung erfuhr.⁴ Die größer gewordene Siedlung lag an Handelswegen. Der von Magdeburg und der von Ruppiner kreuzten sich hier. Wittstock war geographisch gesehen ein zentraler Ort im Bistum, verbunden mit Kyritz, Havelberg, Pritzwalk, Putlitz und der Ostsee.⁵ Wittstock erhielt 1248 von Bischof Heinrich von Kerkow das Stadtrecht, und zwar das Stendaler Recht.⁶ Schon 1275 erwarb die Bürgerschaft von Bischof Heinrich II. (1271/72-1290) alle Gebäude am Markt samt dem Kaufhaus, außerdem durften nun Zünfte gegründet werden.⁷ Sie hatten damit das Marktrecht erworben. Im gleichen Jahr hatte Bischof Heinrich II. dem Havelberger Domkapitel die Wittstocker

¹ Adolph Friedrich Riedel: *Codex diplomaticus Brandenburgensis*, A II, Berlin 1842, S. 435; Lieselott Enders: *Die Prignitz. Geschichte einer kurmärkischen Landschaft vom 12. bis zum 18. Jahrhundert*. Potsdam 2000, S. 69.

² Eine ähnliche Konstellation haben wir in dem an einem Handelsweg gelegenen Ziesar, wo der Bischof von Brandenburg sich oft aufhielt. Im Abseits ließen sich die Bischöfe nicht nieder.

³ Joachim Conrad Stein: *Epitome historica episcoporum Havelbergensium*, in: Georg Gottfried Küster: *Collectio opusculorum historiam Marchicam illustrantium*, Stück XIII-XV, Berlin 1733, S. 46–145, hier S. 54–57; Anonymi *catalogus Havelbergensium episcoporum cum diplomatibus et sigillis ab a. 946 ad a. 1600*, in: Johann Peter von Ludewig: *Reliquiae Manuscriptorum*, Bd. 8, Frankfurt 1727, S. 263–348, hier S. 269.

⁴ Stein (wie Anm. 3), S. 53; Anonymus (wie Anm. 3), S. 268; Fragment einer Chronik des Bistums Havelberg, in: Riedel D I, Berlin 1862, S. 289–292, hier S. 291. In der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts entstanden im östlichen Teil des Reiches noch große Stadtanlagen: Wittstock wies 35 ha auf, Neuruppin 49 ha, Neubrandenburg 40 ha, Königsberg/NM 29 ha, Soldin 28 ha, Templin 26 ha, Friedeberg 24 ha, Perleberg 21 ha, Pritzwalk 19 ha und Rathenow und Sandau jeweils 18 ha. Beeskow war mit 16 ha noch kleiner. Die Reihe ließe sich fortsetzen (Hans Planitz: *Die deutsche Stadt im Mittelalter. Von der Römerzeit bis zu den Zunftkämpfen*, 4. erw. Auflage, Wien 1974, S. 202).

⁵ Enders (wie Anm. 1), S. 72.

⁶ Riedel A II, S. 447–448; Stein (wie Anm. 3), S. 54–57; Anonymus (wie Anm. 3), S. 269–271; Johann Christoph Bekmann: *Historische Beschreibung der Chur und Mark Brandenburg*, Teil 2, Berlin 1753 (Nachdruck Hildesheim 2004), Wittstock Sp. 271–272.

⁷ Riedel A II, S. 450: „... theatrum Crambode et quicquid in foro et circa forum edificatum est vel adhuc edificandum expedire videbitur civitati ...“.

Pfarrkirche übergeben.⁸ Im Jahre 1588 trat dann das Kapitel das Patronatsrecht an den Rat der Stadt Wittstock ab.⁹ Für die geistlichen Belange brauchte man eine Kirche, an der die für die Seelsorge benötigten Geistlichen installiert waren. Damit die Stadt prosperierte, mussten Teile des Gewinnes wieder investiert werden. Ein anderer Teil wurde für geistliche Belange angelegt. Diese Anlage diente als Ausgleich für Verfehlungen im diesseitigen Leben. Nach damaligem Verständnis konnte man Vorsorge betreiben und begangenes Unrecht durch Stiftungen wieder ausgleichen. Seelgerätmessen wurden gestiftet. Dafür war Platz erforderlich. Das religiöse Leben der Stadt konzentrierte sich zunächst in einer kleinen Pfarrkirche, die den Bedürfnissen in dem noch jungen Gemeinwesen Genüge tat und den benötigten Raum bot.

2.0. Die frühe Pfarrkirche

2.1. Die Baugeschichte

Um 1240¹⁰ muss bereits ein massiver Kirchenbau bestanden haben, von dem Reste im bestehenden Westbau vermutet werden.¹¹ Nicht vor dem Ende des 13. Jahrhunderts liegen die Anfänge des vorhandenen Langhauses.¹² Im Jahre 1376 wird die Pfarrkirche St. Marien und St. Martin genannt.¹³ Im Jahre 1412 bekam der Westbau einen Riss. Die Ursache war ein Erdbeben.¹⁴

2.2. Beschreibung

In der sich entwickelnden und aufblühenden Stadt Wittstock errichteten sich die Bürger eine dreischiffige Halle. Sie war vier Joche lang. Der einschiffige Chorraum ragte über die Ostseite des Mittelschiffes hinaus.¹⁵ Der einschiffige Langchor

⁸ Riedel A II, S. 451.

⁹ Riedel A I, S. 439–440.

¹⁰ Georg Dehio: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Brandenburg, bearb. von Gerhard Vinken, Berlin 2000, S. 1120; Die Kunstdenkmäler des Kreises Ostprignitz, Berlin 1907, S. 231 (1. H. 13. Jh.); Friedrich Adler: Mittelalterliche Backstein-Bauwerke des preussischen Staates, Bd. 2, Berlin 1898, S. 11 (ca. 1245); R[udolf] Bergau: Inventar der Bau- und Kunst-Denkmäler in der Provinz Brandenburg, Berlin 1885, S. 785 (nach 1245 gegründet, Bau 1275 beendet); Wilhelm Polthier: Geschichte der Stadt Wittstock, Berlin 1933, S. 61.

¹¹ Dehio-Handbuch Brandenburg (wie Anm. 10), S. 1120.

¹² Dehio-Handbuch Brandenburg (wie Anm. 10), S. 1120; Adler (wie Anm. 10), S. 11.

¹³ Riedel A I, S. 411, Nr. II – Im Jahre 1375 wurden bereits Synodalstatuten von Bischof Dietrich von Man bekanntgegeben (Riedel A III, S. 238: „In ecclesia parrochiali wistok In synodo Sub anno domini M^o. CCC^o. LXXV^o. die beati luce Evangeliste.“).

¹⁴ Stein (wie Anm. 3), S. 83–84; Anonymus (wie Anm. 3), S. 301; Riedel A I, S. 396; Bekmann (wie Anm. 6), Sp. 260.

¹⁵ Er reichte bis an das jetzige letzte Säulenpaar heran. Die Apsis bildete einen 5/8-Schluss. Gefunden wurden seine Fundamente 1927/28 im Zuge vom Einbau eines Heizungskessels, siehe Polthier (wie Anm. 10), S. 61.

wies einen polygonalen Schluss auf.¹⁶ Im Westen lehnt die Halle an einem etwas über ihre Langseiten hinausragenden Querbau. Er ist in seinem mittleren Teil über eine große Bogenöffnung mit dem Mittelschiff verbunden. Die Freipfeiler des Langhauses erheben sich über kreuzförmige Grundrisse, die mit halbkreisförmigen Diensten versehen sind.

Die Fensterverschlüsse sind nicht erhalten. Sie saßen in schmalen zweibahnigen Öffnungen. Die Ostseite der Halle schmückte der Baumeister mit einem dreizehnbahnigen Giebeldreieck. Die zurückliegenden ansteigende Blendenbahnen haben oben einen kleeblattförmigen Schluss. Vor ihm sitzt ein glasierter Maßwerkwimperg. Seitlich bindet er in das Giebelmauerwerk ein. Er steht somit nicht frei vor dem Mauerwerk auf einer Konsole. Dennoch handelt es sich um eine besondere Ausbildung, deren Gestaltung von Interesse ist. Die Flächengestaltung des zurückliegenden Blendenmauerwerks ist unbekannt.

In den Langseiten der Halle steckt auf der Nordseite ein gestaltetes Portal. Auf der Südseite fehlt ein Portal. Die Hauptportale einer Pfarrkirche befanden sich auf den Langseiten, als Zugänge für die Männer und Frauen, gemäß der nach Sacharja 12, 12–14 praktizierten Geschlechtertrennung in der Kirche. Wie man in die Kirche gehen sollte, beschreibt Paulus in einem Brief an die Gemeinde in Korinth, die Frauen mit bedecktem Haupt (1. Kor. 11, 5–6), die Männer ohne Kopfbedeckung (1. Kor. 11, 7). Das Westportal als Hauptzugang ist eine nachmittelalterliche Deutung. Man ging nicht von der Westseite direkt auf den Altar bzw. auf den Chor zu. Die Gläubigen gingen von der Seite in die Kirche. Das Mittelschiff des Langhauses war leer, ohne Möbel. Allenfalls stand in ihm das monumentale Triumphkreuz, wenn es noch nicht über dem Gemeindealtar hing. Auch ein Ambostandort kann hier gesucht werden. Das Nordportal scheint im Zuge der Kirchenvergrößerung neu gestaltet worden zu sein.

Die zunehmende Zahl der Nebentalarstellen schränkte den Platz der Laien in den Seitenschiffen ein. Hinzu kam das Verlangen der Laien, die Hostie während der Elevation für einen Augenblick sehen zu wollen. So mussten sie die Seitenschiffe verlassen. Stellten wohlhabende Bürger ein privates Gestühl im Mittelschiff auf, wurde dies als störend empfunden, da dies den freien Blick auf die Hostie behindern konnte. Für die Geistlichen war das Privatgestühl eine die Ordnung störende Erscheinung, so dass sie sich gezwungen sahen, gegen diese Entwicklung vorzugehen.

¹⁶ Vergleichsbeispiele Langchöre, ungeachtet der Jochseitenverhältnisse: 3 Joche, Vorjoch und Polygon: Stendal, St. Nikolaus; 3 Joche und Polygon: Wittstock, St. Marien; Salzwedel, St. Marien; Stendal, St. Jakobi; Seehausen (Altmark), St. Petri; 2 Joche, Vorjoch und Polygon: Salzwedel, St. Katharinen; 2 Joche und Polygon: Perleberg, St. Jakobi; Lüneburg, St. Johannis; Havelberg, St. Laurentius; Stendal, St. Petri; 1 Joch und Polygon: Lenzen, St. Katharinen; Berlin, St. Marien; Polygon: Kyritz, St. Marien; Rostock, St. Petri.

2.3. Die Ausstattung

Was alles als Ausstattung in dieser Kirche gestanden hat, wissen wir nicht. Vom Allgemeinen zum Konkreten bleibt ein tiefer Graben. Doch wird zunächst als Minimum eine Standardausstattung vorhanden gewesen sein, die nach und nach eine Erweiterung erfahren hat. Am Ende des Langchores stand der Hochaltar, so dass er vom Geistlichen umrundet werden konnte. Ein Sakramentshaus hat es zunächst nicht gegeben, es wurde erst zu einem späteren Zeitpunkt Bestandteil einer Kirchenausstattung. Die Hostie wurde daher an einem anderen sicheren Ort aufbewahrt. Vor den Außenwänden des Chores standen die Reihen des für die Geistlichen bestimmten Gestühls. Es stand einander gegenüber, denn während des Chorgesangs folgte auf eine Aussage von einer Seite eine Antwort von der anderen Seite. Eine Chorschranke schloss den Raum nach Westen hin ab. Vor der Schranke stand der Gemeindealtar, über ihm das Triumphkreuz. Im westlichen Bereich des Langhauses stand die Taufe. Nebenaltäre standen vor den östlichen Enden der Seitenschiffe und an den Pfeilern oder an den Außenwänden. Vor den hier stehenden Altären konnten Gläubige ihrer privaten Andacht nachgehen. Im Einzelnen haben wir von ihnen keine Kenntnis. Das Wissen über den Ambo, wo er gestanden und wie er ausgesehen hat, liegt im Dunkeln. Er kann frei im Mittelschiff gestanden haben, an einem Pfeiler oder an einer anderen Stelle. Vielleicht darf man auch von einem mobilen Stück ausgehen. Schon Mitte des 14. Jahrhunderts, unter Bischof Burchard (I.) von Bardeleben (1341/42-1348), besaß die Kirche eine Orgel, welche „unter dem großen Schwibbogen“ stand.¹⁷

3.0. Prosperität

Im späten Mittelalter blühte die Wirtschaft in der Prignitz. Der Aufschwung war bedeutend. An Wittstock ging diese Entwicklung nicht vorbei. Daher stiftete man für die Pfarrkirche und für gemeinnützige Einrichtungen, um Schuld wieder abzutragen, zumindest um die erwartete Strafe zu reduzieren. So glaubte man, für das Leben nach dem Tode gerüstet zu sein und vorgesorgt zu haben. Irdisches Leben und christlich-religiöse Ansprüche waren ja nicht immer in Einklang zu bringen. Nach der mittelalterlichen Vorstellung war dieses Verfahren möglich, da mit dem Ende des irdischen Lebens noch nicht alles zu Ende war. Der Tod war nur eine Zwischenstation von unbestimmter Dauer, der sich nach dem Jüngsten Gericht das ewige Leben anschloss oder die ewige Verdammnis folgte. Die Zuwendungen erfolgten nach dem Prinzip von Geben und Nehmen. Eine Gabe erforderte eine Gegengabe. So waren die Stiftungen entsprechend ausgelegt. Zu bestimmten Zeiten häuften sich Zuwendungen und Stiftungen, nämlich dann, wenn die Gesellschaft

¹⁷ Stein (wie Anm. 3), S. 69; Anonymus (wie Anm. 3), S. 281.

glaubte, das Ende der Welt sei nahe. Eine Jahrtausendwende oder der Übergang von einer Hälfte des Jahrtausends in die andere brachten derartige Sorgen mit sich. Andere Ereignisse taten ein Übriges. Doch wie verhielt es sich in Wittstock? Für Wittstock fehlen uns aussagekräftige Unterlagen, um daraus personen- und sachbezogene Aussagen treffen zu können. Über das Allgemeine kommen wir nicht hinaus. In vielen Städten stand man eines Tages vor der Entscheidung, die Kirche zu vergrößern oder einen Neubau zu errichten. Vom Grundriss her betrachtet, waren die Neubauten meistens nur wenig größer als der Vorgängerbau.

4.0. Die Kirchenvergrößerung

4.1. Die Baugeschichte

Bischof Otto von Rohr (1401-1427) schenkte dem Marienaltar in der Marienkirche in Wittstock sieben Hufen Landes in der Stadtfeldmark, ein Vorgang, den der Havelberger Bischof Konrad von Lintorff (1427-1460) 1445 bestätigte.¹⁸ Zur Zeit von Bischof Konrad von Lintorff wurde der vorhandene hohe Chor, die dreischiffige Choranlage errichtet,¹⁹ die den einschiffigen Chor ersetzte. 1451,²⁰ nach 1451²¹ bzw. um 1451²² wird als Beginn angegeben. Der Neubau wird mit einer größeren Synodenteilnehmerzahl in Verbindung gebracht.²³ Aufgrund eines Streites (Mühlenstreit) mit dem Bischof, den Markgraf Johann 1482 entschieden hatte, entstand in der Folgezeit als Sühne eine Kapelle.²⁴ An der im Jahre 1484 auf der Nordseite des Langhauses aufgeführten Marienkapelle installierte Bischof Wedigo Gans zu Putlitz (1460-1487) vier Altaristen, welche die Horen zu Ehren der Jungfrau Maria halten sollten.²⁵ Im gleichen Jahr vereignete der Markgraf der Marienkapelle den freien Hof Gismerslage.²⁶

¹⁸ Riedel A I, S. 414–415.

¹⁹ Stein (wie Anm. 3), S. 84; Anonymus (wie Anm. 3), S. 304.

²⁰ Kunstdenkmäler Ostprignitz (wie Anm. 10), S. 236; Bergau (wie Anm. 10), S. 785; Adler (wie Anm. 10), S. 10; Riedel A I, S. 396.

²¹ Dehio-Handbuch Brandenburg (wie Anm. 10), S. 1120. Die neue Ausgabe (durchgesehen und erweitert von Barbara Rimpel, Berlin 2012) bringt auf den Seiten 1175 und 1176 die gleichen Daten wie die Ausgabe von 2000. Ergänzt wurde ein dendrochronologisches Datum zum Dachstuhl über der Choranlage. Danach wurde das benötigte Holz 1471 (d) geschlagen.

²² Polthier (wie Anm. 10), S. 62; Stein (wie Anm. 3), S. 69; Anonymus (wie Anm. 3), S. 281.

²³ Kurt Zellmer: Marienkirche zu Wittstock, Berlin 1992, S. 5 (Große Baudenkmäler; 428); Kurt Zellmer: St. Marien zu Wittstock, Karwe bei Neuruppin 2007, S. 17.

²⁴ Stein (wie Anm. 3), S. 115–117; Anonymus (wie Anm. 3), S. 326–329 – Fragment einer Chronik (wie Anm. 4), S. 292; Kunstdenkmäler Ostprignitz (wie Anm. 10), S. 239; Adler (wie Anm. 10), S. 10 (nur Jahreszahl genannt, nicht die Hintergründe); Bekmann (wie Anm. 6), Sp. 291–292 (Mühlenstreit nacherzählt); Polthier (wie Anm. 10), S. 66.

²⁵ Fragment einer Chronik (wie Anm. 4), S. 292. Dehio-Handbuch Brandenburg (wie Anm. 10), S. 1120; Kunstdenkmäler Ostprignitz (wie Anm. 10), S. 239; Bekmann (wie Anm. 6), Sp. 256; Polthier (wie Anm. 10), S. 62; Stein (wie Anm. 3), S. 117; Anonymus (wie Anm. 3), S. 329.

²⁶ Riedel A I, S. 42; Stein (wie Anm. 3), S. 114; Anonymus (wie Anm. 3), S. 333.

Eine Feuersbrunst im Jahre 1495 zerstörte die Kirche tiefgreifend.²⁷ Dieses Unglück ereignete sich während der Regierungszeit von Bischof Otto (II.) von Königsmarck (1493/94-1501). 1498 folgte die Errichtung der Sakristei auf der Südseite des Chores mit offenem Obergeschoss für den Schülerchor, eine Stiftung von Bischof Otto (II.) von Königsmarck.²⁸

Zur Zeit von Bischof Johannes von Schlabrendorff (1501-1520) begann im Jahre 1512 Meister Christoffel von Lüneburg die Instandsetzungsarbeiten,²⁹ welche 1517 zum Abschluss kamen, als Meister Gregorius den Turm mit Blei eindeckte.³⁰ Das Feuer hatte das Dach der Kirche bis zum Uhrenturm, dem Dachreiter, erfasst.³¹ Die Instandsetzungsarbeiten umfassten auch eine neue Einwölbung.³² Nachdem der Westturm wiederhergestellt war, hatte er eine Höhe von 64 Klaftern erreicht, die sich zusammensetzen aus 42 Klafter für die Spitze und 22 Klafter für das Mauerwerk.³³ Doch der vorangegangene Turm soll höher gewesen sein.³⁴ Zu Kugel und Wetterhahn werden ebenfalls Abmessungen genannt.³⁵ Im Jahre 1519 wurden die Glocken (Maria, Anna und Osanna) geweiht.³⁶

²⁷ Stein (wie Anm. 3), S. 121; Anonymus (wie Anm. 3), S. 332; Kunstdenkmäler Ostprignitz (wie Anm. 10), S. 240; Bergau (wie Anm. 10), S. 786; Adler (wie Anm. 10), S. 10; Riedel A I, S. 396; Bekmann (wie Anm. 6), Sp. 260.

²⁸ Stein (wie Anm. 3), S. 122; Anonymus (wie Anm. 3), S. 333; Fragment einer Chronik (wie Anm. 4), S. 292; Bekmann (wie Anm. 6), Sp. 256; Bergau (wie Anm. 10), S. 786; Adler (wie Anm. 10), S. 10; Kunstdenkmäler Ostprignitz (wie Anm. 10), S. 240; Polthier (wie Anm. 10), S. 62; Dehio-Handbuch Brandenburg (wie Anm. 10), S. 1120.

²⁹ Stein (wie Anm. 3), S. 123; Anonymus (wie Anm. 3), S. 334; Polthier (wie Anm. 10), S. 63; Dehio-Handbuch Brandenburg (wie Anm. 10), S. 1120; Kunstdenkmäler Ostprignitz (wie Anm. 10), S. 240–241; Bergau (wie Anm. 10), S. 786; Adler (wie Anm. 10), S. 10; Riedel A I, S. 396; Bekmann (wie Anm. 6), Sp. 260.

³⁰ Stein (wie Anm. 3), S. 123; Anonymus (wie Anm. 3), S. 334; Polthier (wie Anm. 10), S. 63; Kunstdenkmäler Ostprignitz (wie Anm. 10), S. 240–241; Dehio-Handbuch Brandenburg (wie Anm. 10), S. 1120; Bekmann (wie Anm. 6), Sp. 260–261.

³¹ Stein (wie Anm. 3), S. 123; Anonymus (wie Anm. 3), S. 332; Polthier (wie Anm. 10), S. 63.

³² Dehio-Handbuch Brandenburg (wie Anm. 10), S. 1120; Kunstdenkmäler Ostprignitz (wie Anm. 10), S. 240.

³³ Stein (wie Anm. 3), S. 123; Anonymus (wie Anm. 3), S. 334; Polthier (wie Anm. 10), S. 63; Riedel A I, S. 396 (Höhe 54 Klafter = 183 Ellen); Bekmann (wie Anm. 6), Sp. 260 (42 klafter oder 118 ellen, 22 klafter oder 65 Brandenb. ellen, 64 klafter oder 183 ellen, Turm 2 Klafter höher als der von der Rostocker Nikolaikirche).

³⁴ Stein (wie Anm. 3), S. 123; Anonymus (wie Anm. 3), S. 334.

³⁵ „Der knopf darauf ist 5 3/4 ellen in der runde herum, und in der breite 3 1/2 viertel groß, der Wetterhahn 1 3/4 lang und 3 1/4 breit gewesen“, so Bekmann (wie Anm. 6), Sp. 260; Polthier (wie Anm. 10), S. 62; Stein (wie Anm. 3), S. 123; Anonymus (wie Anm. 3), S. 334.

³⁶ Stein (wie Anm. 3), S. 124; Anonymus (wie Anm. 3), S. 337; Riedel A I, S. 396; Adler (wie Anm. 10), S. 10; Polthier (wie Anm. 10), S. 62; Bekmann (wie Anm. 6), Sp. 261 (Marienglocke = Messglocke, Annenglocke = große Schelle, Osanna-Glocke). Zur Geschichte der nachfolgenden Glocken siehe Kurt Zellmer in: St. Marien zu Wittstock (wie Anm. 23), S. 51–56.

4.2. Baubeschreibung

Eine knappe Beschreibung aus dem Jahre 1804 charakterisiert die Pfarrkirche wie folgt: „Die Marien- oder Stadtkirche, eine ganz gewölbte, aber nur niedrige, nach und nach vergrößerte, massive Kirche, mit einem spitzen Thurm.“³⁷

Die dreischiffige, flach endende und spät ausgeführte Choranlage an der Marienkirche in Wittstock kann in Gestalt einer Basilika³⁸ oder in Form einer Halle³⁹ ausgebildet sein. In Wittstock wählte man die Halle. An und für sich müsste man eine Umgangschoranlage erwarten, ein Baumotiv, das in der Mark Brandenburg und Umgebung beliebt war.⁴⁰ In der näheren Umgebung von Wittstock sind die Anlagen in Pritzwalk und Wusterhausen (Dosse) zu nennen, vielleicht auch noch die Marienkirche in Neuruppin. Für Wittstock kennen wir möglicherweise ein Motiv, warum der Chor erweitert worden sein könnte. Er diente den Teilnehmern der jährlich stattfindenden Diözesansynoden als Versammlungsstätte. Bischof Wedego gab 1464 Statuten für die Synode zu Wittstock heraus,⁴¹ ein Hinweis, dass der Chor für größere Zusammenkünfte genutzt werden konnte.

In Wittstock wurde für die Chorvergrößerung nicht auf das Motiv des Umgangschores zurückgegriffen, weder auf eine ältere noch auf eine zeitgemäße aktuelle Ausführung. Auch entwickelte man dieses Motiv nicht weiter. Sicherlich waren alle Varianten schon durchgespielt. In Wittstock war auf die dreischiffige, im Osten flach endende Choranlage zurückgegriffen worden, welche hallenmäßig überbaut ist. Der Umgangschor war schon Gewohnheit und seine Wirkung begann sich abzunutzen, der dreischiffige Hallenchor war noch eine Ausnahmeerscheinung und war somit noch nicht verbraucht. Seine breite kubische Form unter höherem Dach wirkte mehr als die polygonal gebrochene Gestalt des Umgangschores. Allenfalls gleichwertig wäre ein Umgangschor über rechteckigem Grundriss mit oder ohne

³⁷ Friedrich Wilhelm August Bratring: Statistisch-topographische Beschreibung der gesammten Mark Brandenburg, Bd. 1, Berlin 1804, S. 459.

³⁸ Beispiele: Niedersachsen: Hude, Zisterzienserkirche; Amelungsborn, Zisterzienserkirche. Ordensland: Pelplin, Zisterzienserkirche; Danzig St. Marien (ursprünglich).

³⁹ Beispiele: Mark Brandenburg: Neuzelle, Zisterzienserkirche; Landsberg (Warthe), St. Marien (ursprünglich); Pommern: Neuenkamp, Zisterzienserkirche; Greifswald, St. Marien. Mecklenburg: Friedland, St. Marien; Neubrandenburg, St. Marien. Ordensland: Allenstein, St. Jakob; Guttstadt, Stiftskirche; Elbing, St. Nikolaus.

⁴⁰ Beispiele: Mark Brandenburg: Spandau, St. Nikolai; Rathenow, St. Marien und Andreas; Frankfurt (Oder), St. Marien; Frankfurt (Oder), St. Nikolai; Berlin, St. Nikolai; Brandenburg (Havel), St. Katharinen; Stendal, St. Marien; Brandenburg (Havel), St. Gotthardt; Bernau, St. Marien; Mittenwalde, St. Moritz; Tangermünde, St. Stephani; Königsberg (Neumark), St. Marien. Umgebung: Mecklenburg: Parchim, St. Georgen; Altentreptow, St. Peter. Die Lausitzen: Luckau, St. Nikolaus, Beeskow, St. Marien; Guben, St. Lorenz; Cottbus, St. Nikolaus; Bautzen, St. Peter. Niedersachsen: Braunschweig, St. Ägidien; Lüneburg, St. Nikolaus. Pommern: Stettin, St. Jakobi; Stargard, St. Marien; Stargard, St. Johannis; Grimmen, St. Marien.

⁴¹ Riedel A III, S. 250–251. Eine weiteres Statut folgte 1465 (ebenda, S. 251–252), sodann Notiz über verschiedene Statuten von 1469 (ebenda, S. 252–253).

raumhohe Kapellenreihen. Ein mächtiger Giebel konnte ausgebildet werden, den der Umgangschor nicht erlaubte. Nur Anbauten konnten mit ihm versehen werden, wie man in Wittstock auf die kleineren Giebel nicht verzichtete. Mitte des 15. Jahrhunderts dürfte der Umgangschoranlage, egal wie ausgebildet, in der Mark Brandenburg kein Interesse mehr entgegengebracht worden sein. Ihre Zeit war, wenn sie auch noch andersorts gebaut wurde, schon wieder vorbei. In anderen Gegenden des mittelalterlichen Reiches, im Westen, wurde eine andere dreischiffige Choranlage gebaut, nicht flach geschlossen, sondern sie erhielt Abschlüsse, welche über polygonal gebrochene Grundrissformen aufgeführt wurden und als dreiapsidiale Schiffe dem Betrachter in Erscheinung treten, eine regionale Eigenheit, welche in der Mark Brandenburg nicht vorkommt. In der Lausitz wurden die drei Schiffe wie in Calau mit einer polygonal gebrochenen Wand zusammengefasst. Auch in Osterburg (Altmark) hatte man auf den Umgangschor verzichtet und stattdessen eine unregelmäßig wirkende Anlage errichtet, da die Kapellen über die Seiten hinausragen, ein in diesem Gebiet nicht verbreiteter Chortypus. Welche Vorteile brachte die dreischiffige flach endende Hallenchoranlage für die in ihr abzuhaltenden Synoden gegenüber dem Umgangschor? Der Flächenzuwachs wird es kaum gewesen sein, denn er findet nur in den Außenecken, in den Zwickeln statt. Dies sieht man, wenn die Grundrisse übereinander gelegt werden. Der Raum ist natürlich klarer gegliedert. Die Pfeiler am Ende des Binnenchorschlusses entfallen. Der Raum geht durch und wird nicht durch den Umgang eingeschränkt. Dass solche Überlegungen und Betrachtungen ausschlaggebend waren, ist nicht gesichert. Eher ist es die Größe, die Wucht des Baukörpers mit dem kubischen Unterbau, dem gewaltigen Dachstuhl unter dem Satteldach und dem großen Giebel, was beeindruckend soll. Kurz: Es äußert sich hier ein Repräsentationsdruck, der dazu anhielt, das Neueste vorzeigen zu müssen. Er wird an erster Stelle gestanden haben. Der gerade Chorabschluss erlaubte die Aufführung eines großen, weithin sichtbaren Giebels (Abb. 1), der nicht durch einen Vorbau in seiner Wirkung wieder reduziert wurde. In den Achsen der aufsteigenden Putzblenden im Chorgiebel sitzt jeweils ein senkrechter Gitterfries, wie in den Strebepfeilern in Werben (Altmark), Tangermünde und in Gransee. Das Motiv des senkrechten Gitterfrieses in der Blendenfläche kommt an anderer Stelle nicht vor. Der Giebel über der Choranlage von 1451 an St. Marien in Wittstock weicht stark vom heute verdeckten Langhausgiebel ab. Die Kirchenvergrößerung ging auf jeden Fall zu Lasten des ohnehin schon knapp bemessenen Kirchhofes, dessen Belegungskapazitäten nun vollends aus allen Nähten platzen mussten.

Die vergrößerten Ostteile erhielten auf der Nord- und auf der Südseite jeweils gleich zu Beginn des Baukörpers Portale, deren profilierte Gewände glasierte und unglasierte Formsteine aufweisen. Das Nordostportal (Abb. 2) zeigt braun, grün und schwarz glasierte Formsteine, das Südportal und das Nordwestportal haben

schwarze und grüne Glasursteine. Das Südportal zeigt darüber hinaus neben dem Blatt- und Rankenornament figürliche Reliefs wie Kreuzigung, Agnus Dei, Einzug in Jerusalem und anderes. Die profilierten Kämpfer, welche die mit Blattmotiven versehenen Kapitelle abdecken, wirken klobiger. Ähnlich verhält es sich mit dem von der Marienkapelle verdeckten nordwestlichen Portal, das im Zusammenhang mit der Kapelle neu gestaltet worden ist. Es zeigt in den Archivolten Blätter und Ranken mit Palmetten. Auch die reich gestaltete Sakristeitür, eine ehemalige Priesterpforte, wird von einem dekorativen Wulst umgrenzt, auf dem Trauben sowie Blätter mit eingebundenen phantastischen, aus den Stengeln erwachsenden tierischen Kopfmasken zu finden sind. Einige Motive, wie den Taustab des Nordostportals (Abb. 2), finden wir in Perleberg wieder.⁴² Wohl kein Zufall! Da wusste der eine, was der andere gemacht hatte oder gerade ausführte, wenn es sich hier nicht um ein und denselben Baukünstler handelte.

4.3. Ausstattung

Die Feuersbrunst von 1495 dezimierte die überkommene Ausstattung, besonders die des Langhauses. Die Ausstattung der neuen Ostteile wird zu diesem Zeitpunkt noch nicht fertiggestellt gewesen sein. Nach der Erweiterung der Ostteile um mehr als das dreifache der Grundfläche des vorangegangenen Sanktuariums ist der Chorbereich der Geistlichen nicht größer geworden. Luftiger ist er jetzt, Wände engen ihn nicht mehr ein. Am Ende des Chores steht weiterhin der Hochaltar, quer vor ihm steht das Chorgestühl: „An dem gestühl auf dem chor von beiden seiten des Altars herunter stehet an dem zur rechten hand der h. Martinus und gegenüber die h. Maria mit dem Kinde als neue Patronen.“⁴³ Schranken fassen den Bereich ein. Ein Sakramentshaus erhob sich auf der Nordseite des Hochaltars, der aus dem Langchor übernommen worden sein wird. Die Entstehungszeit des Sakramentshauses ist mit der Jahreszahl 1516 aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts belegt,⁴⁴ das ganze Werk bis zur Spitze aus einer Eiche gefertigt und oben bis fast an das Gewölbe reichend.⁴⁵

Der Chordienst in der Pfarrkirche war nicht so umfassend wie in einer Kloster- oder Stiftskirche. Messen mussten zelebriert werden. Die Messe erfolgte in lateinischer Sprache und gliederte sich in verschiedene Abschnitte, auf die hier nicht eingegangen werden muss. Die Messe fand ihren Höhepunkt in der Elevation der Ho-

⁴² Zur Baugeschichte der Kirche und zu ihren Portalen siehe Dieter Hoffmann-Axthelm: *St. Jakobi in Perleberg. Die Baugeschichte*, Berlin 2010.

⁴³ Bekmann (wie Anm. 6), Sp. 256.

⁴⁴ *Dehio-Handbuch Brandenburg* (wie Anm. 10), S. 1123; Bekmann (wie Anm. 6), Sp. 256; *Inscript:* „Na Christus gebort MCCCCXVI. Iesus Nazarenus Rex Judeorum. Help Sunte Anne sulf drude. Hinrick W.“, vgl. Adler (wie Anm. 10), S. 11; Bekmann (wie Anm. 6), Sp. 256.

⁴⁵ Bekmann (wie Anm. 6), Sp. 256.

stie.⁴⁶ Es ist der Moment, da der vor dem Altar stehende zelebrierende Priester, weil niemand die durch seinen Körper verdeckte Hostie sehen konnte, sie über Brusthöhe hinaus über seinen Kopf hob, so dass sie von Kirchenbesuchern für einen Moment geschaut werden konnte. Damit die Gläubigen den Moment nicht verpassten, gab man ein Zeichen. Um dies möglich zu machen, wurden Türen und Fenster in nicht durchsichtigen Chorschranken geöffnet. Die Herangetretenen konnten so ihrem Verlangen nachkommen, der Hostie ansichtig zu werden. Es war auch nicht ausgeschlossen, dass man die Hostie zum Chorzugang brachte, um sie so einer noch größeren Menge teilhaftig werden zu lassen. Ideal war für diesen Zweck eine Bühne über der Chorschranke. In der Marienkirche in Gelnhausen hat man in dem spätmittelalterlichen Bild im Schrein des Altars vor der Chorschranke eine Öffnungsvorrichtung geschaffen, die bei Bedarf einen Blick auf die Hostie ermöglichte. Denn durch das Retabel war die in der Schranke eingelassene Öffnung verstellt worden. Die Schranke als Abtrennungsvorkehrung der Geistlichen von den Laien wird für einen kurzen Moment zu einem durchlässigen Bauelement. Nach der Messe wurde die Hostie nicht vernichtet, sondern sie wurde im Sakramentshaus aufbewahrt, denn sie wurde auch zu den Kranken gebracht.

Im späten Mittelalter verbreitete es sich immer mehr, dass Gläubige sich vor einem Nebenaltar in einer privaten Andacht vertieften, auf einer davor aufgestellten Bank sitzend, einer von einem Priester gehaltenen Privatandacht folgten. Es konnten auch Innungen sein, deren Mitglieder, natürlich nur Meister, sich in einem Chor vor einem Nebenaltar trafen, wo ein Priester eine private Andacht zelebrierte. Intimer war es natürlich in einer Seitenkapelle. Diese haben wir an der Pfarrkirche in Wittstock nicht. Hier müssen die Privatandachten in den Seitenschiffen stattgefunden haben.

5.0. Die Fortführung des kirchlichen Lebens nach der Reformation

Der Humanismus brachte ein neues Lebensbild mit sich. Im Gegensatz zum Mittelalter war nun mit dem Tod alles zu Ende. Alles musste zu Lebzeiten besorgt werden. Davon zeugen die vielen Epitaphe in den Kirchen mit ihren Lebensdarstellungen. Wichtig wird der gute Ruf. Ein nachträgliches Ausgleichsbemühen durch Beauftragung an Dritte war nicht mehr möglich. Auch konnte man Heilige nicht mehr zur Fürbitte in Anspruch nehmen. Sie wurden nur noch als einst vorbildlich lebende Christen beachtet. Es verschoben sich auch die Investitionen. Von wohlhabenden Bürgern wurde erwartet, dass sie für die Gemeinschaft investierten, sei es für die Kircheneinrichtung, sei es für andere gemeinnützige Belange, wie für Spitäl-

⁴⁶ Eine Darstellung der Elevation auf einer Wandblende im nördlichen Kreuzgangflügel am Dom in Ratzeburg und im Fenster des südlichen Seitenchores in der Johanniskirche in Werben (Altmark) (sV, 3-5/a-c) und im Scheitelfenster des Domes in Meißen (I, 11a).

ler und für die Armenfürsorge.⁴⁷ Immer waren diese Unternehmen mit der Namensnennung des Gebers verbunden. In vielen Kirchen finden wir noch heute ihre Namen und Bildnisse, welche die Erinnerung wach halten. Auch in der Kirche veränderte sich einiges. Eine Umorientierung fand statt. War früher der Chor das Zentrum des Geschehens in der Kirche, so verlagert es sich in das Langhaus hinein. Das Wort, die Predigt, ist das Zentrum. Alle scharen sich nun um die Kanzel. Entsprechend entwickelt sich als Reaktion eine neue Ausstattung. Für den neu bewerteten Gesang der Gemeinde während des Gottesdienstes werden entsprechende Bühnen erforderlich, wenn nicht schon vorhandene Einbauten für die Chöre genutzt werden konnten. Andere Einrichtungsgegenstände werden etwa zeitgleich in der katholischen und in der evangelischen Kirche eingeführt. Gerne hätten wir gewusst, wie sich die einzelnen Kirchenbesucher unterschiedlichen Standes und Ranges in der Kirche zum Gottesdienst verteilten, die sich als Versammlung mit den Einführungsworten des Geistlichen: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes“ zu einer Glaubensgemeinschaft konstituierten. Wie äußerten sich die Rangunterschiede in Form einer sich herauskristallisierenden Ordnung zum Beispiel beim Gang zum Abendmahl? Wie verteilten sich die Gottesdienstbesucher aus den unterschiedlichen Gesellschaftsschichten in der Wittstocker Pfarrkirche? Vieles bleibt offen, da der Aktenbestand sehr dezimiert ist und die Überlieferung erst sehr spät einsetzt.

⁴⁷ Zur Bevölkerung der Stadt Wittstock und zu den in der Stadt praktizierten Berufen vergleiche die Kirchenbücher (Trauungen, Taufen, Begräbnisse) der Jahre 1630 bis 1654 in: Georg Grünberg: Die Prignitz und ihre städtische Bevölkerung im 17. Jahrhundert, Lenzen (Elbe) 1999, S. 250–331. In Wittstock wurden fast alle Berufe praktiziert in Handwerk, Handel, Land- und Forstwirtschaft sowie öffentliche Ämter ausgeübt: Amtsschreiber, Ackerknecht, Ackermann, Amtsvogt, Apotheker, Arbeitsmann, Archidiakon, Aurifex, Bader, Bäcker, Balbier, Balbiergeselle, Bauer, Beutler, Böttcher, Böttchergeselle, Brauer, Büchsenmacher, Bürgermeister, Cantor Scholae, Conrektor, Corporal, Drechsler, Drescher, Färber, Fischer, Fleischer, Fuhrmann, Gänschirte, Gärtner und Gärtnerin aufm Schloss, Gerichtsdienner, Geselle, Gewandfärber, Glaser, Goldschmied, Grobschmied, Goldschmiedgeselle, Heidereiter, Holzförster, Hüter, Hufschmied, Hutmacher, Hutsmann, Kannegießer, Kaufmann, Kauf- und Handelsmann, Kesselführer, Kirchendiener, Kirchenvorsteher, Kleinbinder, Kleinschmied, Koch, Korbmacher, Kornschreiber, Kramer, Kramergeselle, Kunstpfeifer, Kürschner, Küster, Kuhhirte, Kuhlengräber, Lanifex, Leinweber, Leutnant, Magd (beim Apotheker), Magister, Major, Maurer, Meister, Messerschmied, Müller, Müllerknecht, Nagelschmied, Nubicus, Ochsenhirte, Organist, Pastor/Inspektor, Pulsant, Ratsdiener, Ratsmeier, Ratsverwandter, Ratsvorsteher, Rechenmeister, Reepergeselle, Reepschläger, Richter, Riemer, Sackführer, Sattler, Scherenschleifer, Schlachter, Schäfer, Schäferknecht, Schaffhirte, Schlosser, Schlüter auf dem Schloss / auf dem Amt, Schmied, Schneider, Schreiber, Säger, Scholasticus, Schuhflicker, Schuhknecht, Schuster, Schwarzfärber, Schweinschneider, Schweinschneiderknecht, Schwerdfeger, Seidensticker, Seifensieder, Seiler/Reeper, Senckler, Siebmacher, Soldat, Sponreißer, Sporer, Spünder, Stadtknecht, Stadtschreiber, Stellmacher, Studiosus, Stuelschreiber, Tagelöhner, Tischler, Tischlergeselle, Töpfer, Torwächter, Totengräber, Tuchknappe, Tuchmacher, Uhrmacher, Wächter, Walkmüller, Weinmeister, Weißgerber, Wildschütz, Ziegeler, Zimmermann, Zinggießer und Zöllner. Auch Furier und Hurenkinder werden genannt. Es kam also alles vor.

1550 nahm der Rat in Wittstock einen evangelischen Prediger an.⁴⁸ 1551 schloss der Rat mit dem Havelberger Domkapitel einen Vertrag über die Bestellung ihres evangelischen Praedikanten zum Pfarrer.⁴⁹ Im gleichen Jahr ließ der Rat den von Claus Berg⁵⁰ um 1530 geschaffenen Altaraufsatz der Heiliggeistkapelle in die Pfarrkirche verbringen.⁵¹ Dann scheint zunächst nicht mehr viel passiert zu sein. Was war in Wittstock geschehen, dass ein mittelalterliches Altarretabel durch ein anderes mittelalterliches Retabel ausgetauscht worden ist? Warum hat der Rat kein neues Retabel mit einer bildlichen Darstellung vom Abendmahl bestellt? Dies ist ein Sujet, welches man wohl erwarten dürfte, weil es mehr Bezug auf die neue Lehre genommen hätte, wie dies in der Stadtkirche in Wittenberg, in St. Wolfgang in Schneeberg (Sachsen), beide aus der Werkstatt von Lucas Cranach, in St. Gotthardt in der Altstadt Brandenburg (Havel), in St. Laurentius in Rheinsberg, in der Nikolaikirche in Spandau und in anderen Stadtkirchen geschehen ist. In Wittstock war es bei einer mittelalterlich-katholischen Marienkrönung geblieben, ein Thema, welches im Neuen Testament nicht vorkommt und aus dem Volksglauben herrührt,⁵² während die Statuen der zwölf Apostel in den Seitenflügeln (ihre Namen sind ihnen beigegeben) ein neutrales Thema darstellen. In Wittstock ist es keine Marienkrönung, die nur Christus vollzieht, sondern die Krönung erfolgt gemeinsam mit Gottvater (Abb. 3).

Die vorhandene Chorausstattung wurde beibehalten, doch mit neuen Aufgaben belegt. Von der Ausstattung des Langhauses, die im Wesentlichen aus Nebenaltären bestanden haben muss, hören wir nichts mehr. Sie dürfte 1495 zugrunde gegangen sein. Da die Gewölbe erst im 2. Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts wieder eingezogen worden sind, kann eine Neuausstattung nicht weit gediehen gewesen sein.

Nach Einführung der neuen Lehre wurde dem Chorraum eine neue Funktion gegeben. In ihm wurden nur noch besondere Handlungen vorgenommen. Für den normalen Gottesdienst war er nicht erforderlich, denn die Gemeinde versammelte sich um ihren Geistlichen im Langhaus, Dort stand die Kanzel, von der gepredigt wurde, und der kleine Altar, von dem aus die Epistel und das Evangelium gelesen, aber auch die kleinen Betstunden abgehalten wurden. Im Chor, dem vormaligen Bereich

⁴⁸ Riedel A I, S. 436–437.

⁴⁹ Riedel A I, S. 437–438.

⁵⁰ Zum Euvre von Claus Bergs siehe Jan Friedrich Richter: Claus Berg. Retabelproduktion des Spätmittelalters im Ostseeraum. Berlin 2007, zu Wittstock S. 131–135.

⁵¹ Dehio-Handbuch Brandenburg (wie Anm. 10), S. 1122; Bekmann (wie Anm. 6), Sp. 254 (wohl 1550 von der Heilig-Geist-Kirche in die Pfarrkirche gebracht).

⁵² Der Schrein auf der Hochaltarmensa in der Marienkirche in Parchim präsentiert bei aufgeschlagener Sonntagsseite auf zwei Bildern eine Vermischung aus der Einhornlegende und dem Leben der Maria, da das scheue Einhorn vor der Jagdgesellschaft in den Schoß der Jungfrau Maria flüchtet. Die Reinheit der Muttergottes ist hier thematisiert. Die Flügel wurden in nachreformatorischer Zeit sicherlich nicht gewandelt. In der Marienkirche in Frankfurt (Oder) waren die Flügel sogar so fest miteinander verbunden, dass dies nicht möglich war.

der Geistlichen, wurden nun Trauungen vollzogen⁵³ und das Abendmahl praktiziert. In der Marktkirche St. Marien in Halle (Saale) ist das aus dem Ende des 16. Jahrhunderts stammende dreisitzige Gestühl (1595) für Braut und Bräutigam, welches hinter dem Altar zu seinen beiden Seiten steht, erhalten. Oft blieb das Chorgestühl erhalten, das eine neue Aufgabe erhalten hatte. In ihm saßen die Konfirmanden während ihrer Unterweisung. Während des Abendmahls konnten hier alte Leute, Gebrechliche und Schwangere Platz nehmen, da für sie langes Stehen oder Knien zu beschwerlich war. War das Gestühl beseitigt, mussten für sie vor dem Altar Bänke aufgestellt werden, damit sie sich niederlassen konnten. Gottesdienstteilnehmer, die nicht kommunizieren wollten oder nicht zugelassen waren, blieben während der Abendmahlsfeier im Langhaus und sangen, wie die, welche im Chor keinen Platz gefunden hatten, wenn die Teilnehmerzahl zu groß war und man nur in Gruppen zum Hochaltar vorgehen konnte. Für den Vollzug des Abendmahls war seine Darstellung im Schrein oder in der Predella von Vorteil. Hier konnte der Teilnehmer bildlich wahrnehmen, dass er zum Kreis der vom Herrn Geladenen gehört, denn er fand auf dem Bild einen freien Platz vor, wo ein Laib Brot und ein Becher bereitstanden. Der Platz befindet sich vorne im Bild, links von dem den Tisch verlassenden Judas Ischariot. Ihm wurde auf diese Weise gleichzeitig vor Augen gehalten, im Glauben zu bleiben. Fehlte auf dem Altar eine Darstellung des Abendmahls, erhielt die Mensa einen Behang mit dem notwendigen Bild. Vor dem Abendmahl musste man zur Beichte. Gebeichtet wurde wie in der Vergangenheit. Der Altaraufsatz in der Stadtkirche in Wittenberg zeigt uns einen Beichtvorgang, der damals noch nicht an einer festen Stelle stattfand. Die Kirchenordnung gebot die Einzelbeichte, eine Haufenbeichte (Gruppenbeichte) untersagte sie.⁵⁴ Diese Einrichtungen waren für ihre Nutzer selbstverständlich und wurden daher nicht besonders hervorgehoben, nur dann, wenn ein persönliches Interesse vorlag, welches über den Zweck des Gegenstandes hinausging. Gebeichtet wurde oft in einer offenen oder vergitterten Sitzlaube. Der Geistliche saß auf dem mittleren Platz. Zu einer Seite setzte sich ein Mann. Hatte er gebeichtet und den Stuhl wieder verlassen, setzte sich auf den anderen freien Platz eine Frau. So ging es im Wechsel weiter. Von dieser Ordnung konnte natürlich abgewichen werden.⁵⁵ Jeder an einer Pfarrkirche installierte Geistliche sollte seinen eigenen Beichtstuhl haben, wo

⁵³ Nicht jedes Paar wurde in der Kirche getraut. Hatte ein Paar bereits „zuvor ein ander erkandt“, wurde es wegen seiner vorehelichen Beziehungen auf dem Rathaus getraut. Das kam laut Kirchenbucheintrag im Jahre 1654 auch in Wittstock vor, siehe Grüneberg (wie Anm. 47), S. 298.

⁵⁴ Emil Sehling (Hrsg.): Die evangelischen Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts, Bd. 3: Die Mark Brandenburg, die Markgrafentümer Oberlausitz und Niederlausitz, Schlesien. Leipzig 1909, S. 60; Die Gruppenbeichte wurde erst gegen 1700 zugelassen. Die Pietisten favorisierten diese Praxis.

⁵⁵ Für die 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts kann damit gerechnet werden, dass in der Wittstocker Marienkirche die Beichte in der Weise abgenommen wurde, wie der Vorgang auf dem Wittenberger Altarbild dargestellt ist. Aber auch das mittelalterliche Chorgestühl konnte zu diesem Zweck benutzt werden.

er die Beichtwilligen empfing. Die Beichtstühle stellte man in der Nähe des Hochaltars auf. In der Marienkirche in Rostock nehmen die Beichtstühle den Hochaltar direkt zwischen sich, in Wittstock waren die Seitenchöre prädestiniert, diese Möbel aufzunehmen. In St. Marien in Wittenberg stehen sie heute museal nebeneinander hinter dem Hochaltar. Sie standen einst auf Abstand, denn auf Diskretion wurde Wert gelegt. Obwohl man im Beichtstuhl gedämpft sprach, wurde darauf geachtet, das Fremde von dem Gesagten nichts verstehen.

Wenn die Taufe in den Chor gestellt worden war, erfolgten hier auch die Taufen der Neugeborenen. Diese Funktionsbestimmung geht auf einen Vorschlag von Martin Luther zurück. Dies machte man, wenn im Langhaus Platz für das Aufstellen von Ständen benötigt wurde, in dem Bürger und Bürgerinnen, nach dem Geschlecht getrennt saßen,⁵⁶ aber auch die Meister der Gilden und Zünfte, wenn sie keine eigenen Stände hatten. Zu der traditionellen Geschlechtertrennung kam nun eine soziale Rangordnung. Selbst beim Abendmahl und bei der Beichte wurden die Geschlechter scharf getrennt. Die Brandenburgische Kirchenordnung erwähnt sie nicht, doch die pommersche Kirchenordnung von 1535 und die Braunschweiger Kirchenordnung von 1528 beschreiben, dass Männer und Knechte zur rechten Seite des Altars gingen, die Frauen und Mägde zur linken Seite.⁵⁷ Eine weitere Mitteilung hält die mecklenburgische Kirchenordnung von 1540/45 für uns bereit. Aus ihr erfahren wir, dass die Kommunikanten alle zusammen den Altar verlassen und nicht einzeln abgehen sollten.⁵⁸ Gegen ein solches allgemein übliches Verhalten hatten die Bürgermeister und Ratsherren der Altstadt Brandenburg verstoßen. Sie waren 1554 entsprechend gerügt und ermahnt worden.⁵⁹ Eine Beschreibung eines Abendmahls als praktischer Vorgang liefert der Augsburger Bürger Philipp Hain-

⁵⁶ Die Memorialkultur gibt uns Heutigen noch einen Einblick in dieses Ordnungssystem. Die zu dieser Zeit weit verbreiteten Bildepitaphen zeigen die trauernde und vor einem Kreuzifix betende Familie nach dem Geschlecht geordnet, links der Ehemann mit den Söhnen nach der Geburtsfolge und rechts die Gattin bzw. seine Gattinnen mit den Töchtern in entsprechender Folge.

⁵⁷ Sehling (wie Anm. 54), hier Bd. 4: Das Herzogtum Preußen. Polen. Die ehemaligen polnischen Landesteile des Königreichs Preußen. Das Herzogtum Pommern. Leipzig 1911 (Nachdruck Tübingen 1970), S. 341; Sehling Bd. 6: Niedersachsen, Hälfte 1: Die welfischen Lande, Halbband 1: Die Fürstentümer Wolfenbüttel und Lüneburg mit den Städten Braunschweig und Lüneburg. Tübingen 1955, S. 441. Das von Abraham von Nostitz 1572 gestiftete Retabel in Form eines Epitaphs für den Altar in der Kirche in Rengersdorf am Queis, heute in den Städtischen Sammlungen für Geschichte und Kultur in Görlitz, zeigt eine Abendmahlszene vor dem Altar (Abb. in Wolfgang Brückner: Lutherische Bekenntnismalerei des 16. bis 18. Jahrhunderts. Die illustrierte Confessio Augustana, Regensburg 2007, S. 72–73 mit Abb. 33).

⁵⁸ Sehling (wie Anm. 54) Bd. 5: Livland, Estland, Kurland, Mecklenburg, Freie Reichsstadt Lübeck mit Landgebiet und Gemeinschaftsamt Bergedorf. Das Herzogtum Lauenburg mit dem Lande Haldern. Hamburg mit Landgebiet. Leipzig 1913, S. 155.

⁵⁹ Walther Schott: Beiträge zur Geschichte der St. Gotthardtkirche und -gemeinde zu Brandenburg a. H., Brandenburg 1906, S. 55.

hofer 1617, als er am Stettiner Hof an einer Abendmahlsfeier teilnahm.⁶⁰ Die Frau bedeckte weiterhin ihr Haupt, der Mann durfte es nicht bedecken (1. Kor. 11, 5-7). Dargestellt finden wir dies auf mittelalterlichen Tafelbildern⁶¹ und auf nachreformatorischen Bildern.⁶²

Erst nach der Wende zum 17. Jahrhundert scheint es in Wittstock zu einer Kampagne gekommen zu sein, welche eine breit angelegte Modernisierung der Ausstattung beabsichtigte, die bis in den 30-jährigen Krieg hinein währte. 1608 wurde eine Kanzel aufgestellt. Sie zeigt dreizehn Apostel (Abb. 4). Die Reihe beginnt über der Tür mit drei Vollfiguren. An der Treppenbrüstung und am Kanzelkorb folgen als Hochreliefs die übrigen zehn vor Muschelnischen und zwischen Säulen. Paulus erscheint ebenso wie Matthias, der für den ausgeschiedenen Judas Ischariot in den Kreis der Jünger um Christus aufgenommen worden ist. Namensreihe und Figurenreihe stimmen nicht in allen Fällen überein. In Wusterhausen (Dosse) treten ebenfalls Paulus und Matthias auf. Dafür ist hier Judas Thaddäus entfallen. Die Apostelreihe in Wittstock: Petrus, flankiert von seinem Bruder Andreas und von Judas [dargestellt ist Jakobus der Ältere] über der Kanzeltür,⁶³ Simon Zelotes, Johannes, Jakobus der Ältere, Bartholomäus, Thomas, Philippus, Jakobus, Paulus, Judas Thaddäus und Matthias, an Treppe und Korb. Es fehlt Matthäus. Themenverwandte Gestaltungen treffen wir im schon erwähnten Wusterhausen und in St. Marien in Parchim an. In St. Peter und Paul in Wusterhausen ist es eine ähnliche Gliederung wie in Wittstock. In Wusterhausen sind es Christus und die zwölf Apostel. Zwischen Petrus und Andreas steht über der Tür Christus, an der Treppenbrüstung Philippus, Johannes, Jakobus, Bartholomäus und Thomas und am Kanzelkorb Matthäus, Paulus, Jakobus der Jüngere, Simon und Matthias. In Parchim wurde den Glaubenszeugen das Credo beigegeben. Das Credo vor Augen, können sich die

⁶⁰ Philipp Hainhofers Reise-Tagebuch enthaltend Schilderungen aus Franken, Sachsen, der Mark Brandenburg und Pommern im Jahre 1617, hrsg. von Friedrich Ludwig Baron von Medem, in: *Baltische Studien* AF 2 (1833/34), Heft 2, S. 105–106.

⁶¹ Doch Ausnahmen scheint es gegeben zu haben. Zwei Bilder eines Altarretabels aus St. Georg in Nördlingen, heute im Museum aufbewahrt, zeigen die Stifterfamilie in einem einfachen Kirchengestühl, ein Kastengestühl, nicht zusammensitzend, sondern nach dem Geschlecht getrennt, die Frauen mit bedeckten Häuptern, die Männer ohne Kopfbedeckung, doch nicht ohne Ausnahme. Abweichungen wurden wohl eher bei Männern toleriert. Der Seitenflügel des Hedwigaltars in der Katharinenkirche in Brandenburg (Havel) enthält ein Tafelbild, welches die Heilige vor einem (Privat-) Altar zeigt. Sie ist mit einer Kopfbedeckung dargestellt, und damit man sie erkennt, trägt sie noch einen Herzoginnenhut.

⁶² Es finden sich meistens Männer- und Frauengruppen, die Frauen mit Kopfbedeckung, die Männer ohne, aber auch mit Bedeckung. Die berühmte Ausnahme? Auch muss man die Wiedererkennungsabsicht beachten. Wenn die Honoratioren wiedererkannt werden wollten, tragen sie auf der bildlichen Darstellung die ihrem Stand angemessene Kopfbedeckung.

⁶³ Hier scheint man keine Judasfigur zur Verfügung gehabt zu haben. Wie man es auch dreht, man kommt von der Dreizehnzahl nicht herunter, weder wenn man den älteren Jakobus an der Brüstung durch Matthäus ersetzt, noch wenn man eine andere Auswechslung vornimmt. Eine Figur ist zu viel vorhanden. In der Regel treten Matthias und Paulus nicht in einer Apostelreihe zusammen auf.

Gläubigen jederzeit mit ihm auseinandersetzen. Die Kanzel des 16. Jahrhunderts in der Perleberger Jakobikirche trug die Jahreszahl 1540, ihr Deckel „MVCLX“ [1560].⁶⁴ In Rheinsberg stiftete laut Inschrift Anna von Hahn, Witwe des Jobst von Bredow, eine Kanzel, welche schon 1569 unter Hinzufügung eines Schalldeckels renoviert wurde, in Spandau war bereits 1531 ein Predigtstuhl im Rohbau errichtet worden.⁶⁵ Sind die Nachrichten zu den Kanzeln auch recht dürftig, so hören wir doch mitunter von mehreren Kanzeln in einer Kirche. So verhält es sich mit der Lorenzkirche in Guben in der Niederlausitz. Im 15. Jahrhundert (1458) wird ein Predigtstuhl in der Marienkapelle genannt,⁶⁶ wohl ein mobiler, 1581 wird eine dritte Kanzel erwähnt, die heute in der Dorfkirche von Atterwasch steht, und zunächst auf der Südseite aufgestellt,⁶⁷ dann 1584 auf die Nordseite gerückt und neu geweiht wurde.⁶⁸ Die vorangegangene Kanzel, die zweite, hatte der Vater des Kanzelherstellers von 1581 gebaut. Diese noch nicht alte Kanzel war in die Klosterkirche verbracht worden.⁶⁹ Eine bewegte Kanzelgeschichte! Unter diesen Gesichtspunkten ist die Möglichkeit groß, dass schon im 16. Jahrhundert und früher in Wittstock Kanzeln vorhanden waren, denkt man zugleich an die Kanzel im benachbarten Perleberg.⁷⁰

Eine Holztaufe wurde 1634 gestiftet.⁷¹ Sie stand nicht weit vom Altar; der Deckel mit Engelbildern, deren zwei mit den Werkzeugen der Passion und über Johannes Baptist ein Lamm mit Kreuz, aus einem Buch lesend.⁷²

⁶⁴ Bekmann (wie Anm. 6), Perleberg Sp. 33.

⁶⁵ Daniel Friedrich Schulze: Zur Beschreibung und Geschichte von Spandow, hrsg. von Otto Recke, Spandau 1913, Bd. 1, S. 84–85: „Die Kanzel ist nicht mehr diejenige, welche 1531 u. 32 gemacht, gemahlt u. mit einer Decke, die mit einer Stange darüber befestigt war, geziert worden, die 1642 an Herrn Christoph Frize verkauft ist.“

⁶⁶ Hugo Jentsch: Kirchliches aus den ältesten Gubener Stadtbüchern, in: Niederlausitzer Mitteilungen 13 (1914/15), S. 1–158, hier S. 61: „... czu githe dem Predigt stuhle in unser pfarrkirchen ...“.

⁶⁷ Johann Christian Loocke: Geschichte der Kreisstadt Guben nebst einigen Nachrichten und der Regentenfolge von der Niederlausitz, Görlitz 1803, S. 64; Christian Friedrich Poppo: Zuverlässige Nachrichten das Kirchen- und Schul-Wesen zu Guben betreffend, Guben 1768, S. 98.

⁶⁸ Karl Gander: Geschichte der Stadt Guben, Guben 1925 (Nachdruck Guben 2009), S. 114 (Weihe der Kanzel).

⁶⁹ Loocke (wie Anm. 67), S. 64; Poppo (wie Anm. 67), S. 99.

⁷⁰ Weitere Beispiele: Halle (Saale), Dom (1526); Halle (Saale), Marktkirche St. Marien (um 1547); Stralsund, St. Marien (1555); Stendal, St. Marien (1566); Lübeck, Dom (1568); Rostock, St. Marien (1574); Erfurt, St. Severi (1576); Lübeck, St. Jakobi (1577); Parchim, St. Georgen (1580); Rostock, St. Jakob (1582); Greifswald, St. Marien (1587); Rostock, St. Peter (1588); Nordhausen, St. Nikolaus (1589); Eisleben (1590); Halle (Saale), Moritzkirche (1592); Magdeburg, Dom (1595/97); Gardelegen (1596); Anklam, St. Nikolaus (1599); Ketzür (um 1600); Schlawa, St. Marien (um 1600); Parchim, St. Marien (1601); Werben (Altmark) (1602); Greifenhagen (1605); Wismar, St. Georgen (1608); Stolp, St. Marien (1609); Stralsund, St. Nikolai (1611); Stendal, St. Jakobi (1612); Bützow (1617); Tangermünde, St. Stephani (1619).

⁷¹ Dehio-Handbuch Brandenburg (wie Anm. 10), S. 1123.

⁷² Bekmann (wie Anm. 6), Sp. 256.

Zur Orgel der frühen nachreformatorischen Zeit in der Wittstocker Marienkirche hören wir kaum etwas. Der Visitationsbescheid von 1581, in dem der Organist erwähnt wird, berichtet, dass er darauf zu achten habe, dass die Orgel keinen Schaden nehme und es seine Aufgabe sei, gute Motetten und Choräle hören zu lassen, außerdem bei Trauungen zu Ehren von Braut und Bräutigam die Orgel zu schlagen habe.⁷³ Die Visitatoren nahmen an der Orgel, auf der sonntags und an hohen Festen gespielt wurde, keine Beanstandungen vor. Daher muss sie in einem guten oder in einem befriedigenden Zustand gewesen sein und nicht wie die in den beiden Kirchen in Treuenbrietzen, die 1575 jeweils in einem unbrauchbaren Zustand waren.⁷⁴ 1591 wurde dann die neue Orgel in der Treuenbrietzener Marienkirche fertiggestellt.⁷⁵ Zum Umfang der Orgel in Wittstock erfahren wir aus dem Visitationsabschied natürlich nichts. Betrachten wir den Umfang verschiedener Orgeln dieser Zeitspanne, können wir uns ein annäherndes Bild machen. In St. Gotthardt in Brandenburg (Havel) hatte Jacob Scherer eine Orgel mit 23 Registern gebaut, die Meister Reichel 1554 bemalte.⁷⁶ Die Marienkirche in Stendal war 1580 mit einer neuen Orgel dran.⁷⁷ Zuvor, 1570, hatte die Stendaler Petrikirche eine kleine Orgel erhalten.⁷⁸ 1583 folgte die Orgel in der Jakobikirche in der gleichnamigen Stadt.⁷⁹ Die Brüstung der Orgelempore in der Pfarrkirche in Wusterhausen (Dosse) trägt die Jahreszahl 1575, ein Hinweis auf einen Orgelbau aus diesen Jahren. In der Jakobikirche in Perleberg soll die Orgel mit 26 Registern im Jahre 1575 entstanden sein.⁸⁰ Bis zum Brand von 1646 hatte die Orgel von St. Katharinen in Lenzen nur 22 Stimmen, aber ein schöner Klang wurde ihr nachgesagt.⁸¹ Wann das Werk gebaut worden war, teilt unser Gewährsmann Bekmann nicht mit. Es müsste eine ältere Arbeit gewesen sein. 1624 erhielt St. Stephan in Tangermünde aus der Hand von Hans Scherer d. J. eine neue Orgel mit 32 Registern.⁸² Der Prospekt trägt seinen Namen.

⁷³ Victor Herold (Hrsg.): Die brandenburgischen Kirchenvisitations-Abschiede und -Register des XVI. und XVII. Jahrhunderts, Bd. 1: Die Prignitz, Berlin 1931, S. 663 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für die Provinz Brandenburg und die Reichshauptstadt Berlin; 4).

⁷⁴ Carl Nathanaël Pischon: Urkundliche Geschichte der kurländischen Stadt Treuenbrietzen und Umgebung, Treuenbrietzen 1871, S. 115.

⁷⁵ Pischon (wie Anm. 74), S. 115, Anm. **.

⁷⁶ Stadtarchiv Brandenburg: Stadtbuch des Simon Rother (ab 1551), Bl. 307.

⁷⁷ Bekmann (wie Anm. 6), Stendal Sp. 55.

⁷⁸ Bekmann (wie Anm. 6), Stendal Sp. 83.

⁷⁹ Bekmann (wie Anm. 6), Stendal Sp. 74.

⁸⁰ Bekmann (wie Anm. 6), Perleberg Sp. 33.

⁸¹ Bekmann (wie Anm. 6), Lenzen Sp. 219.

⁸² Dietrich Kollmannsperger: Dispositionsweise und Gehäusegestaltung bei Hans Scherer dem Jüngeren, in: 375 Jahre Scherer-Orgel Tangermünde. Symposium: Die norddeutsche Orgelkunst zu Beginn des 17. Jahrhunderts, hrsg. von Christoph Lehmann, Berlin 2005, S. 102-138, hier: S. 123 (Rekonstruktion der Disposition).

In nachreformatorischer Zeit stand in Wittstock die Orgel am Turm. Von hier wurde sie in der Folgezeit wegen der vielen Blitzeinschläge zum Chor hin umgesetzt. Den Registerumfang der Orgel aus der Zeit von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis um 1600 kennen wir nicht. Er dürfte eine Größenordnung erreicht haben wie die angeführten Orgeln aus dieser Zeitspanne. Bekmann geht darauf nicht ein. Er erwähnt nur als Grund der Umsetzung die vielen Blitzeinschläge, aber keine Jahresangabe.⁸³ Konkreter sind die überlieferten Daten zur Orgel in der Marienkirche in Pritzwalk. Hier war nach der Feuersbrunst von 1642 eine Orgel mit 31 Registern gebaut worden.⁸⁴

Singechöre, Emporen für Sänger, waren beliebt. Gerne errichtete man sie vor dem hohen Chor, so, dass unter ihnen der kleine Altar stand und die Bühne Mittelschiff und Chor schied. Die Sänger konnten so nach Bedarf in das Mittelschiff singen oder in den Chor. Eine kleine Orgel konnte diese Empore auch noch schultern. Diese Singechöre unterschieden sich nicht von normalen Sitzemporen und zeigten wie diese biblische Geschichten. Ein entsprechendes Beispiel ist in der St. Ägidienkirche in Lübeck erhalten geblieben. In der Marienkirche in Salzwedel ist dieser Chor spät eingebaut worden. Er hat sich leider nicht erhalten. Bekmann bzw. seine Informanten, die er zu Berichten aufgefordert hatte, erwähnt in Prignitzer Kirchen keine Singechöre. Es war eine selbstverständliche Einrichtung, die sich in offenen Räumen über der Sakristei oder an anderer Stelle in der Kirche befinden konnte, so unter der Orgel vor der Westwand. Knabenchöre, Schüler, wurden zum Gesang herangezogen. Ihre Stimmen benötigte man, da Frauen nach einem Wort von Paulus in der Gemeinde schweigen mussten (1. Kor. 14, 34). Dies war schon im Mittelalter so gehalten worden.

Wie in anderen Kirchen dieser Zeit wurden auch in der Wittstocker Pfarrkirche Emporen eingezogen. Unser Gewährsmann ist da zu Wittstock wiederum nicht so

⁸³ Eine Jahreszahl wird erst später genannt. Es ist das Jahr 1696, in dem der Blitz in den Helm einschlug und ihn entzündete, vgl. Kunstdenkmäler Ostprignitz (wie Anm. 10), S. 241; Adler (wie Anm. 10), S. 10; Riedel (wie Anm. 1), S. 396; Bekmann (wie Anm. 6), Sp. 261; Bergau (wie Anm. 10), S. 786. Von einem Orgelschaden hören wir am Ende des 17. Jahrhunderts allerdings nichts. Die von Bekmann genannte Orgel (Registerzahl: „33 register samt 4 nebenregister“) stand am Rande des Chores, Bekmann (wie Anm. 6), Sp. 257. Wann diese Orgel gebaut worden ist, teilt er nicht mit. Der Stadtbrand von 1716 hat die Pfarrkirche nur an einigen Stellen berührt, siehe Polthier (wie Anm. 10), S. 115. Große Schäden werden nicht genannt. Auch jetzt hören wir von einem Orgelneubau nichts. Christhard Kirchner äußert sich zu einer Wittstocker Orgel aus dem 15. bis 17. Jahrhundert nicht, vgl. Christhard Kirchner: Beiträge zur Geschichte des Orgelbaus in der Mark Brandenburg bis zum Jahre 1600. In: Acta organologica 20 (1988), S. 9–56, hier: S. 16. Es erscheint unwahrscheinlich, dass die Orgel aus der Mitte des 14. Jahrhunderts die Zeit bis in das 18. Jahrhundert überstanden hat und den neuen Anforderungen noch genügte.

⁸⁴ Bekmann (wie Anm. 6), Pritzwalk Sp. 108. Eine bewegte Orgelgeschichte lässt sich in Pritzwalk nachzeichnen. Die Orgel von 1475 wurde im Jahre 1580 neu gebaut. Aber 1621 wurde sie schon wieder erneuert, um dann mit der Feuersbrunst von 1642 wieder zu Grunde zu gehen, so dass abermals ein neues Werk errichtet werden musste.

konkret. Er berichtet, sie seien 1725 neu angestrichen worden.⁸⁵ Teils bestanden sie aus zwei Geschossebenen. Die Brüstungen der älteren waren mit Bildern versehen gewesen, mit an den oberen Rändern entlang laufenden Versen. Zehn Motive aus dem Gleichnis vom verlorenen Sohn (Luk. 15, 11-32) führt er an.⁸⁶ Mit Bildern waren auch die Emporen in den Pfarrkirchen St. Peter und Paul in Wusterhausen (Dosse), in der Nikolaikirche in Jüterbog, in St. Stephan in Tangermünde oder in den Marienkirchen in Bernau, in Berlin⁸⁷ und in Salzwedel versehen worden.⁸⁸ Auch die Kirche St. Katharinen in Brandenburg (Havel) könnte an ihren Emporen schon frühzeitig Bilderfolgen besessen haben, verstehen wir die Äußerungen von Georg Beumichen in seinem Bericht zum Turmeinsturz richtig.⁸⁹ Die Bilderreihen bereiteten den Gläubigen und den Geistlichen keine grundsätzlichen Probleme, denn die Reformatoren hatten den Bildern eine erzieherische Wirkung zugesprochen. Die Bilder unterrichteten des Lesens unkundige Kirchenbesucher über biblische Geschichten, übersetzt in eine Bildersprache, die vielleicht wirkungsvoller war. Mitunter wurde für die Lesekundigen die entsprechende Bibelstelle mit angegeben. So ergab es eine Belehrung allein durch Betrachtung. Martin Luther war zunächst wie andere gegen Bilder eingestellt. Doch zeitig erkannte er, dass sie nützlich waren, ein Prozess, den Calvin nicht vollzogen hatte. In den großen Pfarrkirchen, die mehr unter einem Erneuerungsdruck standen als die Dorfkirchen, haben sich die Bilderfolgen weniger erhalten. Günstigstenfalls wurden sie, wenn man mit ihnen nichts mehr anfangen konnte, einfach überstrichen. Neben biblischen Themen konnten schon im Mittelalter vorkommende Zyklen wieder aufgegriffen werden – so um 1700 in der Gertraudenkirche auf dem Friedhof in Wolgast wo auf den Brüstungsfeldern Darstellungen aus dem Totentanz erscheinen. Vom ebenerdigen Gestühl ist in Wittstock nichts erhalten. Gestühl aus dieser Epoche besitzt noch die Pfarrkirche in Wusterhausen (Dosse). Zum Schluss noch ein Wort zu den Fensterverschlüssen. Der Unterhalt der Fenster, die Pflege und die Reparaturarbeiten, oblag nach dem Visitationsabschied von 1581 den Gilden und den Zünften.⁹⁰ Dies war ein übliches Verfahren, die Kosten

⁸⁵ Bekmann (wie Anm. 6), Sp. 258.

⁸⁶ Bekmann (wie Anm. 6), Sp. 257–258.

⁸⁷ Johann Christoph Müller / Georg Gottfried Küster: Altes und Neues Berlin, Teil 2, Berlin 1752, S. 460, § 29.

⁸⁸ Weitere Beispiele mit Bilderläuterungen in: Ulrich Schöntube: Emporenbilderzyklen in der Mark Brandenburg. Ein Beitrag zum lutherischen Bildprogramm des 16. - 18. Jahrhunderts, Frankfurt am Main 2008.

⁸⁹ Georg Beumichen: Wahrhaftiger und Gründlicher Bericht, von dem schrecklichen Fall, wie zu Alten-Brandenburg in der Neuenstadt der Glock-Turm 80 Ellen hoch, sammt allen Glocken, auch ein gut Teil an der Pfarr-Kirchen, sammt der grossen Orgel und Tauff-Stein jämmerlich zu Grunde geschlagen ist, Wittenberg 1582 und Brandenburg 1726 (Domstiftsarchiv und Stadtarchiv Brandenburg), S. 9.

⁹⁰ Herold (wie Anm. 73), S. 670.

des Kirchenunterhalts zu verteilen. Vonseiten der Verpflichteten wurde diese Regelung oft lax gehandhabt. So ist bekannt, dass die Wittstocker Kirchenfenster 1677 löchrig waren und der Rat als Vorbild vorangehen musste, damit die Zünfte und Handwerker seinem Beispiel folgten und ihren Verpflichtungen nachkamen.⁹¹ Die Familien und Innungen oder die Stadt, welche sich an der Instandsetzung oder an einer ganz neuen Verglasung beteiligten, ließen einzelne Scheiben mit Hausmarken, Familienwappen, Stadtwappen oder Inschriften versehen, daraus zu erkennen war, wer für die Finanzierung gesorgt hatte. Für den guten Ruf war somit gesorgt, zumindest so lange, bis die Fenster zugrunde gingen und nicht mehr repariert werden konnten. Diese Vorgehensweise ist mit Matthäus 5, 15-16 angeregt und abgedeckt: „Man zündet auch nicht ein Licht an und setzt es unter einen Scheffel, sondern auf einen Leuchter; so leuchtet es allen, die im Hause sind. So soll euer Licht leuchten vor den Leuten, dass sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen.“ Im Mittelalter war nicht anders verfahren worden. Als Beispiel sei die Wallfahrtskirche in Wilsnack angeführt. Aus nachreformatorischer Zeit sind einige Scheiben mit Wappen in der Marienkirche im altmärkischen Salzwedel auf uns gekommen. Mit Stiftern aus dem Mittelalter haben wir noch Scheiben in der Stendaler Jakobikirche und in der Zisterzienserinnenkirche in Neuen-dorf. Aus der Salzwedeler Katharinenkirche seien die nachreformatorischen Scheiben aus dem letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts erwähnt mit ihren Hausmarken und Wappen von Bürgerfamilien und Gilden.

⁹¹ Herold (wie Anm. 73), S. 670, Anm. 3.

Abb. 1: Wittstock, St. Marien, Chorgiebel. Aufnahme: F. Wochnik.

Abb. 2: Wittstock, St. Marien, Nordostportal, rechtes Gewände. Aufnahme: F. Wochnik.

Abb. 3: Wittstock, St. Marien, Hochaltarretabel, Marienkrönung. Aufnahme: F. Wochnik.

Abb. 4: Wittstock, St. Marien, Kanzel. Aufnahme: F. Wochnik.

WALTHER SONDERMEIER

Ein Übergabevertrag für den Lehnschulzenhof in Kunow von 1911

Nachstehend wird ein Übergabevertrag für den Eigentümerwechsel eines größeren landwirtschaftlichen Betriebes vom Vater auf den Sohn wiedergegeben. In Stichworten soll kurz die Geschichte des etwa 75 ha großen Hofes beschrieben werden:

- Der Hof befand sich seit Mitte des 18. Jahrhunderts in Familienbesitz und war über Generationen hinweg ein Lehnschulzengut.
- In dem Übergabevertrag der Vorgängergeneration von 1877 wurden ähnliche Bedingungen festgelegt, die in dem nachstehend abgedruckten Text von 1911 jedoch aus Erfahrung erweitert wurden.
- In der Regel wurde der Hof an den ältesten Sohn überschrieben, so auch bei Fideikommissen und später nach dem Erbhofgesetz.
- Der Zweite Weltkrieg mit seinen Folgen verhinderte einen weiteren Generationenvertrag.
- In dem vorliegenden Vertrag sind Aussteuern bzw. Vorerbschaften der Geschwister berücksichtigt.
- Der Sohn kam erst 1950 aus der Gefangenschaft in Sibirien psychisch krank zurück und konnte sich nur schwer in die neuen Bedingungen einfinden.
- Der alte Vater musste den Betrieb weiterführen. Das vom Staat diktierte Abgabesoll war so hoch bemessen, dass es nicht zu erfüllen war. In der Folge ist 1952 der Betrieb quasi enteignet worden und kam unter die Verwaltung des Kreises, ohne dass mit den Eigentümer eine vertragliche Basis geschaffen wurde. Der Eigentümer ist vom Hof vertrieben worden, der Sohn ist mit seiner Familie weggezogen.
- Der Rat des Kreises hat die Wirtschaft dann 1955 an die entstehende Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft (LPG) verpachtet. Der Eigentümer erhielt nur eine Unterstützung von 1.200 Mark der DDR jährlich, die späteren Erben nichts. Über diese Aktionen gibt es keine vertraglichen Unterlagen mit den Eigentümern bzw. Erben.
- In der LPG-Zeit wurden die Immobilien heruntergewirtschaftet und die große Scheune abgerissen. Bis auf einen 1934 errichteten massiven Kuh- und Pferdestall sind alle Gebäude dieses Vierseitenhofes heute ruinös.
- Nach der Wende ist der Hof einer Teilungsversteigerung unterzogen worden.

In früheren Zeiten war es üblich und notwendig, die Altersversorgung, speziell in der Landwirtschaft, in eigene Verantwortung zu nehmen. Die heutigen Versicherungen übernehmen nur einen Teil der Altersvorsorge, und so bleibt dieses Thema auch heute noch aktuell. Der nach einer zeitgenössischen Abschrift wiedergegebene Übergabevertrag lautet folgendermaßen:

Verhandelt zu Kyritz, den 9ten September Eintausendneunhundertundelf: Vor mir dem unterzeichneten zu Kyritz wohnhaften Notar im Bezirke des Königlichen Kammergerichts zu Berlin, Justizrat Wilhelm Meyer, erschienen heute, mir von Person bekannt und verfügungsfähig:

1. der Lehnschulzengutsbesitzer Friedrich *Wilhelm* Lüdeke,
2. sein volljähriger Sohn der Landwirt *Wilhelm* Gustav Lüdeke,

beide aus Kunow. Dieselben schließen folgenden Kauf- und Altenteilsvertrag.

§ eins

Der Lehnschulzengutsbesitzer Lüdeke verkauft seinen gesamten Grundbesitz insbesondere seine Grundstücke Grundbuch Kunow Band I Blatt No. 10 und Band V Blatt No. 171 mit Gebäuden, dem gesamten lebenden und toten Zubehör, dem gesamten Viehbestand und allen Erntevorräten, sowie der stehenden und hängenden Ernte, wie heute alles steht und liegt, ohne jede Gewährleistung an seinen Sohn Wilhelm Lüdeke dem Erschienenen zu 2 für den vereinbarten Preis von 15000 – Fünfzehntausend – Mark und das unten näher bezeichnete Altenteil. Ausgeschlossen vom Verkauf sind die Haus- und Küchengeräte, Möbel, Betten, Wäsche und Kleidungsstücke und der Webstuhl mit Zubehör.

§ zwei

Der Käufer übernimmt unbeschadet des Kaufgeldes alle auf den erworbenen Liegenschaften ruhenden öffentlichen und privaten Lasten und Abgaben auch die Renten nicht jedoch Altenteile und Schulden.

§ drei

Die Übergabe erfolgt am Tage nach der Hochzeit des Käufers. Mit dem Tage der Übergabe gehen auch Gefahr, Lasten, Abgaben und Nutzungen auf den Käufer über. Die Auflassung soll binnen vier Wochen nach der Übergabe geschehen.

§ vier

Das Kaufgeld der 15000 – Fünfzehntausend – Mark wird dem Käufer gestundet, jährlich vom 1. Oktober 1911 ab mit vier vom Hundert in halbjährlichen Teilen verzinst und drei Monate nach Kündigung bezahlt. Der Verkäufer überweist diese 15000 – Fünfzehntausend – Mark mit den Zinsen seit dem 1. Oktober 1911 zu gleichen Rechten und Anteilen mit je 7500 – Siebtausendfünfhundert – Mark als vorbeschiedenes Elternerbe seinen beiden Töchtern:

1. Emmi Lüdeke jetzigen Ehefrau des Maschinenfabrikanten Richard Koch in Perleberg,
2. dem Fräulein Liesbeth Lüdeke in Kunow.

Der Käufer nimmt die Cessionare als seine Gläubigerinnen an und bestellt für Capital, Zinsen und Kosten Hypothek mit den gekauften Grundstücken Blatt No. 10 und 171 von Kunow nebst Zubehör und bewilligt und beantragt hiermit die Eintragung der 15000 Mark mit den Zinsen und den Zinszahlungs- und Kündigungsbedingungen zur Gesamthaft auf die beiden gekauften Grundstücke bei der Auflassung in die Grundbücher für die beiden Cessionare mit dem Range nach dem Altenteil. Die Bildung von Hypothekenbriefen wird ausgeschlossen und es wird die Eintragung dieser Ausschließung bewilligt und beantragt.

§ fünf

Der Käufer verpflichtet sich hiermit, dem Verkäufer und dessen Ehefrau Malwine Lüdeke geb. Mewes seinen Eltern auf deren Lebenszeit ungeschmälert bis zum Tode des Letztlebenden folgendes Altenteil unentgeltlich zu gewähren:

1. die alleinige Benutzung des sog. Altenteilshauses und aller darin befindlichen Räumlichkeiten. Der Wirt hat dasselbe jederzeit auf seine Kosten im guten baulichen und wohnlichen Zustande zu erhalten,
2. die alleinige Benutzung des kleinen Eckstalles an der südwestlichen Ecke des an der Krause'schen Grenze belegenen massiven Stallgebäudes,
3. die alleinige Nutzung der zwölf Obstbäume, welche der Reihe nach links neben dem Steig auf der Haase'schen Seite, welcher nach dem Gemüsegarten führt, stehen,

4. die alleinige Benutzung und Nutzung der linken Seite des Gemüsegartens auf der Haase'schen Seite bis am Steig in einer Größe von etwa 16 Quadratruten und der darauf wachsenden Obstbäume und Sträucher. Der Wirt hat dieses Gartenland alljährlich im Frühjahr mit Stalldünger gut zu düngen und bis zum 10. April zur Bestellung fertig umzugraben,
5. freie Mitbenutzung des Hofes, des Abortes, des Brunnens und des im Garten befindlichen Backofens. Das Heizungsmaterial zu Letzterem hat der Wirt frei zu liefern. Die Altsitzer sind auch zum freien Mitbacken berechtigt und muß der Wirt ihnen die Zeit 48 Stunden vorher ansagen. Die Altsitzer sind ferner zur freien Mitbenutzung der Pumpen auf dem Hofe und in der Schweineküche, dieser selbst als Waschküche, der Wäscherolle, des Trockenplatzes und der Schlachtgeräte des Wirts berechtigt,
6. freien Weg und Steg auf allen gangbaren Grundstücksteilen insbesondere auf dem Hofe und im Garten,
7. freie Aufwartung und Pflege in altersschwachen und kranken Tagen, nicht jedoch freie ärztliche Hülfe und Arzneien. Der Wirt hat jedoch den Arzt frei herbeizuholen und wieder fort zu fahren, auch die Arzneien frei herbeizuholen,
8. freie Reinigung und Ausbesserung der Bett- Leib- und Tischwäsche, der Wirt hat die Wäsche abzuholen und wieder zu bringen,
9. die freie Leistung der von den Altsitzern benötigten Wirtschaftsfuhren und Reise- und Besuchsfuhren nach ihrem Verlangen, mit zuverlässigem Kutscher auf anständigen Federwagen. Erhalten die Altsitzer Besuch, so hat der Wirt für freie Stallung und Fütterung der Pferde zu sorgen,
10. freies Heizungs- und Brennmaterial d. h. freies Mitbrennen von den Vorräten des Wirts oder statt dessen nach Wahl der Altsitzer alljährlich zum ersten Juni sechzig Centner Press- oder Braunkohlen und acht Meter trockenes Kiefern- oder Birkenklobenholz. Der Wirt hat beides frei anzufahren, das Holz auch gebrauchsgerecht zu zerkleinern,
11. dem Verkäufer ist jederzeit auf sein Verlangen in seiner amtlichen Eigenschaft als Amtsvorsteher der mit einem Pferd bespannte Einspänner-Verdeckwagen unentgeltlich zur Benutzung zur Verfügung zu stellen,

12. alljährlich folgende Prästationen:

- a) zwanzig Centner gute auserlesene Speisekartoffeln zu liefern in Raten und Fristen, wie die Altsitzer bestimmen und ferner in der Zeit vom 1. August bis 1. Oktober neue Kartoffeln zum eigenen Bedarf,
- b) zum fünfzehnten Dezember ein lebendes fettes Schwein mindestens drei Centner schwer. Zum Schlachten hat der Wirt unentgeltlich einen Mann zu Hülfe zu stellen,
- c) zu Martini vier fette lebende Gänse mit Federn mindestens je zwölf Pfund schwer,
- d) im Monat November fünfunddreißig Pfund gutes frisches Rindfleisch,
- e) in der Zeit vom ersten März bis ersten September wöchentlich dreißig frische Hühnereier. Wenn die Altsitzer selbst Hühner halten, so kommt die Eierlieferung in Fortfall. Die Altsitzer dürfen bis zu zehn Hühnern und einen Hahn halten, welche der Wirt auf dem Hofe dulden und wie die seinigen füttern muß,
- f) ein jährliches bares Taschengeld von 400 – Vierhundert – Mark zahlbar an den Kalenderquartalersten mit je 100 – Einhundert – Mark im Voraus.

13. Wöchentlich nach näherer Bestimmung der Altsitzer drei Pfund frische Kuhbutter und täglich des Morgens drei Liter frische süße unverfälschte Kuhmilch und ferner zwei Tage vor jedem der drei Feste Ostern, Pfingsten und Weihnachten je drei Liter ebensolche Milch. Der Wirt hat die sämtlichen Altenteilsleistungen frei in die Altenteilsräume an den von den Altsitzern bestimmten Platz zu bringen.

Den Altsitzern wird das Recht eingeräumt, das vorstehende Altenteil jederzeit aufzugeben.

Machen sie von diesem Rechte Gebrauch und verlassen die Altenteilswohnung, so ist der Wirt verpflichtet, ihnen eine jährliche an den Kalenderquartalersten in gleichen Raten im Voraus kostenfrei an ihren jeweiligen Wohnsitz zu entrichtende bare Geldrente von 1200 – Zwölfhundert – Mark zu zahlen.

Dieselbe Rente beziehen die Altsitzer, wenn sie zwar die Altenteilsleistungen zu 1,

2, 5 und 6 behalten, das übrige Altenteil aber aufgeben. Auch diese Rente bezieht nach dem Tode des einen der Altsitzer der Überlebende unverkürzt.

Die Altsitzer bez. der Überlebende sollen befugt sein, an Stelle der Rente das vorbedungene Altenteil zum ersten Oktober jeden Jahres nach vorhergegangener dreimonatlicher Anzeige wieder zu verlangen.

Während des Fortzuges der Altsitzer darf der Wirt die Altenteilswohnung für sich benutzen oder vermieten.

Das Altenteil nimmt mit dem Tage der Übergabe seinen Anfang. Etwaige beim Tode des Letztlebenden der Altsitzer vorhandene Altenteils- oder Rentenrückstände sind erlassen. Der Verkäufer ist 62 Jahre und seine Ehefrau 53 Jahre alt.

Der Käufer bewilligt und beantragt hiermit die Eintragung des Altenteils nebst Rente bei der Auflassung auf die beiden gekauften Grundstücke Blatt No. 10 und 171 von Kunow in die Grundbücher für die beiden Altsitzer mit dem Range vor dem Kaufgeld der 15000 Mark und mit dem Bemerkten, daß zur Löschung des Rechts der Nachweis des Todes der Berechtigten genügt.

§ sechs

Sollte der Käufer der erworbenen Grundstücke zusammen bei Lebzeiten beider Altsitzer oder eines von ihnen weiter veräußern, so erhöht sich der Kaufpreis um 10000 – Zehntausend – Mark, welche an den Verkäufer oder den überlebenden der Altsitzer zu zahlen sind.

§ sieben

Stirbt der Käufer ohne Hinterlassung von Abkömmlingen bei Lebzeiten der beiden Altsitzer oder eines von ihnen, so erhöht sich der Kaufpreis um 20000 – Zwanzigtausend – Mark, welche alsdann an den Verkäufer oder den Überlebenden der Altsitzer vorweg zu zahlen sind.

§ acht

Der Käufer bestellt hiermit dem Verkäufer und dessen Ehefrau für die vorstehend in § sechs und sieben bezeichneten Ansprüche Sicherungshypothek mit den gekauften Grundstücken Blatt No. 10 und 171 von Kunow bis zum Höchstbetrage von 30000 – Dreißigtausend – Mark und bewilligt und beantragt hiermit die Ein-

tragung der Sicherungshypothek bei der Auflassung in die Grundbücher für die beiden Altsitzer mit dem Range nach dem Kaufgeld der 15000 Mark und nach dem Altenteil nebst Rente.

§ neun

Die Kosten dieser Beurkundung, der Auflassung, den Stempel und etwaige Umsatzsteuern übernimmt der Käufer, für welchen die Verhandlung einmal ausgefertigt werden soll. Das Protokoll wurde in Gegenwart des Notars vorgelesen, von den Beteiligten genehmigt und von ihnen eigenhändig, wie folgt, unterschrieben.

Wilhelm Lüdeke

Wilhelm Lüdeke junior

gez. Wilhelm Meyer, Justizrat, Notar im Bezirk des Königlichen Kammergerichts zu Berlin.¹

¹ Anmerkung der Redaktion: Zu dem Gewohnheitsrecht bei der Hofübergabe vergleiche die zeitgenössische Untersuchung von M[ax] Sering (Hrsg.): Die Vererbung des ländlichen Grundbesitzes im Königreich Preussen. Bd. 3: Provinzen Sachsen, Brandenburg und Pommern, bearb. von M. Graben [u. a.]. Berlin: Parey 1910. XI, 181, 131, 181 S., Ktn. (Domstiftsarchiv Brandenburg: D 1933).

[Anzeige Hohnholt]

HANS JOACHIM BODENBACH

Der Archäologe Walter Matthes als Erforscher der Ostprignitz

Die Prignitz ist eine im heutigen Deutschland nicht überall bekannte, dünn besiedelte, jedoch trotzdem alte Kulturlandschaft nordwestlich von Berlin. Sie gehört heute größtenteils zum Bundesland Brandenburg und ist vorwiegend landwirtschaftlich strukturiert. In ihrer Geschichte gab es in den letzten beiden Jahrhunderten einige entscheidende politische Veränderungen: Im Jahre 1817 erfolgte eine Aufteilung in die Westprignitz (mit Perleberg als Kreisstadt) und die Ostprignitz (mit Kyritz als Kreisstadt). Nach dem Zweiten Weltkrieg und der Auflösung der Provinz Brandenburg wurden in der DDR einzelne Bezirke geschaffen. Die weiteren Untergliederungen waren wiederum Kreise. Nach der Wiedervereinigung Deutschlands entstand das Bundesland Brandenburg unter seinem alten Namen erneut, wobei die weiteren verwaltungsmäßigen Einheiten wiederum Kreise sind. Allerdings mussten die ehemals zu dieser preußischen Provinz Brandenburg gehörenden, östlich der Oder gelegenen Gebiete (die Neumark) an Polen abgetreten werden. Aber auch die Prignitz hatte im heutigen Deutschland einige Verluste zu beklagen, gehören doch einige frühere Gebiete nunmehr zum Bundesland Mecklenburg-Vorpommern (Landkreis Ludwigslust-Parchim) bzw. zu Sachsen-Anhalt (ehemals bei Havelberg). Seit 1993 umfasst somit die Prignitz – ähnlich wie schon 1817 – einen westlichen Landkreis Prignitz (mit der Kreisstadt Perleberg) und den östlich davon gelegenen Landkreis Ostprignitz-Ruppin (mit der Kreisstadt Neuruppin). Das Bundesland Brandenburg grenzt also mit der Prignitz im Norden an Mecklenburg-Vorpommern und im Süden an Sachsen-Anhalt, hier nur durch die Elbe getrennt.¹

Einleitung

Auch die Prignitz hat eine lange und vielgestaltige Vorgeschichte, doch fehlten Aufsehen erregende Entdeckungen. Dies änderte sich jedoch ganz plötzlich und völlig unerwartet, als im Jahre 1899 bei Steingewinnungsarbeiten bei Seddin (am Rande des Stepenitztales) eine noch intakte Grabkammer zum Vorschein kam. Nach Untersuchungen einer fachkundigen Kommission unter Leitung von Ernst Friedel, Direktor des Märkischen Museums in Berlin sowie weiteren Spezialisten, verbrachte man die dort gemachten Funde noch im selben Jahr ins Märkische Mu-

¹ Verwaltungsgliederung Brandenburg und Berlin 1920 bis 1992 auf vier ganzseitigen Karten (mit den jeweiligen Kreisgrenzen) bei Witkowski, Gudrun: Bibliographie zur Ur- und Frühgeschichte in Brandenburg und Berlin. Vom 16. Jh. bis 1994, Wünsdorf 2006, hier Karten IX, X, XI und XII (Arbeitsberichte zur Bodendenkmalpflege in Brandenburg; 15).

seum nach Berlin. Ein Teil der dorthin gelangten Objekte ging zwar im Zweiten Weltkrieg verloren, doch befinden sich die noch heute erhaltenen Gegenstände (und auch Nachbildungen) in der zugehörigen Dauerausstellung des Museums. Weitere Objekte (auch Nachbildungen) gibt es im Regionalmuseum Perleberg, im Prignitz-Museum in Havelberg, im Schloss Wolfshagen sowie im Archäologischen Landesmuseum in der Stadt Brandenburg (im dortigen Paulikloster).

Das heute unter dem Namen „Königsgrab von Seddin“ bekannte vorgeschichtliche Denkmal bestand nach eingehenden Untersuchungen aus neun großen Findlingen als Umrandung in einem darüber befindlichen Grabhügel. Innen befand sich eine Grabkammer mit roter Bemalung an den Wänden. An Funden gab es eine ganze Reihe unterschiedlicher Gegenstände, wie ein Topf mit Deckel, eine Amphore aus Bronzeblech, ein Schwert, ein Tüllenbeil und viele weitere Metallgegenstände sowie Leichenbrand – alles ein Zeichen für das Grab einer hochgestellten Persönlichkeit der Bronzezeit.

Nach einer nur kleinen Publikation von Walther Specht² im Jahre 1901 folgte erst 1928 durch den Direktor der Vorgeschichtlichen Abteilung des Märkischen Museums in Berlin, Professor Albert Kiekebusch³ eine ausführliche Beschreibung der Landschaft, der Fundumstände, der Ausgrabungen und der Funde. Mit dem hier genannten Buchtitel wurde nicht nur das Königsgrab von Seddin, sondern auch die Landschaft Prignitz im gesamten Deutschen Reich bekannt.

In der Zwischenzeit war aber mit Alfred Götze noch ein anderer Wissenschaftler ebenfalls in und für die Prignitz tätig geworden. Von Hause aus zwar kein ausgebildeter Archäologe, sondern Architekt und Historiker und als Direktionsassistent des Provinzial-Konservators für Brandenburg tätig, legte er im Jahre 1907 ein Handbuch unter dem Titel „Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler des Krei-

² [Specht, Walther]: Das Königsgrab von Seddin bei Perleberg. Perleberg [ca. 1901]: Grunick. 12 S., [5] Bl. m. Abb.

³ Kiekebusch, Albert: Das Königsgrab von Seddin. Augsburg 1928. 45 S., 23 Taf., Ill. Neuere Literatur zum Königsgrab von Seddin: May, Jens / Metzner-Nebelsick, Carola: Seddin. In: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde (von Johannes Koops), hrsg. von Heinrich Beck, Dieter Geuenich und Heiko Steuer. Berlin, New York 2005, S. 1–14; Foelsch, Torsten: Das Königsgrab bei Seddin in der Westprignitz. Katalog zur Ausstellung in der Kirche von Seddin anlässlich der 100. Wiederkehr der Entdeckung der Grabkammer des bronzezeitlichen Hügelgrabes im Jahre 1899. Perleberg 2002; Kunow, Jürgen (Hrsg.): Das „Königsgrab“ von Seddin in der Prignitz. Wünsdorf 2003. V, 81 S. m. Abb. (Arbeitsberichte zur Bodendenkmalpflege in Brandenburg; 9); May, Jens: Das „Königsgrab“ von Seddin. In: Archäologie in Deutschland 3 (2002), S. 8–15; May, Jens / Hauptmann, Thomas: König Hinz kommt nicht zur Ruhe. Neue Projekte und Untersuchungen um das Königsgrab von Seddin, Landkreis Prignitz. In: Archäologie in Berlin und Brandenburg 2000 (2001), S. 24–27; May, Jens / Hauptmann, Thomas: „König Hinz“ kommt in die Jahre. Neues vom Königsgrab Seddin, Lkr. Prignitz. In: Archäologie in Berlin und Brandenburg 2003, Stuttgart 2004, S. 54–56; Wikipedia (unter „Königsgrab von Seddin“, Zugriff: 4. 2. 2014). Zur Person des Albert Kiekebusch vgl. Leube, Achim: Albert Kiekebusch (1870–1935). In: Prähistorie zwischen Kaiserreich und wiedervereinigtem Deutschland. 100 Jahre Ur- und Frühgeschichte an der Berliner Universität unter den Linden. Bonn 2010, S. 56–59 (Studien zur Archäologie Europas; 10).

ses Ostprignitz“ vor.⁴ Wenige Jahre später folgte dann vom selben Autor auch noch mit „Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Westprignitz“ das von ihm bearbeitete Inventar der restlichen Prignitz.⁵ Inzwischen war Götze schon zum Professor ernannt worden, der Beginn einer nachfolgenden und sicher berechtigten wissenschaftlichen Karriere.⁶

Eine mehr populärwissenschaftliche Abhandlung zur Vorgeschichte der Prignitz erschien dann im Jahre 1925 von A. Rinck, H. Engel und R. Gädke unter dem Titel „Bilder aus der Geschichte der Prignitz“.⁷ Darin wurde erstmals auch ausführlich auf frühere Perioden wie Steinzeit, Bronzezeit, Germanisierung, Wenden und Deutsche, Mittelalter usw. eingegangen.

Mit all diesen bisherigen Untersuchungen und zugehörigen Publikationen hatte sich nun auch ein noch junger Archäologe namens Walter Matthes zu beschäftigen.⁸ Aber lassen wir ihn zunächst selbst davon berichten, denn im Jahre 1945 musste er (als Bediensteter der Hansestadt Hamburg) nach Rückkehr aus dem Zweiten Weltkrieg einen aktuellen Lebenslauf abliefern.⁹ „Meine berufliche Laufbahn führte mich in den Bereich der vorgeschichtlichen Denkmalpflege (Archäologische Landesaufnahme des Kreises Ostprignitz 1925-28).“ Walter Matthes¹⁰ hatte also unmittelbar nach seinen Promotionsjahren in der brandenburgischen Landesarchäologie eine wissenschaftliche Aufgabe gefunden, und das in einer Landschaft, die er selbst schon ansatzweise kannte, denn sein Lebensweg hatte ihn während der Schulzeit nach Neuruppin geführt.

Jugendzeit

Walter Matthes wurde am 3. September 1901 als Sohn des Lehrers (und späteren Studienrats und Schulprofessors) Paul Matthes und dessen Ehefrau Elisabeth Ste-

⁴ Götze, Alfred: Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Ostprignitz. Berlin: Voss 1907. VIII, 68 S. m. Abb. (Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg; I/2).

⁵ Götze, Alfred: Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Westprignitz. Berlin: Voss 1912. XII, 54 S. m. Abb. (Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg; I/1).

⁶ Neumann, Gotthard: Alfred Götze – Eine Würdigung seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit. In: Jahresschrift für mitteldeutsche Vorgeschichte 34 (1950), S. 185–187 (mit Photo auf Tafel I).

⁷ Bilder aus der Geschichte der Prignitz. Hrsg. von der Heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft im Lehrerverein Wittenberge. Wittenberge: Böcker 1925. 264 S. m. Abb.

⁸ Dies ist daran zu erkennen, weil Walter Matthes offensichtlich alle seine eigenen Lehrbücher zu meist oben rechts handschriftlich signierte (und diese dann nach seiner Emeritierung verschiedenen Instituten der Hamburger Universität gespendet hat – ein nachahmenswertes Beispiel).

⁹ Lebenslauf Prof. Dr. Walt(h)er Matthes vom 17. 12. 1945 (maschinenschriftlich, Staatsarchiv Hamburg).

¹⁰ Walter Matthes – so der Vorname in der Geburtsurkunde – schrieb sich in späteren Jahren vielfach in der Form „Walther“ (gelegentlich aber doch wieder „Walter“). Eine Begründung dafür konnte bisher nicht gefunden werden.

gemann in Halberstadt geboren.¹¹ Er war evangelischer Konfession. Durch Versetzung des Vaters kam er als preußischer Staatsangehöriger samt Familie schon in früher Jugend nach Belgard an der Persante in Pommern (heute: Bialogard, Polen), wo er zunächst die Volksschule, dann von Ostern 1911 bis Ostern 1918 das dortige Gymnasium besuchte. Nach erneutem Ortswechsel der Familie war er dann von Ostern 1918 bis Ostern 1920 Schüler des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums der Stadt Neuruppin. Dort erhielt er dann auch im selben Jahr mit Datum vom 9. März 1920 sein Reifezeugnis.

Ausbildung und Studium

„Im Jahre 1920 entschloß ich mich, meine Lebensarbeit der Vorgeschichtswissenschaft zu widmen und erfuhr meine Ausbildung in den Jahren 1920–1925 an den Universitäten Berlin, Marburg und Budapest.“ Mit diesen Worten beginnt der oben schon erwähnte, vierseitige Lebenslauf. Eine genaue Untersuchung seiner Studienzeiten hat jedoch ergeben, dass er zunächst sein 1. Semester in Marburg an der Lahn absolvierte. Von dort wechselte er – noch im selben Jahr – nach Berlin an die dortige Friedrich-Wilhelms-Universität.¹² Vom August bis Dezember 1922 folgten dann einige Monate an der Universität Budapest. Nach Berlin zurückgekehrt, war er zwar weiter Student der dortigen Universität, übernahm jedoch zusätzlich ab 1. Oktober 1924 bis zum 31. März 1925 am Märkischen Museum die Verwaltung und den Einsatz einer Wanderausstellung vorgeschichtlicher Altertümer für die Berliner Schulen. Allerdings bestanden schon enge Kontakte zum Märkischen Museum in früheren Jahren, war er doch vom 1. Januar 1921 bis zum Oktober 1924 als Volontär dort tätig gewesen.

In seinem Lebenslauf vom 17. 12. 1945 fährt W. Matthes wie folgt fort: „Meine Lehrer in Vorgeschichte waren Gustaf Kossinna,¹³ der mit seiner siedlungsarchäologischen Methode und seinen Ergebnissen über die altgermanische Kultur und Volksentwicklung einen starken Einfluß auf mich ausübte. Hubert Schmidt, der

¹¹ Bundesarchiv Berlin (chem. BDC/REM, Personalakte M 429); Humboldt-Universität zu Berlin, Universitätsarchiv, handschriftlicher Lebenslauf Walter Matthes vom 20. Mai 1925 (bei den Promotionsunterlagen); Staatsarchiv Hamburg, Personalmachweisung Prof. Dr. Walter Matthes (Hochschulwesen – Dozenten und Personaldateien / 361-6) vom 17. April 1934.

¹² Zum mehrfach wechselnden Titel und zur Schreibweise: „Die Benennung unserer Universität war seit den 1830er Jahren bis 1918: „Königliche Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin“. Von 1919 bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs fiel das „Königliche“ weg. Nach dem 2. Weltkrieg bis zum Januar 1949 waren wir die „Universität Berlin“. Wegen der Gründung der Freien Universität im Jahre 1948 erfolgte dann im Januar 1949 die Namensgebung: „Humboldt-Universität zu Berlin“. Nicht an die Universität angebunden waren die früheren Kaiser-Wilhelm-Institute der heutigen Max-Planck-Gesellschaft.“ (Freundliche Mitteilung des Leiters des Universitätsarchivs der Humboldt-Universität, Herrn Dr. W. Schultze, vom 11. 07. 2007 an den Verfasser).

¹³ Jeweilige Unterstreichungen durch Walt(h)er Matthes.

mir die Kenntnis der südeuropäischen vorgeschichtlichen Kulturen und den Blick für die Kulturbeziehungen zwischen Alteuropa und dem vorderen Orient erschloß und Albert Kiekebusch, der als Museumspraktiker und Ausgräber mir die Ausbildung gab. Neben der Vorgeschichte beschäftigte ich mich mit der Geschichte, historischer Geographie, Germanistik u. Kunstgeschichte. Im Jahre 1925 promovierte ich bei Hubert Schmidt.“

Vergleichen wir das Spektrum seiner wichtigsten akademischen Lehrer, so erkennen wir hier den starken Einfluss von Gustaf Kossinna,¹⁴ der seine Ideen vom „überlegenen Germanentum“ auch an seine Schüler weitergab. Damit formulierte er auch eine eingängige Legitimation für den (späteren) Nationalsozialismus! Nach Grünert¹⁵ wechselten jedoch noch während des Studiums die meisten Hörer Kossinnas zu anderen Professoren, da das Fach Prähistorische Archäologie zu dieser Zeit in Berlin noch keinen anerkannten Status hatte. Nur W. Matthes absolvierte sein Promotionsverfahren noch innerhalb Kossinnas Amtszeit in Berlin, dies allerdings bei Hubert Schmidt.¹⁶ Bei der Würdigung von Matthes' Lebensgeschichte ist aber auch der deutliche Einfluß von Albert Kiekebusch¹⁷ nicht zu übersehen, bei dem er an Grabungsarbeiten teilnahm. Dadurch wurde er besonders an siedlungsarchäologischen Fragen geschult, was ihm bei seinen späteren Arbeiten im Gelände (besonders in der Prignitz) sehr zustatten kam.

Nach insgesamt zehn Semestern Studium in den schon genannten Fächern (während dieser Zeit übrigens auch Mitglied der studentischen Verbindung „Saxo-Borussia“) hatte sich Matthes von Prof. Hubert Schmidt ein Dissertationsthema geben lassen. Der Titel lautete: „Die nördlichen Elbgermanen in spät- und nachrö-

¹⁴ Grünert, Heinz: Gustaf Kossinna – ein Wegbereiter der nationalsozialistischen Ideologie. In: Leube, Achim / Hegewisch, Morten (Hrsg.): Prähistorie und Nationalsozialismus. Die mittel- und ost-europäische Ur- und Frühgeschichtsforschung in den Jahren 1933–1945. Heidelberg 2002, S. 307–320 (Studien zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte; 2).

¹⁵ Grünert, Heinz: Gustaf Kossinna (1856–1931). Vom Germanisten zum Prähistoriker. Ein Wissenschaftler im Kaiserreich und in der Weimarer Republik. Rahden/Westf. 2002, S. 279 Anm. 374 (Vorgeschichtliche Forschungen; 22).

¹⁶ Zu Hubert Schmidt (1864–1933) vgl. Filip, Jan: Enzyklopädisches Handbuch zur Ur- und Frühgeschichte Europas, Band II (L-Z), Prag 1969, S. 1234; Deutscher Biographischer Index, 2. kumul. und erw. Aufl. München 1998; Leube, Achim: 100 Jahre Prähistorie an der Friedrich-Wilhelms-Universität und der späteren Humboldt-Universität zu Berlin. In: Ethnographisch-archäologische Zeitschrift 46 (2005), S. 389–424 [mit Biographie und Photo von Hubert Schmidt auf S. 292–293. Im Aufsatz auch Kurzbiographien und Photos zu Gustaf Kossinna und Albert Kiekebusch]; Ausführliche Biographie (mit Photo) auch in: Das Berliner Museum für Vor- und Frühgeschichte 1829–2004, Festschrift zum 175-jährigen Bestehen. Berlin 2005, S. 156–158 (Acta Praehistorica et Archaeologica; 36/37); Leube, Achim: Prähistorie zwischen Kaiserreich und wiedervereinigtem Deutschland. 100 Jahre Ur- und Frühgeschichte an der Berliner Universität Unter den Linden. Bonn: Habelt 2010. 257 S. m. Abb. (Studien zur Archäologie Europas; 10).

¹⁷ Zu Albert Kiekebusch (1870–1935) vgl. Filip, Jan: Enzyklopädisches Handbuch zur Ur- und Frühgeschichte Europas, Band II (L-Z), Prag 1969, S. 598 (Kurzbiographie) und Leube 2005 und 2010 (wie Anm. 16).

mischer Zeit.“ Nach Anmeldung zur Promotionsprüfung im Mai 1925 wurde diese dann im Juli 1925 mit der Note *valde laudabile* genehmigt. Anschließend ließ sich Matthes im Rigorosum im Hauptfach Mittelalterliche Geschichte und Historische Geographie sowie in den Nebenfächern Prähistorie und Philosophie prüfen.¹⁸ Das Ergebnis weist die Promotionsurkunde vom 4. August 1925 mit *magna cum laude* aus.

Walter Matthes hatte offensichtlich großes Interesse daran, seine wissenschaftliche Arbeit möglichst bald drucken zu lassen, um sie einer breiteren Öffentlichkeit vorzustellen. Schon sehr bald – am 3.[!] August 1925 – erhielt er von einem Verlag die Bestätigung, dass sein Thema angenommen und der Band sofort in Druck gehen könnte.¹⁹ Tatsächlich dauerte es dann aber noch fast sechs Jahre, bis er dann – jetzt allerdings beim renommierten Verlag Curt Kabitzsch in Leipzig – als Nr. 48 der Mannus-Bibliothek herausgebracht wurde. Auffallend daran war, dass der Titel dieses Buches nicht mehr exakt mit dem Thema seine Dissertation übereinstimmte, sondern in „Die nördlichen Elbgermanen in spätrömischer Zeit“ geändert war.²⁰

Walter Matthes in der Prignitz

Inzwischen hatte Matthes schon fast 3 1/2 Jahre mit der Bearbeitung der ihm zugewiesenen archäologischen Landesaufnahme der Ostprignitz zugebracht. Fast zwei Jahrzehnte nach Alfred Götze konnte er dann im Jahre 1929 eine völlige Neuaufnahme und damit ein umfangreiches Fachbuch mit dem Titel „Urgeschichte des Kreises Ostprignitz“ vorlegen.²¹ Der Umfang des Buches mit über 320 Seiten weist ein Vielfaches der durch Götze ermittelten Fundstellen und archäologischen Besonderheiten nach und gilt auch heute noch als anerkanntes Standardwerk. Dazu erschien von Albert Kiekebusch eine umfangreiche und sehr positive Beurteilung.²² Der Rezensent schrieb u. a.: „1907 wurde [von Götze] das in den Sammlungen liegende und in der Literatur behandelte Material berücksichtigt und von Ortsangehörigen erkundet, was irgend zu erfahren war. Diese Quellen sind auch diesmal gehörig ausgenutzt worden. Daneben hat der Verfasser aber sämtliche Feldmarken des Kreises systematisch nach Fundstellen abgesehen, und nur dadurch

¹⁸ Leube, Achim: Walter Matthes (1901–1997). In: Prähistorie zwischen Kaiserreich und wiedervereinigtem Deutschland. 100 Jahre Ur- und Frühgeschichte an der Berliner Universität Unter den Linden. Bonn 2010, S. 46–47 (Studien zur Archäologie Europas; 10) [faktenreiche Kurzbiographie].

¹⁹ Deutscher Bilderdienst GmbH, Zeitschriften und Buchverlag, Berlin.

²⁰ Matthes, Walter: Die nördlichen Elbgermanen in spätrömischer Zeit. Untersuchungen über ihre Kulturhinterlassenschaft und ihr Siedlungsgebiet unter besonderer Berücksichtigung brandenburgischer Urnenfriedhöfe. Leipzig: Kabitzsch 1931. 114 S. m. Abb. (Mannus-Bibliothek; 48).

²¹ Matthes, Walter: Urgeschichte des Kreises Ostprignitz. Hrsg. vom Kreisausschuß des Kreises Ostprignitz. Leipzig: Kabitzsch 1929. IX, 323 S. m. Abb.

²² Kiekebusch, A[ilbert]: Walter Matthes: Urgeschichte des Kreises Ostprignitz. In: Prähistorische Zeitschrift 19 (1928), S. 398–401.

konnte das glänzende Ergebnis erzielt werden. Vor allem sind auf diese Weise eine überaus große Zahl von Wohnstätten aufgefunden worden, von denen 1907 kaum einige wenige bekannt waren. Berücksichtigung der Wohnstätten und das systematische Aufsuchen der Fundplätze sind die Angelpunkte des neuen Buches und haben diesen Erfolg der Landesaufnahme erst möglich gemacht. Die ganze Organisation der Arbeit machte sich, wie Lechler mit Recht im Geleitwort hervorhebt, Todes reiche Erfahrungen in Schleswig-Holstein zunutze.“²³

Nach Aufzählung der Fundorte, Städte, Gemeinden, Wüstungen, Zahl der Fundplätze (mehr als 900!), geologischen Gegebenheiten usw. hielt Kiekebusch dann zusammenfassend fest: „Die Ostprignitz hat in dem vorliegenden Buche eine ausgezeichnete Grundlage für weitere Erforschung. [...] Zunächst aber sollten alle Kreise dem glänzenden Beispiele der Ostprignitz folgen und recht bald auf ihrem Gebiete an die Arbeit gehen.“

Zusätzlich konnte Matthes im Jahre 1931 (obwohl inzwischen längst nicht mehr in Brandenburg, sondern in Beuthen / Oberschlesien tätig) in Ergänzung seiner Dissertation einen weiteren Band zur Prignitz unter dem Titel „Die Germanen in der Prignitz zur Zeit der Völkerwanderung im Spiegel der Urnenfelder von Dahlhausen, Kuhbier und Kyritz“ herausbringen.²⁴

Walter Matthes war aber nicht nur Verfasser von Büchern über die Prignitz. Dank seiner umfangreichen Forschungen und Grabungen veröffentlichte er außerdem eine beachtliche Zahl von Aufsätzen zu dieser Landschaft, die in einer neu erschienenen Biographie (mit Bibliographie / Schriftenverzeichnis) verzeichnet sind. Hier seien auszugsweise die auf die Prignitz bezüglichen Beiträge genannt.²⁵

1924:

Das Gräberfeld von Kuhbier und seine Bedeutung für die Heimatforschung. In: Mitteilungen des Heimat- und Museumsvereins in Heiligengrabe 7 (1924), S. 17–21 mit 2 Taf.

Neue Gräberfunde der spätrömischen Zeit bei Kyritz. In: Mitteilungen des Heimat- und Museumsvereins in Heiligengrabe 7 (1924), S. 21–22 mit 1 Taf.

²³ Kiekebusch (wie Anm. 22), S. 399.

²⁴ Matthes, Walter: Die Germanen in der Prignitz zur Zeit der Völkerwanderung im Spiegel der Urnenfelder von Dahlhausen, Kuhbier und Kyritz. Leipzig: Kabitzsch 1931. VIII, 138 S. m. Abb. (Mannus-Bibliothek; 49).

²⁵ Bodenbach, Hans Joachim: Prof. Dr. phil. Walt(h)er Matthes (3. 9. 1901 - 20. 1. 1997) – Brandenburg und Oberschlesien – Archäologe in Brandenburg und Oberschlesien, Museumsleiter in Beuthen O/S, Prof., Dir. und Ordinarius für Vor- und Frühgeschichte an der Universität Hamburg. Glinde (Hamburg) 2013. 123 S. m. Abb. [Biographie von 1901 bis 1934. Weitere Recherchen des Autors zu W. Matthes hier beendet, da inzwischen von anderer Seite eine Dissertation zu Prof. W. Matthes in Arbeit ist].

Was die Gräber unserer Heimat erzählen. In: Mitteilungen des Heimat- und Museumsvereins in Heiligengrabe 7 (1924), S. 35–38 mit 1 Taf.

1925:

Die bronzezeitlichen Gräber von Zernitz. Nach den Akten von Paul Quente hrsg. In: Mitteilungen des Heimat- und Museumsvereins in Heiligengrabe 8 (1925), S. 4–7 m. Abb.

Wüste Dörfer des Mittelalters in der Nordostecke der Prignitz. In: Mitteilungen des Heimat- und Museumsvereins in Heiligengrabe 8 (1925), S. 19–24 m. Abb.

Germanische Funde der Völkerwanderungszeit aus der Prignitz und dem Haveland. In: Für Heimat und Volk 2 (1925), S. 9–11 m. 4 Abb.

1926:

Aus der Vorgeschichte des Kreises Ostprignitz. In: Heimatkalender für die Kreise Ost- und Westprignitz 24 (1926), S. 18–27 m. 9 Abb.

Die archäologische Landesaufnahme des Kreises Ostprignitz. In: Nachrichtenblatt der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft 1 (1926), S. 17

Ein Blick ins Museum (Dahlhausen). In: Mitteilungen des Heimat- und Museumsvereins in Heiligengrabe 9 (1926), S. 16–18 m. 1 Taf. [betr. Fundstücke aus Dahlhausen im Museum Heiligengrabe]

Das germanische Urnenfeld bei Pritzwalk aus der La Tène-Zeit. Vorläufiger Bericht. In: Mitteilungen des Heimat- und Museumsvereins in Heiligengrabe 9 (1926), S. 26–32 m. 2 Taf. (auch als Sonderdruck, 7 S. m. Abb.)

1927:

Slawische Skelettgräber bei Kyritz am Untersee. In: Mitteilungen des Heimat- und Museumsvereins in Heiligengrabe 10 (1927), S. 19–20

Kyritz in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. In: Mitteilungen des Heimat- und Museumsvereins in Heiligengrabe 10 (1927), S. 32–42 m. 1 Abb.

Das älteste vorgeschichtliche Gefäß aus der Prignitz. In: Mitteilungen des Heimat- und Museumsvereins in Heiligengrabe 10 (1927), S. 52 m. 1 Abb. [ein 1773 bei Kyritz gefundenes Gefäß (steinzeitl. Becher?) im Städt. Museum Braunschweig]

Ergebnisse der archäologischen Landesaufnahme des Kreises Ostprignitz. In: Pe-termanns Geographische Mitteilungen 1927, S. 363–364

Aus der Vergangenheit der Wittstocker Heide. In: Prignitzer Heimatblätter 3 (1927), Nr. 1–3

1928:

Ergebnisse der archäologischen Landesaufnahme des Kreises Ostprignitz. In: Ta-gungsberichte der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft, Leipzig 1928, S. 116–117

Ein Megalithgrab bei Ellershagen im Kreise Ostprignitz. In: Mannus. Zeitschrift für Vorgeschichte, VI. Ergänzungsband (Festgabe für den 70jährigen Gustav Kos-sinna von Freunden und Schülern), Leipzig 1928, S. 27–31 m. 3 Abb.

1929:

Urgeschichte des Kreises Ostprignitz. Leipzig 1929. IX, 323 S. m. Abb. und Taf.

1931:

Verschwundene Ortschaften bei Lenzen. In: Heimatkalender für die Kreise Ost- und Westprignitz 29 (1931), S. 75–78

Walter Matthes in Beuthen

Vermutlich hatte sich Walter Matthes schon während seiner Untersuchungen in der Prignitz um eine neue und interessante (Dauer-)Arbeitsstelle bemüht. Denkbar wäre allerdings auch, dass man auf diesen jungen und fähigen „Germanenforscher“ sogar im übrigen Deutschen Reich aufmerksam geworden war. Genaueres dazu wäre wahrscheinlich in seiner Personalakte der Hansestadt Hamburg (Staatsarchiv Hamburg) zu finden. Diese ist aber weiterhin aus Datenschutzgründen gesperrt. Gesichert ist jedenfalls, dass er bereits am 16. 7. 1928 (formal ab 1. Juni 1928) – sechs Wochen nach Beendigung seiner Arbeiten in der Prignitz – eine neue Tätigkeit im äußersten Südosten des Deutschen Reiches, in der großen Industriestadt Beuthen (heute: Bytom) in der Provinz Oberschlesien übernommen hatte.²⁶ Er war dort Leiter der archäologischen Abteilung des Städtischen Museums geworden. Gleichzeitig hatte der Magistrat der Stadt beschlossen, auch noch ein mehrstöckiges, großes und imposantes Gebäude für die Stadtparkasse zu errichten. Darin waren die oberen Stockwerke für ein „Oberschlesisches Landesmuseum“ (mit Archäologie, Volkskunst und weiteren kleinen Abteilungen) vorgesehen. Somit hatte

²⁶ Ausführliche Einzelheiten zu seinen Jahren in Beuthen siehe Bodenbach 2013 (wie Anm. 25).

Matthes, dem das Vorhaben auf fachlicher Seite übertragen wurde, für die nächsten Jahre ein attraktives Aufgabenspektrum. Aufgrund seiner großen Verdienste um das Museum und die Stadt Beuthen wurde er bereits am 1. 4. 1929 zum Kustos, also zum städtischen Beamten, ernannt. Im Oktober 1932 konnte das neue und mehrstöckige, auch heute noch moderne Gebäude eröffnet werden. Das jetzt in den Obergeschossen vorhandene „Oberschlesische Landesmuseum“ (heute: Muzeum Gónoslaskie w Bytomiu) enthielt die Ur- und Frühgeschichte, die ethnologischen Sammlungen mit Naturwissenschaft und Kunstgewerbe, Volkskunst, Stadtgeschichte und eine heimatkundliche Bibliothek. Leiter des gesamten Museums war jetzt Dr. phil. Walter Matthes.

Aber auch nach dem Wechsel von Walter Matthes nach Oberschlesien gingen die archäologischen Forschungen in der Prignitz weiter.²⁷ Besonders wichtig war und ist bis heute ein Standardwerk, diesmal über die Westprignitz, von Waldtraut Bohm (1890–1969).²⁸ Seit Alfred Götze (1907) hatte niemand mehr eine auf den neuesten wissenschaftlichen Kenntnissen beruhende und gleichzeitig so umfangreiche Untersuchung vorgelegt. Aufgrund ihres deutlich nationalsozialistisch orientierten Verhaltens wurde sie aber nach Ende des Zweiten Weltkriegs – und noch bis heute – angefeindet. Dabei sind ihre fachlichen Leistungen (größere Grabungen in Brandenburg, ihre Dissertation) und besonders die oben zitierte Landesaufnahme für die westliche Prignitz herausragend, so dass der Band ein wichtiges und unverzichtbares Nachschlagewerk geblieben ist.

Auch heute ist Waldtraut Bohm in der Prignitz nicht vergessen, veranstaltete doch die Archäologische Gesellschaft in Berlin und Brandenburg am 24. April 2013 im Regionalmuseum Perleberg einen Vortrag (von Arne Lindemann) unter dem Titel: „Waldtraut Bohm und die archäologische Forschung in der Prignitz.“ In der Einleitung hieß es dazu: „Im Jahre 1930 kam die Berliner Archäologin Waldtraut Bohm in die Prignitz und leistete hier über zehn Jahre grundlegende Forschungsarbeiten, die noch heute von hohem wissenschaftlichen Wert sind. Der Arbeitsmittelpunkt Waldtraut Bohms war das Perleberger Museum. Viele bedeutende Sammlungsstücke verdankt das Museum ihrer unermüdlichen Schaffenskraft. Umstritten bleibt Waldtraut Bohm durch ihr Wirken im Nationalsozialismus. Wer war diese Frau?“ Bohm gehört damit ebenfalls zur Gruppe der um 1900 geborenen Archäologen und Prähistoriker, deren Leben und persönliches Schicksal in besonderer Weise mit den

²⁷ Leube, Achim: Waldtraud [!] Bohm (1890-1969). In: Prähistorie zwischen Kaiserreich und wiedervereinigtem Deutschland. Bonn 2010, S. 48–49 [ausführliche und faktenreiche Biographie].

²⁸ Simon, Gerd: Waldtraud [!] Bohm. In: SD/SS – Vorgeschichtler Dossiers (Online): Mitarbeiterin im Amt für Vorgeschichte der NSDAP, Volksschullehrerin, fachlich gut, ... [Zugriff: 23. 2. 2014]. Lindemann, Arne: „Der Prignitzer Boden gehört also zum uralten Heimatboden der Germanen“. Waldtraut Bohm und das Museum Perleberg. In: Museumsblätter. Mitteilungen des Museumsverbandes Brandenburg H. 18 (2011), S. 40–41.

Ereignissen des Dritten Reiches verbunden war.²⁹ Es gab unter ihnen nur wenige Archäologen, die den Nationalsozialismus strikt ablehnten (und dann verfeimt wurden oder sogar aus Deutschland fliehen mussten). Die meisten jedoch waren sog. Mitläufer, zumal sie vielfach als Beamte gezwungen waren, der Staatsräson zu folgen. Auch Karrieristen gab es, die nach 1945 sogar wieder ihre alten Positionen zurückerhielten.

Walter Matthes in Hamburg

Im Jahre 1934 berichtete die archäologische Fachpresse von einer handfesten Sensation: „Hamburg. Der Leiter des Oberschlesischen Landesmuseums in Beuthen O. S. Dr. W. Matthes hat den an der Hamburgischen Universität neugeschaffenen Lehrstuhl für Vorgeschichte und germanische Frühgeschichte ab 1. April 1934 übernommen. Außerdem ist ihm die Leitung der Vorgeschichtlichen Abteilung des Museums für Völkerkunde übertragen worden.“³⁰

Hier handelte sich um den Wechsel eines Nichthabilitierten (und nicht aus dem Lehrfach stammenden Mannes) auf den Stuhl eines Ordinarius, verbunden mit der gleichzeitigen Ernennung zum ordentlichen Professor. Begründungen dafür wurden nicht genannt. Erst viele Jahrzehnte später fanden dazu an der Hamburger Universität Untersuchungen statt,³¹ die allerdings noch immer keine absolute Klarheit schaffen konnten, da die dienstliche Personalakte weiterhin gesperrt ist. Matthes war demnach bis Kriegsende Ordinarius der Universität und gleichzeitig Leiter einer Abteilung des Völkerkundemuseums in Hamburg. Nach 1945 musste er diese Stelle jedoch abgeben. Erst nach jahrelangen juristischen Auseinandersetzungen mit der Stadt konnte er schließlich auf seinen Ordinariatsposten in der Archäologie (Vor- und Frühgeschichte) der Hamburger Universität zurückkehren. Am 20. Janu-

²⁹ Wie z. B. Gerhard Bersu (1899–1964), Waldtraut Bohm (1890–1969), Heinrich Butschkow (1906–2001), Werner Buttler (1907–1940), Leonhard Franz (1895–1967), Werner Hülle (1903–1974), Herbert Jankuhn (1905–1990), Kurt Langenheim (1903–1990), Alexander Langsdorf (1898–1946), Hans Maier (1897–1956), Gotthard Neumann (1902–1972), Peter Paulsen (1902–1985), Ernst Petersen (1905–1944), Werner Radig (1903–1985), Hans Reinerth (1900–1990), Gustav Riek (1900–1976), Bolko Frhr. von Richthofen (1899–1983), Hans Schleif (1902–1945), Hermann Schroller (1900–1959), Rudolf Stampfuß (1904–1978), Walter Stokar von Neuforn (Walter von Stokar) (1901–1959), Kurt Tackenberg (1899–1992), Joachim Werner (1909–1994), Lothar Zotz (1899–1967) und andere.

³⁰ Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit 10 (1934) Heft 2, S. 48.

³¹ Hübner, Christian: Die Disziplinen Volkskunde und Vor- und Frühgeschichte an der Hamburger Universität in der Zeit des Nationalsozialismus; untersucht am Beispiel der Ordinarien Otto Lauffer und Walther Matthes. Magisterarbeit Universität Hamburg, 2006 [Einsichtnahme noch gesperrt]; Homann, Arne: „1934 errichtet gegen Wegfall des Ord. Lehrstuhls für Romanische Sprachen und Kulturen“. Zu den Anfängen des Faches Vor- und Frühgeschichte an der Hamburger Universität. In: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 94 (2008), S. 89–116 mit 4 Abb. (darunter einem Photo des Walter Matthes auf S. 100).

ar 1997 ist der wohl älteste Prähistoriker Deutschlands in Bosau (Schleswig-Holstein) verstorben.³² Vergleichbar umfangreiche Forschungsarbeiten wie die von Walter Matthes für die Ostprignitz sind in den letzten annähernd 100 Jahren nicht mehr durchgeführt worden. Somit gilt auch weiterhin und wahrscheinlich noch für lange Zeit: Der Archäologe Walter Matthes war *der* Erforscher der Ostprignitz!

Weiterführende Literatur

Biographie Walter Matthes. In: Symbolon. Jahrbuch für Symbolforschung 4 (1964), S. 303–330

Deutscher Biographischer Index, 2. kumulierte und erweiterte Ausgabe, Teilband 5, München 1998, S. 2261

Filip, Jan: Enzyklopädisches Handbuch zur Ur- und Frühgeschichte Europas, Band II (L-Z), Prag 1969, S. 791–792

Hegewisch, Morten: Plänitz – ein kaiser- und völkerwanderungszeitliches Gräberfeld im Kreis Ostprignitz-Ruppin. Zugleich eine Studie zur Entwicklung der spätkaiserzeitlichen elbgermanischen Keramik. Bonn 2007 (Bonner Beiträge zur vor- und frühgeschichtlichen Archäologie; 7) [betr. auch W. Matthes, dessen Grabungen und Funde in der Prignitz und seine wiss. Beurteilung]

Jaeger, Thomas: Die Prignitz in der spätrömischen Kaiserzeit. Besiedlungsgeschichtliche Untersuchungen unter Einschluß der angrenzenden Gebiete. In: Ethnographisch-archäologische Zeitschrift 40 (1999), S. 513–553

Katholing, Winfried: Die Groß-Steinskulpturen. Kultplätze der Steinzeit? Ein Führer durch Literatur und Gelände. Aschaffenburg: Selbstverlag; [Norderstedt]: Books on Demand 2001 [betr. auch Schausammlung des Prof. W. Matthes an der Hamburger Universität]

Keiling, Horst: Zur ur- und frühgeschichtlichen Forschung und Bodendenkmalpflege im westlichen Prignitzgebiet. In: Informationen des Bezirksarbeitskreises für Ur- und Frühgeschichte Schwerin H. 18 (1978), S. 5–15 m. Abb.

Klee, Ernst: Das Kulturlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945? Frankfurt am Main 2007, S. 397

Kocher, Kurt E.: Spiele der Natur – eine wissenschaftliche Diskussion seit 1847 [zu anthropo- und zoomorphen Steinfunden, auch von Walter Matthes]. Präsentation von 2006, im Internet unter www.stoneage-art.de und www.originsnet.org

³² Vgl. Todesanzeige für Prof. Dr. Walther [!] Matthes im „Hamburger Abendblatt“ vom 25. 1. 1997 (Sterbeort nicht angegeben) sowie den Artikel von Rolf Speckner.

Krause, Eckart / Huber, Ludwig / Fischer, Holger (Hrsg.): Hochschulalltag im „Dritten Reich“. Die Hamburger Universität 1933–1945. Berlin, Hamburg 1991 (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte; 3) [zu W. Matthes: Teil II, S. 1537 und Teil III, S. 445, Anm. 26, S. 450 und 452]

Kürschners Deutscher Gelehrten-Kalender, 9. Ausgabe, Berlin 1961, S. 1283

Landkreis Prignitz: Zentrale Archäologische Orte (ZAO) in der Prignitz (mit einer Landkarte): http://www.landkreis-prignitz.de/de/zu-gast-im-landkreis/tourismus/zao/zao_inhalt.php

Legendre, Jean-Pierre / Olivier, Laurent / Schnitzler, Bernadette (ed.): L' archéologie nazie en Europe de l' ouest – Nazi-Archäologie in Westeuropa [Bilingualer Symposiumsband der Tagung Lyon 2004]. Gollion 2004, S. 453–454 [außerdem zu Walter Matthes S. 35, 104 und 155]

Leube, Achim: Die deutsche Prähistorie in den Jahren 1933 bis 1944 und ihre historischen Grundlagen. In: Schallmayer, Egon / Kurzynski, Katharina von (Hrsg.): Archäologie und Politik – Archäologische Ausgrabungen der 30er und 40er Jahre des 20. Jahrhunderts im zeitgeschichtlichen Kontext. Wiesbaden 2011 (Fundberichte aus Hessen; Beiheft 7) (Glauberg-Forschungen; 1) [zu W. Matthes S. 52]

Simon, Gerd: SD/SS – Vorgeschichtler-Dossiers (Online): „Prof. f. Vorgeschichte u. germanische Frühgeschichte an der Universität Hamburg. Gesamtbeurteilung des SD: Vertreter der Kossinna-Richtung und bedeutender Westgermanenforscher, ist Landesleiter und enger Mitarbeiter von Reinerth. War vor 1920 Mitglied der Freideutschen Jugendbewegung. Wissenschaftlich gilt er als gut.“

Speckner, Rolf: Walther Matthes. In: Forschungsstelle Kulturimpuls, Dornach [zweiseitige, faktenreiche Kurzbiographie]: www.kulturimpuls.org

Wer ist wer? Hrsg. von Walter Habel. 12. Ausgabe, Berlin-Grunewald 1955, S. 765

Wikipedia (unter „Externsteine“)

Witkowski, Gudrun: Bibliographie zur Ur- und Frühgeschichte in Brandenburg und Berlin. Vom 16. Jh. bis 1994. Wünsdorf 2006 (Arbeitsberichte zur Bodendenkmalpflege in Brandenburg; 15) [mit 20 Nachweisen zu Walter Matthes, darunter auch zur Prignitz]

Anschrift des Verfassers:

Dr. Hans Joachim Bodenbach, Weidenweg 50, 21509 Glinde (Hamburg)

Urgeschichte des Kreises Ostprignitz

von

Dr. Walter Matthes

Herausgegeben vom
Kreisausschuß des Kreises
Ostprignitz

Mit 143 Abbildungen im Text
und 68 Tafeln
nebst 1 Kreiskarte mit 5 Deckblättern (als Beilage)



1 9 2 9

Leipzig / Verlag von Curt Rabitsch

Abb. 1: Titelblatt der archäologischen Landesaufnahme für die Ostprignitz.



Abb. 2: Ausstellung urgeschichtlicher Funde im Museum des Klosters Heiligengrabe.
Vorlage: Mitteilungen des Heimat- und Museumsvereins in Heiligengrabe 9 (1926), Taf. I.

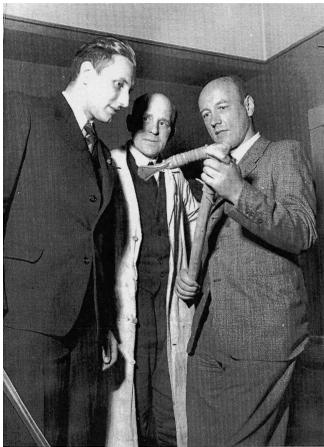


Abb. 3: Walter Matthes (ganz rechts) im Gespräch mit Kollegen, um 1937.
Vorlage: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 94 (2008), S. 100.

[Anzeige Schröder]

ULRICH GORSBOTH

Gropius in Wittenberge – Hinweise zu einem architektonischen Frühwerk

Zum hundertsten Mal jährte sich im Jahr 2014 die Fertigstellung der Wittenberger Siedlung „Eigene Scholle“, die von Walter Gropius und Adolf Meyer projektiert worden ist. Die Architekten sind zweifellos berühmt, die Siedlung aber ist es weit aus weniger. Außerdem fällt auf, dass die Rezeptionsgeschichte dieser Siedlung wie die Rezeption des Frühwerks von Gropius überhaupt recht schwierig und widersprüchlich verläuft. Das problematische Verständnis des Frühwerks des Architekten hängt mit dem Image zusammen, Gropius habe sich zielstrebig zu dem berühmten Vertreter des modernen Bauens entwickelt, den wir alle zu kennen glauben. Somit erwarten Architekturinteressierte, in Wittenberge eine moderne Gropius-Siedlung vorzufinden und sind zutiefst irritiert, wenn sie die Gebäude selbst in Augenschein nehmen.

Wenn es im „Prignitzer“ am 5. 10. 2013 über den Lindenweg 59 „Außen Gropius und innen modern“ heißt, während Simone Ahrend zu dem Schluss kommt, dass das Frühwerk des Baumeisters „trotz der Sattel- und Mansardendächer ausgeprägte Elemente des Neuen Bauens“ aufweist,¹ spiegeln diese widersprüchlichen Aussagen bereits die Verwirrung in der Frage, ob die Architektur der Siedlung wirklich oder vermeintlich modern sei. Dass ausgerechnet an dem Gag „innen modern“ etwas dran sein könnte, dass Familie X im Lindenweg möglicherweise eine moderne Inneneinrichtung in einem traditionell gestalteten Haus besitzt, das Gropius entworfen hat, damit rechnen die Wenigsten.

Zunächst fällt auf, dass die „Eigene Scholle“ sowie die zahlreichen fast zeitgleichen Projektierungen von Gropius in Hinterpommern nahezu unbekannt sind und ins Hintertreffen geraten gegenüber jenen Arbeiten, die stets an prominenter Stelle genannt werden. Im Gegensatz zu den vielen „vergessenen“ Projekten, über die man auch in der Fachliteratur nur ausnahmsweise etwas erfahren kann, kann man über den „modernen“ Gropius für die Zeit bis circa 1918 folgende Daten erheben:

1. partizipiert Gropius 1909 als Praktikant an der von Peter Behrens errichteten AEG-Turbinenhalle in Berlin. Hier lernt Gropius neue ästhetische Möglichkeiten einer Architektur kennen, die sich – gemessen an den Gestaltungen im Jugendstil – sachlich gibt. Im Rahmen dieses Praktikums macht er die Bekanntschaft mit einigen Mitarbeitern, die in seinem späteren Umfeld eine wichtige Rolle spielen. Darunter sind Ludwig Mies van der Rohe, der Leiter des Bauhauses ab 1930, und Adolf Meyer.

¹ In: Blätter zur Stadtgeschichte / Prignitzer Heimatverein Wittenberge e. V., Nr. 2 (1993).

2. wird Gropius im Zuge seiner Tätigkeit für Behrens in der 1910 bis 1914 errichteten Gartenstadt Hohenhagen in Hagen (Am Stirmband) von Karl Ernst Osthaus mit Fragestellungen kostengünstigen Bauens am Beispiel von Arbeiterkolonien konfrontiert, wobei Osthaus den Gedanken des Typenhauses hervorkehrt.²

3. formuliert Gropius 1910 in seinem „Programm zur Gründung einer allgemeinen Hausbaugesellschaft auf künstlerisch einheitlicher Grundlage“ den Gedanken der Industrialisierung des Hausbaus, der u. a. darin seine Erfüllung fände, dass sich „die einzelnen Bauteile in sämtlichen Entwürfen der Gesellschaft wiederholen“.³

4. gestaltet Gropius 1911 – inzwischen selbständig⁴ – das Fagus-Werk in Alfeld, das unlängst zum UNESCO-Weltkulturerbe erklärt wurde. Mit der Verwendung neuer Materialien (Stahl und Glas) gilt das Fabrikgebäude als wegweisend für das Neue Bauen.

5. sagt Gropius in seinem Schulkonzept aus dem Jahre 1916 ein klares Ja zur Technik und zur Maschine und stimmt weiterhin den in seinem Hausbau-Programm geäußerten Vorstellungen über die Sachlichkeit und Einfachheit oder auch Straffheit und Exaktheit der Architektur zu. Er kritisiert insbesondere die nachträgliche „Verbrämung“ der industriell oder gewerblich hergestellten Erzeugnisse, indem Zierrat der vorhandenen Erscheinungsform hinzugefügt wird. Die „erborgte“ Stilform in Barock oder Rokoko wird für Gropius leicht zur sentimentalen Phrase.⁵

Vorstellungen wie diese werden allerdings von einer ganzen Reihe von Architekten geteilt. Schon 1893 war es der als Vater der Moderne in die Geschichte eingegangene Hendrik Petrus Berlage, der die Gebäude der Zukunft als „Nutzbauten“ betrachtete. Würden die traditionellen Architekten, so dachte Berlage, nicht von ihrer

² So auch 1914 in einer Rede anlässlich der Werkbunddebatte: „Das Wort „Typen“ ist nicht so ganz wesenlos, wie Herr Endell meint. Es hat ein bestimmtes Gesicht in der Werkbundbewegung. Meines Wissens ist der Typengedanke ausgegangen vom Arbeiterwohnhausbau. Es hat sich nämlich ergeben, dass Arbeiterkolonien wesentlich billiger werden, wenn man bestimmte Bauteile, z. B. Fenster, Türen, Heizungsanlagen usw. typisiert, d. h. auf wenige Grundformen zurückführt.“ Regine Broch: Peter Behrens' Wohnungsbaukonzepte 1910–1920. Von der repräsentativen Industriesiedlung zur kostengünstigen Kleinsiedlung. Dissertation, Marburg 2005, S. 23, zit. aus: Karl E. Osthaus, Rede auf der Werkbundtagung Köln 1914, in: Hermann Muthesius: Die Werkbund-Arbeit der Zukunft mit Aussprachen darüber von van de Velde, Behrens, Osthaus. Jena 1914, S. 64–68.

³ Rainer Wick: Bauhaus-Pädagogik. 3. Aufl. Köln 1988, S. 26–27.

⁴ Seine Selbständigkeit ab 1910 hat man sich so vorzustellen, dass die Vorlageberechtigungen ausschließlich bei dem Mitarbeiter und späteren Teilhaber Meyer lagen, da Gropius selbst nicht über eine abgeschlossene Ausbildung zum Architekten verfügte, vgl. Malgorzata Ominalska: Das Frühwerk von Walter Gropius in Hinterpommern, in: Pusback, Birte (Hrsg.), Landgüter in den Regionen des gemeinsamen Kulturerbes von Deutschen und Polen. Warschau 2007, S. 133–149.

⁵ Angesprochen wird hier das Konzept „Vorschläge zur Gründung einer Lehranstalt als künstlerische Beratungsstelle für Industrie, Gewerbe und Handwerk“, zitiert bei Wick (wie Anm. 3), S. 73.

teuren Kunst des Ausschmückens ablassen, so würde ihnen von den Ingenieuren die Arbeit aus der Hand genommen werden.⁶ Mit seiner Auffassung, das Ornamentale, gegen das nichts einzuwenden sei, müsse funktionell und konstruktionsbedingt sein, vertrat Berlage einen Ansatz, bei dem es zu erkennen gilt, dass „Gegenstände, die als völlig dekorationslos bezeichnet werden, bei genauer Betrachtung sich doch als verziert herausstellen“.⁷

Auch Gropius' Wirken wird in seinen jungen Jahren von dem hier skizzierten paradigmatischen Wandel bestimmt. Wenn also die Moderne fast schon greifbar und gedanklich zu antizipieren war, so wurden die entsprechenden Vorstellungen jedoch allenfalls punktuell in die Praxis umgesetzt. Schon zu Beginn der 1910er Jahre und erst recht am Ende des Ersten Weltkriegs war eine große Verunsicherung in der Frage eingetreten, wie sich moderne Architekten unter Berücksichtigung der industriellen Errungenschaften authentisch ausdrücken können.

Die defizitäre Ausgangssituation besonders für noch auszubildende Architekten resultiert mehrere Jahrzehnte lang daraus, dass die traditionellen Architekten die aktuellen Aufgaben ausblendeten, indem sie weder den Bau von Fabrikhallen zu ihrer Domäne zählten, noch den Arbeiterwohnungsbau für beachtenswert hielten.⁸ Dass sich einzelne Architekten diesen Aufgabenfeldern zuwandten, erweist sich als eine Pionierleistung. Ohne Frage ist es Gropius' Lehrer Peter Behrens, der sich als einer der ersten den verschmähten, teils den Ingenieuren überlassenen Aufgaben widmete, wobei er alle Gestaltungsaufgaben – vom Siedlungsbau bis hin zum Entwurf eines Logos – unter dem Gesichtspunkt der „Genese einer Industriekultur“ subsumierte.⁹

Es zählt allerdings auch zu den bekannten Daten, dass Gropius als Bauhaus-Direktor in den ersten Nachkriegsjahren eine maschinenfeindliche Haltung einnimmt, so dass an einer Industrialisierung des Hausbaus, die er zuvor propagiert hatte, vorübergehend nicht zu denken ist.¹⁰ So ist in Gropius' erstem Schulkonzept, 1916, das Bündnis aus Industrie und Kunst noch begrüßt worden, während in dem berühmten Gründungsmanifest des Bauhauses Weimar drei Jahre später die technologische Kompetenz von der Industrie ganz auf das Handwerk zurückverlegt wird. Von seinem 1910 verfassten Hausbau-Programm an gerechnet, müssen so

⁶ Joseph Buch: Ein Jahrhundert niederländischer Architektur 1880–1990. München 1997, S. 32–33, zit. aus: Berlage, *Bouwkunst en Impressionisme*, 1894, deutsch: *Über Architektur und Stil*. Aufsätze und Vorträge 1894 - 1928, hrsg. von Bernhard Kohlenbach, Basel 1991.

⁷ Buch 1997 (wie Anm. 6), S. 33, zit. aus: Berlage, *Über die wahrscheinliche Entwicklung der Architektur*, 1905.

⁸ Vgl. Buch 1997 (wie Anm. 6), S. 20.

⁹ Broch 2005 (wie Anm. 2), S. 28.

¹⁰ In dem Gründungsmanifest des Bauhauses in Weimar ist bei Gropius 1919 nicht mehr die Rede von einer Synthese aus Kunst und Industrie. Das Handwerk wird jetzt zur entscheidenden Bezugsgröße, womit die Namensgebung „Bauhaus“ in einer rückwärtig orientierten Utopie an die mittelalterliche Bauhütte anspielt, siehe Wick (wie Anm. 3), S. 28–29.

noch dreizehn Jahre vergehen, bis Gropius in der ersten öffentlichen Ausstellung des Bauhauses (in Weimar) Haus-Modelle als Prototypen für die Industrie vorstellen kann.¹¹

Es trifft auch auf die in seinem Hausbau- und in seinem Schulprogramm geäußerten Vorstellungen über die Sachlichkeit und Einfachheit der Architektur zu, dass sie zu einem großen Teil in einem inkongruenten Verhältnis zu seiner – stilistisch gesehen – traditionellen Bauweise stehen. Jedoch ist es zugleich offenkundig, dass diese sich hier abzeichnende Kluft zwischen Vision und Praxis ein verbreitetes Entwicklungsproblem der Architektur zu Beginn des 20. Jahrhunderts spiegelt. Auch Berlages Modernität beschränkt sich weithin, wenn auch nicht ausschließlich, auf Spekulationen oder Visionen, wie die Architektur sich wahrscheinlich künftig entwickeln würde. Und ebenso ist für den einstigen Kollegen von Gropius, Ludwig Mies van der Rohe, zwischen 1907 und 1917 eine eher konservative Bauweise belegt.

In den 1910er Jahren, die hier zur Debatte stehen, ist vor allem eine Tendenz zu erkennen, der zu Folge die Entwicklungen der modernen Architektur in technologischer Hinsicht zwar übernommen, in ästhetischer Hinsicht aber bald verworfen werden. Nehmen besonders Behrens' Verwaltungsgebäude und Industrieprojekte die neue industrielle Spitzentechnologie in Gebrauch, so bildet sich im Gegenlauf dazu ein anti-modernes ästhetisches Interesse heraus. Entsprechend werden die konstruktionsbedingten Ansichten eines Baus wieder kaschiert und nicht etwa transparent gemacht, und die Fassaden werden mit historisierenden Schmuckelementen ausgestattet.¹²

Das heißt dann auch, dass Behrens' Turbinenhalle und Gropius' Fagus-Werk vorläufige Beispiele einer funktionalen Architektur verkörpern und dass Behrens' Ideal der „Genese einer Industriekultur“, die alle Gestaltungen und Erscheinungsbilder von Produkten umfassen soll,¹³ nur eingeschränkt eingelöst wird. Wenn man denn nun von einer widersprüchlichen Entwicklung der Architektur ausgeht, ist es nicht mehr erstaunlich, dass Malgorzata Ominalowska auf ein eindeutig traditionelles Frühwerk von Gropius in Hinterpommern stößt. So sollen dessen pommersche Entwürfe um 1906 im Heimatschutzstil gehalten sein, während für den Zeitraum 1909 bis 1914 eine ausdauernde Auseinandersetzung mit dem Klassizismus bemerkt werden kann, die nicht zuletzt dem Einfluss Behrens' zuschreiben ist.¹⁴

¹¹ Wick (wie Anm. 3), S. 27 und S. 36. Wick spricht im übrigen von fünfzehn Jahren, die vergehen, bis die Realisierung funktionellen Bauens u. a. am Dessauer Bauhaus möglich wird.

¹² Die oben erwähnte Dissertation von Regine Broch widmet sich in erheblichem Umfang dem Problem, dass Behrens – Vorbild für Gropius – im Verlauf der 1910er Jahre weiterhin moderne Technologie in Gebrauch nimmt, zugleich aber den einfachen und klaren Formen der Gebäude bald solche entgegenstellt, die repräsentativ wirken und mit Symbolen der Macht ausgestattet sind.

¹³ Broch 2005 (wie Anm. 2), S. 28.

¹⁴ Ominalowska (wie Anm. 4), S. 145–146.

In ihrer Untersuchung des Frühwerks von Walter Gropius in Hinterpommern stellt Ominalowska den frühen Gropius als einen den jeweiligen Moden folgender Gestalter heraus. Sie gelangt zu dem Schluss: „Im Kontext der pommerschen Arbeiten wird deutlich, dass Gropius nicht von Beginn an der große Revolutionär war, nicht die Verkörperung von Schlichtheit und Funktionalismus (...). Eher im Gegenteil, Gropius war ein typischer Vertreter seiner Generation, dessen Wege in die Moderne lang und gewunden waren (...).“¹⁵ Des weiteren wird deutlich, dass Laien und Wissenschaftler angesichts des Frühwerks von Gropius vor einer generellen Schwierigkeit stehen, die daraus resultiert, dass der später nach England beziehungsweise in die USA emigrierte Architekt die Wahrnehmung seiner Arbeit in eine bestimmte Richtung lenkt. Ominalowska weist darauf hin, dass Gropius mit seiner 1934 erstellten Werkliste, in der begleitende Dokumentationen zu den pommerschen Projekten fehlten, an seiner Mythenbildung federführend beteiligt war. Es wurden Arbeiten immer wieder einseitig hervorgehoben oder auch weggelassen, bis Sigfried Giedion in seiner 1954 publizierte Monographie zu Gropius die Legendenbildung dadurch krönt, dass er von den frühen Arbeiten des Architekten lediglich noch die Schuhfabrik Fagus in Alfeld noch erwähnt.¹⁶

Wenn das Museum für Gestaltung in Berlin die Bautätigkeit für den Zeitraum 1910 bis 1925 nur allgemein mit „gemeinsame Architekturentwürfe mit Adolf Meyer“ belegt,¹⁷ so entsteht sogar eine Unsicherheit in der Frage, in wie weit Gropius überhaupt Gebäude entwirft, oder ob er in seinem beruflichen Werdegang eine Zeitlang die Existenz eines eher schreibenden Architekten – mit Ludwig Hilberseimer vergleichbar – führt.

Erst der Tod seiner zweiten Ehefrau, Ilse Gropius, brachte das im Sinne des Funktionalismus überhöhte Bild, das Gropius bezweckt hatte, „ins Wanken, da nun die fotografische Privatsammlung des Architekten im Bauhausarchiv zugänglich wurde“. Jetzt auch – das war in den 80er Jahren – konnte eine Inventarisierung vor Ort vorgenommen und das bisherige Wissen in eine gewisse Systematik gebracht werden. „Das Hauptaugenmerk lag hier auf den Werken, die eine starke Abhängigkeit vom Schaffen Peter Behrens’ aufweisen. Hinzu kamen Arbeiten, die die Rolle des Schinkel’schen Erbes und der um 1900 aufkommenden neoklassizistischen Tendenzen in der Architektur im Schaffen von Walter Gropius aufzeigen.“¹⁸

Kaum konnte sich bis jetzt die neu gewonnene Ansicht gegen den Mythos des modernen Gropius durchsetzen. Dennoch aber werfen die von Ominalowska aufgezeigten Zusammenhänge nun ein anderes Licht auch auf die „Eigene Scholle“ in Wittenberge. Das bei weitem größte Projekt im Frühwerk Gropius’ verfügt, was

¹⁵ Ominalowska (wie Anm. 4), S. 146.

¹⁶ Ominalowska (wie Anm. 4), S. 136–137.

¹⁷ Siehe die Website des Museums für Gestaltung, Berlin: <http://www.bauhaus.de>.

¹⁸ Beide Zitate bei Ominalowska (wie Anm. 4), S. 137.

die Aufgabenstellung anbelangt, über eine Ähnlichkeit mit den Arbeiterwohnhäusern in Janikow (Jankowo). Da es aber im Norden von Wittenberge um 44 Siedlungsplätze ging, machte Gropius jetzt davon Gebrauch, den Osthausschen Haustypen-Gedanken (s. o.) zu übernehmen.

Versucht man bei Gropius eine Tendenz nachzuweisen, der zu Folge seine neoklassizistischen Gestaltungen möglicherweise bereits als vormodern anzusprechen sind, so stößt man in seinem Werk immer wieder auf Gegenbeispiele, die sein Engagement in Richtung Moderne in Frage stellen. Eines dieser Gegenbeispiele ist der nicht realisierte Wettbewerbsentwurf für das Landratsamt Rummelsburg (Miastko Pomorskie) von 1912, dessen monumentale Front an einen Tempel erinnert und einer relativ nüchternen Stilauffassung des Neoklassizismus völlig entgegensteht.¹⁹ Stellt man zum Vergleich die Villa Cuno (1909/10) in Hagen und die Villa „Haus Wiegand“ (1911/12) in Berlin einander gegenüber, so wird das extreme Schwanken zwischen äußerster Monumentalität und Nüchternheit schon bei Gropius' Lehrer Peter Behrens sichtbar.

Die Einsparung des nach Berlage vernachlässigbaren Ornaments²⁰ bildet kein durchgängiges Merkmal in der Siedlung „Eigene Scholle“. Von Fall zu Fall bevorzugt Gropius in Wittenberge eine an Schinkel erinnernde sparsame Ornamentik, um dann aber zugleich auch einen etwas repräsentativeren Stil vorzuschlagen (siehe Bautyp III, Ecke Lünebuger Straße / Lindenweg, leider zerstört). Es ist jedoch interessant, ja seltsam zu sehen, wie minimalistisch Gropius das Gestaltungselement des Pilasters beansprucht. Angesichts dieses Purismus kann es leichthin geschehen, dass der Architekturinteressierte für modern hält, was in Wirklichkeit in einem neoklassizistischen Kontext zu denken ist.

Es gibt gute Gründe dafür, angesichts der „Eigene Scholle“ in Wittenberge keine Anspielungen auf die Moderne zu bemühen, und es ist zugleich trivial festzustellen, dass in hunderten von Dörfern und Städten neoklassizistische Elemente in puristischer und dann auch wieder in reicher Ausgestaltung vorzufinden sind. Schließlich ist es eine Binsenweisheit, dass in vielen Ortschaften in Pommern und in Norddeutschland in den ersten beiden Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts sowohl besonders utilitaristisch als auch auf Repräsentation bedacht gebaut wurde.

Wenn der Rezipient angesichts des Frühwerks von Gropius wahrscheinlich die falschen Register zieht und an die „Moderne“ denkt, so war allerdings der betagte Architekt selbst daran beteiligt, die Spur dafür zu legen.²¹ Ein psychologisches Motiv hierfür kann eventuell damit angegeben werden, dass mehrfach veränderte Zeitumstände sowie mehrfach veränderte Theorien und Haltungen, die Gropius vertrat, einer Ich-Kongruenz im Wege standen, die erst der Emigrant im Nachhinein neu

¹⁹ Siehe dazu das Bildmaterial im Anhang der Arbeit von Malgorzata Ominowska (wie Anm. 4).

²⁰ Siehe Buch (wie Anm. 6), S. 33, zitiert aus den Zürcher Vorlesungen, 1907.

²¹ Vgl. Wick (wie Anm. 3), S. 72.

konstruiert hat. Das von Gropius initiierte Weglassen von Daten aus seinem Lebenslauf verfehlte seine Wirkung nicht und führte zu einer falschen Idealisierung des Architekten. Was uns heute als doppelgleisig, vielleicht sogar als doppelbödig erscheinen könnte, dass ein Architekt sowohl historisierend als auch modern baute, war aber Alltag für eine Vielzahl von Architekten. Man könnte sich vielleicht mit der Ansicht bescheiden, dass eine neue Sprache der Architektur am Anfang des 20. Jahrhunderts immer nur punktuell eingesetzt wurde.

Verweist man auf die schwierige berufliche Ausgangssituation von Gropius, so werden Motive sichtbar, dass er etwas aus seiner Biographie zu tilgen hatte. Die hauptsächliche Schwäche lag darin, dass Gropius keinen Hochschulabschluss hatte, so dass er keine Vorlageberechtigung als Architekt besaß. In jungen Jahren war er stets auf fremde Hilfe angewiesen. Es beschafften nicht nur zwei Onkel Aufträge für ihn, gravierend war auch, dass er sich während der Studienzeit aufgrund des von ihm selbst bekundeten fehlenden zeichnerischen Talents bezahlte Zeichner nehmen musste.²² Das begründet auch, warum das Architektur-Studium für Gropius nicht zu meistern war. Andere Erwägungen, Gropius habe etwa das Studium aufgegeben, weil er die Praxisferne beklagte,²³ erscheinen dagegen abwegig.

Aufgrund fehlender zeichnerischer Fähigkeiten und aufgrund der fehlenden Vorlageberechtigung kann es als gesichert gelten, dass viele Arbeiten von dem Angestellten Meyer bewerkstelligt worden sind. Der Entwurf der „Eigenen Scholle“ kann wie jede andere Arbeit aus dieser Zeit Meyers Handschrift tragen.

Wenn wir denn abschließend nach dem Beginn der modernen Architektur fragen, dann geht es erst ab 1923 um die Einlösung des industriellen Bauens als eines seriellen und typisierten Bauens unter Bezeichnungen wie „Wabenbau“, „Wachsendes Haus“ oder „Baukasten im Großen“. Jetzt erst gilt es, Gropius, der nun – neben Berlage und Oud – zu einer Überhöhung des neuen klaren und sachlichen Stils neigt,²⁴ als modern einzuschätzen. Jetzt erst sind wir in der Lage, mit „Bauhaus“ auch eine industrielle und gestalterische Leistung zu assoziieren, die Gropius noch in seinem Gründungsmanifest vier Jahre zuvor keineswegs intendierte.

²² Ominalowska (wie Anm. 4), S. 134–136. Dort heißt es: „Ein zweiter, wie es scheint, sehr wichtiger Aspekt im Schaffen von Gropius ist die Tatsache, dass ihm jegliches Zeichentalent fehlte. Schon während der Studienzeit in München schrieb er 1903 an seine Mutter: „Vormittags modelliere ich jetzt mit großem Fleiß einen fast lebensgroßen, antiken weiblichen Torso (...) Es macht mir viel Spaß und geht mir vorläufig besser von der Hand, als das Zeichnen ...“. In einem Brief an die Mutter von 1907 ist zu lesen: „Meine absolute Unfähigkeit, auch nur das einfachste aufs Papier zu bringen, trübt mir manche schöne Stunde und lässt mich oft mit Sorgen auf meinen zukünftigen Beruf sehn. Ich bin nicht imstande, einen geraden Strich zu ziehen. Als 12-jähriger Junge konnte ich viel besser zeichnen. Es scheint mir fast eine physische Unmöglichkeit bei mir zu sein, denn ich bekomme sofort einen Krampf in der Hand, breche dauernd die Spitzen ab, und muss mich nach 5 Minuten ausruhen. Bei meiner Handschrift geht's mir ja gerade so. Sie wird jeden Tag schlechter.“

²³ Wick (wie Anm. 3), S. 72.

²⁴ Siehe Ingrid Wiesenmayer: Erich Buchholz. Tübingen, Berlin 1996, S. 69–71.

Abb. 1: Wittenberge Nord, Gropius-Siedlung, Lüneburger Straße, 2013.

Abb. 2: Wittenberge Nord, Gropius-Siedlung, Lindenweg, 2013.

Abb. 3: Wittenberge Nord, Gropius-Siedlung, Am Kastanienplatz, 2013.

Abb. 4: Wittenberge Nord, Gropius-Siedlung, von der Gartenseite aus gesehen.

Neuerscheinung !

Uwe Czubatynski

Bibliographie zur Kirchengeschichte in Berlin-Brandenburg

Band 1: Allgemeines und Altmark.

Nordhausen: Bautz 2013. 252 S.

ISBN 978-3-88309-806-7, Preis: 30,- EUR

Band 2: Kreise und Orte im Land Brandenburg.

Nordhausen: Bautz 2014. 284 S.

ISBN 978-3-88309-898-2, Preis: 30,- EUR

Aus dem Inhalt:

Band I: Allgemeines: Archiv- und Bibliothekswesen – Kirchenbuchwesen – Zeitschriften und Zeitungen – Quellenkunde – Gesamtdarstellungen – Das Mittelalter: Heiligenverehrung – Bistümer Brandenburg, Havellberg, Lebus, Kammin – Orden, Klöster und Bruderschaften – Die Reformation – Protestantismus seit der Reformation – Themenfelder: Kirchenbau, Kirchenmusik, Kirchenrecht – Katholische Kirche – Die Altmark: Landschaften und Landesteile – Familien und Personen – Orte und Ortsteile. Band II: Landschaften und Landesteile – Kreise 1815 bis 1952 – Kreise nach 1952 – Landkreise nach 1993 – Einzelne Orte: Abendorf bis Züllichau.

Bezugsadresse:

Verlag Traugott Bautz, Ellernstr. 1, 99734 Nordhausen

Tel. 0 36 31 / 46 67 10, Fax: 0 36 31 / 46 67 11

E-Mail: bautz@bautz.de, Internet: www.bautz.de

ASSIA MARIA HARWAZINSKI

Begegnung und Gespräch mit dem Maler Hans Seiler

Der Maler und Grafiker Hans Seiler, geboren 1920 in Eibau in der Oberlausitz, lebt seit über einem halben Jahrhundert in der Prignitz, in der er sich 1946 angesiedelt hat. Hier pflegte er jahrzehntelang ein Sommeratelier an der Stepenitz, wo ein großer Teil seiner Bilder entstand. Er wurde zum visuellen Dokumentar dieser Region, die er zu jeder Jahreszeit in seinen Werken festgehalten hat. Darüber hinaus malte er aber auch andere Landschaften und Szenen, denen er in seinem langen Leben begegnet ist. So entstanden Bilder von der Lausitz, der Ostsee, dem Mecklenburgischen, der Rhön, dem nördlichen Dänemark (Skagerrak), der Tschechei, der Schweiz, Oberitalien, Norwegen, Polen und weiteren Orten. Überall, wo er lebte und hinreiste, behielt er Erinnerungen an Szenen im Kopf und malte diese später aus dem Gedächtnis nach – in Öl, Kreide, Kohle, Buntstift, Öl- und Wachskreide, Acryl, vor allem aber in Aquarell. Das Aquarell wurde zur Technik, die Hans Seiler meisterhaft zu beherrschen lernte und bis zur Perfektion weiterentwickelt hat: Impressionistische Zartheit, Verfremdung aus der Phantasie heraus, manchmal auch expressionistisch-kraftvoll, zuweilen in Mischtechnik.

Die Stadt Perleberg ist der Ort, an dem einige Werke dieses Künstlers an mehreren Orten zu sehen sind: So wurde die Vorderfront des Hauses Bad Wilsnacker Str. 17 komplett von Hans Seiler gestaltet (1974), mit markanten Wahrzeichen der Stadt wie dem Standbild des Roland, der Kirche St. Jacobi, dem Rathaus, Plattenbauten des Neubaugebiets, Industrieanlagen – Bildskulpturen aus Metall, die er angeschliffen und so bearbeitet hat, dass sie bei Sonnenlicht von verschiedenen Seiten betrachtet unterschiedliche Wirkungen und Muster zeigen. Im Haus der Volkssolidarität, Karl-Liebknecht-Str. 35 (gleich neben dem Amtsgericht), hängt in der Büroetage ein Gemälde von ihm: Eine idyllische Gartenszene, die Lebensart und Lebensgefühl der liberal-mittelbürgerlichen Schicht in der Prignitz ausdrückt, wo Kultur in all ihren Facetten immer geschätzt und gepflegt wurde.

Im heutigen Gästehaus Perleberg, Pritzwalker Str. 4, wo er früher jahrelang als Leiter einer Ausbildungsstätte tätig war, hängt das große Stadtporträt im Treppenaufgang: Die Stadtansicht Perlebergs mit dem Marktplatz, dem Rathaus, der St. Jacobi-Kirche und der großen Statue des Roland, dem Wahrzeichen der Stadt. Dieses Bild ist heute als Postkartenmotiv zu haben, das seitens der Stadtverwaltung zu besonderen Ehren-Geburtstagen als Grußkarte verwendet wird. Davor war Hans Seiler zehn Jahre lang Leiter des Kulturbundes dieser Region, in den er zunächst in Naumburg an der Saale eintrat, um diese Tätigkeit dann nach dem Umzug nach Perleberg fortzuführen. Landesvorsitzender des Kulturbundes in Berlin war damals Otto Nagel (1894–1967).

Der Maler Hans Seiler stand in der Frühlingsblüte des Mai 2014 für ein ausführliches Gespräch zur Verfügung, das hier in Interview-Berichtform dokumentiert ist. Er hat im Zweiten Weltkrieg als junger Soldat schwere Verletzungen davongetragen, unter denen er bis heute leidet, was er sich jedoch nicht anmerken lässt. Hans Seiler ist Zeitgenosse und Künstlerkollege von mehreren Malern der Expressionistengruppe „Brücke“, der in Berlin-Dahlem ein eigenes Museum gewidmet ist. Als Künstler ist er darüber hinaus Zeitzeuge des 20. Jahrhunderts, was sich zum einen in seinem Lebensweg und seiner Entwicklung zeigt, zum anderen aber auch in wenig bekannten Motiven einiger seiner Bilder (Porträt eines afrikanischen Mediziners in der ehemaligen DDR, Bild einer Vietnamesin mit Kind auf der Flucht vor US-amerikanischem Bomberangriff, nackt badende Frauen am Ostseestrand). Der Maler lebt seit Jahrzehnten in großer Bescheidenheit in einer kleinen Zwei-Raum-Wohnung mit Blick auf Gärten und Wald. Zu seinen bedeutendsten Arbeiten (außer den bereits erwähnten) gehören sicherlich das Bild „Lillehammer“, „Badende Frauen am Ostseestrand“, ein weiteres Badebild einer Frau am Buhnenstrand der Ostsee, die Winter- und Frühlingslandschaften der Prignitz und das Bild „Lebensfreude“ (ein Stilleben mit Blumen). Ein besonderes Schmuckstück ist das Bild des Weihnachtsmarktes in Perleberg, in kindlich anmutender Weise mit Buden in Schneeflocken, das die erwartungsvolle Stimmung des Advents wiedergibt.

Hans Seiler berichtet: „Die Jahre beim Kulturbund waren sehr anstrengende, aber schöne Jahre. Ich habe sehr gute, wichtige und verantwortungsvolle Menschen kennen gelernt, darunter auch Kurt von Rönne. Wir haben für den Kulturbund viel getan. Es gab nicht nur Arbeitsgruppen, die sich mit dem Sammeln von Briefmarken befasst haben, sondern vor allem solche, die sich der Literatur widmeten, dem Film, über Bücher und Opern, über Musik gearbeitet haben. Über alles wurde gesprochen. Es gab nichts, was über Kultur ausgelassen wurde. Es wurde auch über die Vergangenheit und die Zukunft geredet ... Nun sind die meisten dieser Leute aber verstorben, ich bin einer der Letzten dieser Generation und Richtung, der noch lebt ... Ich bin auch als Maler durch den Kulturbund bekannt geworden, hatte 30 Jahre lang Arbeitsgruppen in „Bildende Kunst“ ... Meine erste Frau Wanda war Prignitzerin. Sie kam aus einer Bauernfamilie in Gulow. Sie hat mir viel über die Prignitz vermittelt und mich dabei immer sehr unterstützt. Ein Bauernmädchen. Sie hatte ihr eigenes erspartes Geld – damals 750 Mark – in unsere Zeitschrift „Unsere Heimat“ investiert, die wir herausgegeben haben.¹ Welche Frau hätte das schon gemacht? ... Es kamen auch hier in die Prignitz viele Menschen aus dem Osten, die keine Heimat hatten. Unsere Zeitschrift hat hier geholfen, zu vermitteln ... Die

¹ Das erste Heft von „Unsere Heimat“ erschien im April 1955, ein Heft kostete damals 0,50 Mark. Die Herausgabe einer Zeitschrift war eine Menge Arbeit, die von der Redaktion überwiegend allein geleistet wurde. Die damals führende Partei hatte die Redaktionskommission verärgert, man dachte, es tut sich alles von selbst. Somit war es dann irgendwann [im September 1958] zu Ende.

Zeitschrift hat viel über die Prignitz aufgeklärt, die falschen und die richtigen Dinge. Ein wichtiger Mitarbeiter war der Heimatforscher Albert Hoppe ...

Wir hatten einen Herd, zum Kochen und zum Wärmen, der aus einem alten Panzer gemacht worden war. Damals gab es noch Häuser, die aus Lehm gemacht waren. Im Geben waren die Bauern hier sehr vorsichtig. Eine Speckschwarte war damals ja schon was. Meine erste Frau, Wanda, hatte natürlich einen Mann. Er gehörte zu den Nazis. Er war bei den Reitern und hatte einmal beim Reiten eine Peitsche ins Gesicht bekommen. Er kam in eine Klinik an der Ostsee. Er litt unter großen Schmerzen und verstarb dann an den Verletzungen. Seine Frau, die ich später geheiratet habe, hat sich mit den Kindern alleine durchgeschlagen. Wir lernten uns kennen, als ich schon den Bauchschuss hatte. Das war, als ich zwanzig war. Meine erste Frau war zwölf Jahre älter als ich. ... Wir trafen uns immer mal wieder. Da wurde im Laufe der Zeit aus der Bekanntschaft dann eine Liebe.

Wir lebten eineinhalb Jahre in Naumburg an der Saale, dann kamen wir zurück in die Prignitz, nach Perleberg. Wir waren bis zum Tode zusammen. Sie ist zuhause, im Schlafzimmer gestorben, ich glaube, mit 76 Jahren. Wir lebten eine ganze lange Zeit zusammen. Im Krieg lernten wir uns schon kennen. Wir haben zehn Jahre zusammengelebt, bevor wir geheiratet haben ... Unsere Hochzeitsreise war 1948. Wir waren beide im Kulturbund. Nach dem zweitägigen Kongress dort haben wir in Berlin, im Hotel Adlon, unsere Hochzeit gefeiert. Von dort ging es nach Naumburg an der Saale. Wir hatten eine richtige Burgenwanderung gemacht und stellten fest, dass wir viel besser lebten, als die Ritter damals. Das Feiern aber war damals schon eine wichtige Sache ...

Ich habe erlebt, dass in Perleberg einige Maler gelebt haben, die keine richtigen waren. Sie haben nur die Natur nachgemacht. Perleberg ist keine Maler-Stadt. Der wichtigste Lehrer für mich war Max Langer. Er hat mich drei Jahre unterrichtet und gehört in meine 4jährige Malerlehre in Eibau (vor dem Zweiten Weltkrieg). Er kam selbst aus der Lausitz, war damals schon fertiger Maler und wartete schon mit dem „Weber-Zyklus“ in Dresden auf. Max Langer arbeitete oft bei seinem Bruder, Paul Langer (meinem Lehrmeister). Max Langer erkannte bald meine Lust und Liebe zur Kunst. Er hat mir nicht nur die Grundkenntnisse der Malerei beigebracht. Max Langer war der beste, den ich dort kannte.

Die Lausitzer Maler kannte ich zum großen Teil. Ich kannte den Prof. Otto Bertl in Naumburg. Ich kannte den Direktor in Berlin, er sagte zu mir: „Mensch, Hans, bleib' bei uns. Mit Deinen Leistungen bist Du in drei Jahren Professor.“ Otto Bertl malte für die Luft, aber wenigstens ist er als Zeichenlehrer angestellt worden. Ich habe ihn vermittelt. Er war Professor und kam aus Prag, lebte in Bad Wilsnack. Ich hatte ihn dann, als er immer wieder von den Verbandsmitgliedern mit Aufträgen ausgebeutet wurde, eine Stelle beschafft. Eine Stelle an der gleichen Staatlichen Hochschule, an der ich schon selbst zwei Semester gelernt hatte, weil ich mehr von

Lackmalerei wissen wollte. Ich sollte dort an der Schule bleiben, aber ich wollte freischaffend in Perleberg bleiben. Otto Bertl litt später an Parkinson. Dann kannte ich ja den Otto Nagel, dann die Schweriner Maler jener Zeit alle ganz gut.

Sehr gut kannte ich Conrad Felixmüller. Das ist ein besonderes Kapitel. In dieser Weise war das einmalig, die Tatsache, wie wir uns kennen gelernt haben. Ich glaube nicht, dass es so was mal gegeben hat: Der Krieg ging zu Ende. Die Leute wurden alle zusammengetrieben, Seiler genauso wie Felixmüller, der damals schon Professor war und seine besten Werke in der Welt herum geschoben hat. Sie fanden sich einmal in einem Kriegsgefangenenlager in Küstrin und wurden gerade eingewiesen, eine der 45 Holzpritschen im Gefangenenlager zu beziehen. Die Leute fingen gerade an, ihre Habseligkeiten auf die neue Schlafstatt zu legen. Ich stand unter einer Gruppe solcher Leute und beguckte sie. Ich gucke und gucke und sehe einen Menschen, der aussieht, als wäre er eine Figur aus einer Zeichnung, die ich noch gut in Erinnerung hatte. Als ich genauer sah und hinging, sagte ich: „Mensch, Du siehst aus wie ein Kutscher! Aus einer Zeichnung mit einem Pferd, das halb verhungert aussah, geführt von einem Mann mit einer Mütze.“ „Ja, das Pferd habe ich damals gezeichnet, und den mit der Mütze.“ Da kam es aus mir heraus: „Dann bist du Conrad Felixmüller!“ „Ja, so eine Mütze hatte ich öfter mal.“ Wir haben dann Pritsche an Pritsche gelegen, und das war sehr sehr wichtig. Wir haben uns ausgetauscht, und besonders Conrad hat das Leben im Gefangenenlager in vielen Szenen gezeichnet. Wir zeichneten am Tage und lernten in der Nacht. Es wurde eine Freundschaft fürs Leben, sie reichte bis zu Conrads Tode.

Das wird uns wohl kaum jemand glauben, wie das so gewesen ist – dass die Menschen vor den Toiletten gelegen haben und alle möglichen Krankheiten hatten. Es gibt wohl kaum ein Malerleben, das so entstanden ist, wie bei uns in der Gefangenschaft. Er war ja Brücke-Maler und erzählte mir, wie das war in Dresden, und sein persönliches Leben. Alle Dinge in der Welt, die mit Malern und Malerei zu tun hatten, haben wir vorwärts und rückwärts bequatscht in diesem halben Jahr. Das war mehr als vier Semester an der Kunsthochschule.

Für mich war die Freundschaft das beste Semester, was ich erlebt hatte. Es endete beim Einschlafen und begann beim Erwachen. Im damals wichtigsten Haus in Russland hingen Bilder von ihm. Stalin hatte Bilder von ihm bei sich zuhause hängen. Als die Russen das begriffen, konnten wir bei ihnen im Casino essen gehen. Es gab damals einen Wiener Küchenchef dort, der uns beide versorgte. Wir wurden dann so gut versorgt, dass wir krank wurden. Wir waren Kartoffelschalen gewöhnt als Nahrung, und jetzt kriegten wir Fleisch und alles, das Essen war fett. Wir kamen von der Latrine nicht mehr runter, weil wir das nicht mehr vertrugen. Conrad hat seine Arbeiten alle mit nach Hause bekommen. Meine Arbeiten brachte ich wohl aus dem Lager, aber in einer Heupuppe, in der ich übernachten musste, ging alles verloren. ... Meine zweite Frau hieß Herta. Sie ist vor zwei Jahren verstor-

ben.“ Jetzt begleitet ihn die schwarze Langhaardackeldame Peggy, die er zärtlich „Schnubbelchen“ nennt, bei seinen täglichen Spaziergängen. Hans Seiler ist Tierliebhaber. Die Perleberger sagen: „Seiler ohne Hund ist nicht denkbar.“

Weiterführende Literatur:

Gleisberg, Dieter: Conrad Felixmüller. Leben und Werk. Dresden: Verlag der Kunst 1982

Seiler, Hans: Prignitz - Wanderland. Mit Skizzenblock und Malbuch unterwegs. [Wittstock]: Dochow 1998

Harwazinski, Assia Maria: Die Verbindung von Seele und Landschaft. Künstler in der Prignitz. In: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Prignitz 10 (2010), S. 142–147



Abb.: Hans Seiler: Große Bauernhäuser in der Prignitz (Aquarell), 2010.

Jürgen W. Schmidt

Nachtrag zum Ostprignitzer Landrat Johannes Egidi (1920–1933)

In meinem Aufsatz über die Ostprignitzer Landräte der Jahre 1920 bis 1945 hatte ich beklagt, dass die aktenmäßige Überlieferung bezüglich des Ostprignitzer Landrates Johannes Egidi leider nur dünn ist. Neue Funde in Archiven bzw. in der Geheimdienstliteratur schaffen hier eine gewisse Abhilfe.²

Es geht in einem von mir neu aufgefundenen Dokument³ um eine Beschwerde des Ortsausschusses Wittstock des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes, die zwar formell an den erst knapp 2 Jahre im Amt befindlichen Landrat Egidi gerichtet wurde, doch von der etwas später eine handschriftliche Kopie, ganz offensichtlich um die Beschwerdewucht zu verstärken, an den damaligen, als sehr durchsetzungsfähig bekannten preußischen Innenminister Carl Severing (SPD) gesandt wurde. Die gemäß Eingangsstempel am 20. Juli 1922 beim preußischen Innenministerium in Berlin eingegangene Beschwerde hat folgenden Wortlaut:⁴

„Allgemeiner Deutscher Gewerkschafts-Bund Ortsausschuß Wittstock a. d. Dosse
Wittstock a. d. Dosse, den 30. Juni 1922

Abschrift einer Beschwerde an den Herrn Landrat Egidi in Kyritz

An Herrn Landrat Egidi.

Am Dienstag den 27. d.[es] Mts. fand vormittags 11.00 Uhr eine, von den Gewerkschaften und politischen Parteien gemeinsam veranstaltete Protest-Versammlung⁵

² Es handelt sich hierbei um eine Ergänzung zu meinem Aufsatz: Die Landräte des Kreises Ostprignitz von 1920 bis 1945, erschienen in Band 14 (2014), S. 151–184 dieser Zeitschrift.

³ Das zitierte Dokument ist in der Akte „Beschwerden über Gendarmen“ (1919-1922) des preußischen Innenministeriums, aufbewahrt im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin-Dahlem unter der Signatur HA I Rep. 77 Tit. 299b Nr. 204, enthalten. Die Worte in eckigen Klammern wurden von mir zur Verbesserung der Lesbarkeit ergänzt.

⁴ Nur die Worte im Kopf des Papierbogens sind gedruckt, der Rest ist mit schwarzer Tinte handschrieben, wobei Minister Severing (?) eine Textstelle mit Rotstift unterstrich und „Eilt“ als Resolution vorn auf den Bogen schrieb.

⁵ Drei Tage vorher, am 24.6.1922, war der Reichsaußenminister Walter Rathenau in Berlin auf der Fahrt von seiner Wohnung ins Auswärtige Amt von rechtskonservativen Attentätern ermordet worden. Vor dem Reichstag erklärte Reichskanzler Wirth am selben Tage: „Der Feind steht rechts.“ Im ganzen Deutschen Reich wurden in den Folgetagen unter dem Motto „Schützt die Republik und unser teures, gutes, deutsches Vaterland“ Kundgebungen abgehalten. Sollte die Äußerung des Landjägers Grienke tatsächlich in der angegebenen Ausdrucksweise gefallen sein, dann war sie zumindest pietätlos und politisch völlig deplatziert (siehe zur politischen Situation in Deutschland in diesen Tagen [Manfred] Overesch / [Friedrich Wilhelm] Saal: Die Weimarer Republik. Eine Tageschronik der Politik, Wirtschaft, Kultur. Augsburg 1992, S. 172–173).

auf dem Wittstocker Marktplatz statt. Der Landjäger⁶ Grienke, [wohnhaft in der] Pritzwalker Vorstadt, fuhr auf dem Rade an dieser Veranstaltung vorbei. In der Alten Post⁷ (ungefähr 100 m vom Versammlungsort entfernt) äußerte derselbe einem Herrn aus bürgerlichen Kreisen gegenüber: „Da müßte man mit Handgranaten zwischen werfen.“⁸ Ich bin bereit dafür, daß die Äußerung von Seiten des Landjägers gefallen ist, den Beweis durch namhaft machen von 4 einwandfreien Zeugen zu erbringen. Wir stehen auf dem Standpunkt, daß ein Beamter der Republik dazu da ist, die Republik zu beschützen und nicht zwischen diejenigen Leute, die für diese Republik einstehen, von der er sein Gehalt bezieht, mit Handgranaten zwischen werfen möchte. Wir ersuchen deshalb den Herrn Landrat, sofort das Verfahren gegen den schuldigen Beamten einzuleiten.

An den Herrn Minister des Innern
I. A.
Ernst Lück
Wittstock, Dosse Oberkettenstraße 69“

Innenminister Carl Severing verfügte am 5. August 1922, dass ihm der Potsdamer Regierungspräsident Frank Schleusener innerhalb von drei Wochen eine Rückäußerung über den Sachverhalt zukommen lassen solle. Der weitere Ausgang der Angelegenheit ist unbekannt. Landrat Egidi blieb jedenfalls trotz seiner bürgerlichen Herkunft im Amt. Ob der Wittstocker Landjäger Grienke ebenfalls im Amt verbleiben konnte, ist unbekannt. Hätte man tatsächlich eine solche Äußerung nachweisen können, wäre ihm eine disziplinarische Maßregelung, ggf. sogar eine strafweise Versetzung bzw. als schärfstes Mittel sogar eine Dienstentlassung, wohl nicht erspart geblieben. Immerhin erklärt dieser Vorfall, warum, wie in meinem Aufsatz über die Landräte des Kreises Ostprignitz angeführt, Minister Severing im Monat August 1922 so gereizt auf eine Veröffentlichung im Kreisblatt des Kreises Ostprignitz reagierte, weil er sich und seine Maßnahmen in der Prignitz erneut einer unerwünschten Kritik ausgesetzt sah.

Bei der vergleichenden Lektüre anderer Beschwerdesachen gegen Landjäger in Preußen 1919 bis 1922 in der eingangs angeführten Akte ergibt sich jedoch, dass damals das Mittel einer (politischen) Denunziation beim preußischen Innenministerium keineswegs selten war, um seitens gewisser Bevölkerungskreise Polizeibeamte zu zügeln, von deren Dienstfeier sie sich bei manchen nicht so ganz gesetzeskonformen Handlungen und politischen Geschäften gestört fühlten. Manches Mal beriefen sich dann die Beschwerdeführer gegenüber dem damals sozialdemokra-

⁶ Landjäger war die amtliche Bezeichnung für die vormaligen preußischen Gendarmeriebeamten.

⁷ Diese Ortsbezeichnung ist schwer leserlich.

⁸ Diese Äußerung hat Innenminister Severing (?) mit Rotstift unterstrichen.

tisch geführten Innenministerium auf ihre eigene sozialdemokratische Parteimitgliedschaft, obwohl ein Minister ja nicht nur gegenüber seinen eigenen Parteimitgliedern, sondern gegenüber allen preußischen Staatsbürgern, folglich auch gegenüber seinen Polizeibeamten, gerecht handeln musste. Obwohl der nun zu Vergleichszwecken geschilderte zeitnahe, sehr markante Fall aus Ostpreußen in keinerlei sachlichem Zusammenhang mit dem Wittstocker Vorfall steht, dessen Ausgang ja nicht bekannt ist, so zeigt sich doch als ein vergleichbares Verhaltensmuster, dass preußische Gewerkschafter und Sozialdemokraten zu Zeiten der Weimarer Republik mitunter eine Art Allianz eingingen, um einen unliebsamen Polizeibeamten zu disqualifizieren. Dabei wurden dem Betroffenen möglichst lautstark und öffentlichkeitswirksam politische oder dienstliche Verfehlungen (oder am besten beides zusammen) vorgeworfen.

Am 21. Februar 1921 erschien unter der Schlagzeile „Unglaubliche Uebergriffe eines Landjägers“ in der sozialdemokratischen „Königsberger Volkszeitung“ ein wahrhaft vernichtender Artikel über den Landjäger Fehlau aus Dt. Bahnau (Kr. Heiligenbeil), dem gleich eine Anzahl größter dienstlicher Fehlgriffe vorgeworfen wurde. Innenminister Severing ließ diesen Vorfall natürlich sofort untersuchen und es stellte sich heraus, dass der Artikel ein Racheakt wegen des Vorgehens des Polizeibeamten gegen einen gewissen Landarbeiter Karl J. war, dem „Unzucht mit Tieren“, damals strafbar gemäß dem Sodomie-Paragraphen 175 StGB, vorgeworfen wurde. Karl J. gab allerdings kurz darauf vor Gericht seine im betreffenden Zeitungsartikel noch vehement abgestrittenen Taten zu und wurde mit Gefängnishaft von kurzer Dauer bestraft. Der durch den verleumderischen Artikel in seiner Ehre gekränkte Landjäger, dessen polizeiliche Handlungen sich im Rahmen der Untersuchung als vollauf gerechtfertigt erwiesen, wollte nun juristisch gegen die „Königsberger Volkszeitung“ wegen Beleidigung vorgehen, scheiterte aber damit, weil damals Pressedelikte binnen ganz kurzer Zeit verjährten. Immerhin ergab sich aus Anlass seiner Beleidigungsklage, dass der Artikel in der „Königsberger Volkszeitung“ vom „Deutschen Landarbeiterbund“ initiiert worden war, der sich den „Interessen der Landarbeiter“ verpflichtet fühlte und zu dessen Mitgliedern Karl J. zählte.

Es war gewiß nicht leicht, zu Zeiten der Weimarer Republik Beamter zu sein, da jede einem anderen Staatsbürger unliebsame Handlung oder Äußerung eines Beamten politisch bewertet wurde und bei Notwendigkeit (oder bei erheblichem Eigeninteresse) mittels Beschwerde oder anonymer Denunziation darauf reagiert werden konnte. Da der Vorfall mit dem Wittstocker Landjägerbeamten im weiteren nicht zuungunsten von Landrat Johannes Egidi ausschlug, ist anzunehmen, dass dieser tatkräftige Verwaltungsbeamte in Verfolg der Beschwerde unverzüglich alle erforderlichen Maßnahmen ergriff, um die vom Wittstocker Gewerkschaftsfunktionär Lück gemachten Vorwürfe zweifelsfrei aufzuklären.

Weiterhin war in dem betreffenden Aufsatz auf S. 170 davon die Rede, dass Johannes Egidi nach seiner Amtszeit als Ostprignitzer Landrat zumindest gegen Ende 1933 einige Monate für den preußischen Ministerpräsidenten Hermann Göring dessen dienstliche Angelegenheiten mit der Gestapo bearbeitete. Zur Zusammenarbeit Egidi / Gestapo gibt es tatsächlich Quellen. Demgemäß war Egidi nach kurzer Dienstzeit in Schneidemühl ab Januar 1934 im Preußischen Staatsministerium in Berlin als „Referent für Stapo-Angelegenheiten“⁹ eingesetzt. Hier hatte er die Rechtsaufsicht über die Stapo-Dienststellen im Land Preußen inne.¹⁰ Es gelang ihm dadurch, am 8. März 1934 einen üblen Kriminellen zu entfernen und der verdienten Aburteilung zuzuführen, welcher als Angestellter der Stapo-Stelle Stettin das KZ Bredow leitete. Jener Dr. Joachim Hoffmann quälte dort in sadistischer Weise nicht nur politische Feinde, sondern auch völlig harmlose Menschen ebenso wie Nationalsozialisten, wenn sie ihm persönlich missliebig wurden. Hoffmann wurde für seine Verbrechen zu 13 Jahren Zuchthaus verurteilt, aber schon kurz darauf am 30. Juni 1934 im Zusammenhang mit dem sogenannten „Röhm-Putsch“ erschossen. Zu diesem Zeitpunkt war Egidi nicht mehr als Stapo-Referent im Amt, weil er sich im Mai 1934 von seinem heiklen Posten in den Regierungsbezirk Erfurt als Regierungsvizepräsident wegversetzen ließ.

Nach seiner 1948 erfolgten Flucht aus der SBZ hatte Egidi in seiner neuen Arbeitsstelle im Bundesinnenministerium in Bonn hauptamtlich mit den entstehenden Nachrichtendiensten der jungen Bundesrepublik Deutschland, und daher mit mehreren großen Spionagefällen, den ersten Geheimdienstskandalen der auf diesem Gebiet besonders reichen Bundesrepublik, zu tun. Als Ministerialdirektor leitete Johannes Egidi nämlich von 1949 bis 1955 die Abteilung 6, zuständig für die „Innere Sicherheit“ im Bundesinnenministerium. Anlässlich der Spionageaffäre „Vulkan“ kam er dabei ab April 1953 häufig mit einer sehr zwielichtigen Persönlichkeit, dem ersten Leiter des Bundesamtes für Verfassungsschutz Dr. Otto John, zusammen. Ministerialdirektor Egidi war damals de facto der unmittelbare Vorgesetzte von Otto John. Dr. Otto John berichtete in seinen späteren Erinnerungen mit Befriedigung über diese Zusammenarbeit anlässlich der Vulkan-Affäre: „Mit mir hatte der Minister [gemeint ist der von der CDU gestellte Bundesinnenminister Robert Lehr] seinen rangältesten Beamten, Ministerialdirektor Egidi, in die Kabinettsitzung beordert. Ich hatte ihn am Abend vorher leider nicht erreichen und informieren können. Er war ein erfahrener Verwaltungsjurist, ich brauchte ihm nur ein paar Worte zuflüstern, und er wußte, worauf es ankam.“¹¹ Leider bewahrten

⁹ Stapo = Staatspolizei. Nur in Berlin hieß damals die Politische Polizei „Gestapo“ (Geheime Staatspolizei), während sie in der Provinz bis zum Jahr 1936 als „Stapo“ firmierte.

¹⁰ Siehe dazu Robert Thévoz / Hans Branig / Cécile Lowenthal-Hensel: Pommern 1934/35 im Spiegel von Gestapo-Lageberichten und Sachakten. Bd. II, Berlin 1974, S. 205–206.

¹¹ Otto John: Zweimal kam ich heim. Vom Verschwörer zum Schützer der Verfassung. Düsseldorf, Wien 1969, S. 247. Im Buchtitel spielt John darauf an, dass er Ende der vierziger Jahre zuerst als

auch Egidis große Erfahrungen als Jurist die Bundesrepublik und den Verfassungsschutz letztlich nicht vor einer großen Blamage. Im Rahmen jener Operation „Vulkan“ waren nämlich im April 1953, gestützt auf die Angaben eines übergelaufenen MfS-Hauptmanns, 35 bundesdeutsche Geschäftsleute als angebliche DDR-Wirtschaftsspione verhaftet worden. Nach monatelanger Untersuchungshaft stellte sich bei den allermeisten deren völlige Unschuld heraus, nur hatte sich da ein betroffener Stahlkaufmann in der Untersuchungshaft bereits aus Scham über die Verhaftung erhängt.

Den nächsten großen Skandal verursachte dann Verfassungsschutzchef Otto John selbst, als er am Abend des 20. Juli 1954 aus Westberlin klammheimlich verschwand und drei Tage später eine Erklärung bezüglich seines Überlaufens in die DDR im DDR-Rundfunk verlas. Wenige Wochen darauf rechnete er auf einer internationalen Pressekonferenz in Ost-Berlin mit dem friedensfeindlichen „Adenauer-Regime“ öffentlich ab und offenbarte dabei Staatsgeheimnisse der Bundesrepublik. Anschließend reiste John durch die größeren Städte der DDR, um als Referent auf über 30 Tagungen und Konferenzen gegen die Wiederbewaffnung der Bundesrepublik zu wettern. Anderthalb Jahre später tauchte Otto John urplötzlich wieder in der Bundesrepublik auf, behauptete im Jahr 1954 in die DDR entführt worden zu sein und mit seinem damaligen DDR-freundlichen Verhalten die DDR-Behörden nur listig getäuscht zu haben. Ministerialdirektor Johannes Egidi begleitete als verantwortlicher Beamter des Bundesinnenministeriums den Fall Otto John von der Erstunterrichtung des Bundesregierung und des Bundeskanzlers auf einer Regierungsversammlung am 23. Juli 1954 über den Verratsfall John bis hin zur Verurteilung Otto Johns zu vier Jahren Zuchthaus wegen Landesverrats durch den 3. Strafsenat des Bundesgerichtshofs.¹²

Emigrant aus England in die Bundesrepublik Deutschland zurückkehrte und dann nochmals nach seiner Flucht in die DDR.

¹² Siehe hierzu den zwar faktenreichen, doch aufdringlich apologetischen Reinwaschversuch Otto Johns in Form einer juristischen Dissertation von Klaus Schaefer: *Der Prozess gegen Otto John – zugleich ein Beitrag zur Justizgeschichte der frühen Bundesrepublik*. Marburg 2009. Johannes Egidi und dessen dienstliche Rolle im Fall Otto John wird in diesem Buch mehrfach erwähnt, z. B. auf den Seiten 38, 54 und 269–270. Doch rechnet der Verfasser allen mit dem Fall John beschäftigten bundesdeutschen Beamten deren vormalige Dienstzeiten und Beamtenpositionen im Dritten Reich sehr negativ an, auch Johannes Egidi auf S. 269 Anm. 1074.

Jürgen W. Schmidt

Bader und Chirurgen in Kyritz anno 1803

Am 13. Februar 1803 ersuchte der Kyritzer Perückenmachermeister Karl Schweitzer um die Genehmigung, neben seinem eigentlichen Perückenmacherhandwerk in der Stadt Kyritz mit „seinen Händen auch zugleich rasieren zu dürfen“.¹³ Er stellte in seinem diesbezüglichen „Pro Memoria“ fest, dass bislang allein der Kyritzer approbierte Stadt-Chirurgus¹⁴ Jenisch sich gewerblich mit dem Barbierwesen beschäftigte. Allerdings müsse dieser dann doch eigentlich eine besondere „Barbierstube“ führen, wie das die Bader-Innung für hiesige Provinz geregelt habe. Das sei jedoch keineswegs der Fall und Jenisch suche fallweise seine Kunden auf. Jenisch habe sich vor 14 Jahren als Stadt-Chirurgus approbieren lassen, zu einer Zeit also, als es noch zwei andere Stadt-Chirurgen in Kyritz gab. Auch sei Jenisch nicht etwa Mitglied einer privilegierten Bader-Innung vor Ort, sondern habe sich zu Ruppín in eine solche aufnehmen lassen. Aus diesem Grunde sah Schweitzer die dringende Notwendigkeit, in Kyritz zusätzliche Möglichkeiten zum Rasieren zu schaffen. Schweitzer berief sich zur Bekräftigung seiner diesbezüglichen Fähigkeiten darauf, dass er die Prüfung als Perückenmacher bei der Innung zu Potsdam abgelegt habe. Auch sei sein Vater selbst Stadt-Chirurgus zu Potsdam gewesen, und er habe seinem Vater viel assistiert und bezüglich jener „Profession“ bei ihm manches gelernt. Da die Zahl der Stadtchirurgen in Kyritz seit dem Amtsantritt von Jenisch abgenommen habe, könne dieser auch kaum eine vermeintliche Konkurrenzsituation geltend machen, welche ihm das Einkommen verkürze. Der für die Prignitz zuständige Kriegs- und Steuerrat Reichardt¹⁵ prüfte zunächst, ob der Wunsch von Schweitzer aus wirtschaftlichen Gründen zu einer Belastung für den Kyritzer Stadt-Chirurgus Jenisch werden könne. Insbesondere sei dies wichtig, da, wie Schweitzer richtig angebe, genannter Jenisch bei der Bader-In-

¹³ Siehe das von Schweitzer unterzeichnete „Pro memoria in meiner Sache wegen der nachgesuchten Freyheit zum Rasieren in hiesiger Stadt“. Dieses Dokument und alle weiteren, so weit nicht ausdrücklich anders erwähnt, sind enthalten in der Akteneinheit „Acta wegen der von dem Peruquenmacher Schweitzer nachgesuchten Erlaubnis zum Rasieren“ (1803-1804), aufbewahrt im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz unter der Signatur GSTA HA II Kurmark-Städte Abt. 14 Tit. CXXXVI Nr. 4.

¹⁴ Ein Chirurgus war kein studierter Arzt, also kein akademisch gebildeter „Doktor“. Er fungierte vielmehr als Gewerbetreibender rein handwerksmäßig in Nachfolge der einstigen Bader. Während sich ein studierter Mediziner mehr für die innere Medizin zuständig fühlte, war ein Chirurgen als Wundarzt für die Versorgung von Wunden und allerlei kleine Operationen sowie wundmedizinische Kuren zuständig. Ein studierter Arzt fühlte sich daher über einen profanen Chirurgen weit erhaben. Dieser wiederum besserte seine Einkünfte oftmals auch als Barbier mit Rasieren auf.

¹⁵ Kriegs- und Steuerrat Reichardt war gemäß dem „Handbuch über den Königlich Preußischen Hof und Staat für das Jahr 1803“ (Berlin o. J., S. 64) für die Städte Freyenstein, Havelberg, Kyritz, Lenzen, Meyenburg, Perleberg, Pritzwalk, Putlitz, Wilsnack, Wittenberge und Wittstock zuständig.

nung in Ruppin Mitglied sei, aber kein exklusives Bader-Privilegium für Kyritz besitze. Hierzu sei notwendig zu wissen, dass in allen jenen Städten der hiesigen Provinz, in welchen es keine besonderen, privilegierten „Bader-Stuben“ gebe, jeder Stadt-Chirurgus als Bader fungieren dürfe. Zudem gebe es, allerdings nur in Havelberg¹⁶ mit einem Privilegium vom 15. März 1736, ein sogenanntes privilegiertes Amt des Chirurgen, wogegen in den übrigen umliegenden Städten, denen die Altmärkische Kammerdeputation am 12. August 1750 ein ähnliches Privileg abgeschlagen habe, nur Wundärzte wirkten, welche nicht Mitglied einer etwaigen Bader-Innung oder Inhaber eines entsprechenden Privilegs¹⁷ seien. Genau aus jenem Grunde sei Jenisch daher Mitglied der Bader-Gilde zu Ruppin geworden, um überhaupt in einer entsprechenden Innung zu sein.¹⁸ Dieser wiederum berufe sich nun auf ein Königliches Patent vom 10. Juli 1779, nachdem niemand dieser Innung angehören könne, welcher nicht ein „approbierter Chirurg“ sei. Allerdings verweise Schweitzer zu seinen Gunsten darauf, dass sich die geänderte Mode „das Haar ganz rund geschnitten“ zu tragen, jetzt auch beim Militär eingeführt sei und ihn so als Perückenmacher in seinem Einkommen sehr verkürze. Auch wünschten so manche seiner „Frisierkunden“ bei dieser Gelegenheit gleich noch die „Bequemlichkeit“, rasiert zu werden. Modern gesprochen: Für Schweitzer war die Möglichkeit zum zusätzlichen Rasieren nicht nur eine erfreuliche neue Einnahmequelle, sondern auch ein Service, den so manche seiner Kyritzer Kunden ungeachtet aller altehrwürdigen Regeln ganz einfach von ihm erwarteten. Falls jetzt Jenisch von ihm als einem geschäftlichen Konkurrenten ausgehe, so sei diese Konkurrenz angesichts der geringer gewordenen Zahl an Stadt-Chirurgen durchaus billig und so

¹⁶ Havelberg scheint auf dem Gebiet des Baderwesens eine gewisse Vorreiterrolle in der Prignitz gespielt zu haben. Lieselott Enders gibt an, dass in Havelberg bereits im April 1677 ein gewisser Jacobus Nürnberger als Barbier auftaucht, der im Dezember 1677 auch als „Chirurg“ und im Juni 1680 als „Feldscher“ Erwähnung findet. 1697 wurden in Havelberg aus Anlaß der Besteuerung ein Chirurg, zwei Barbieri, ein Bader und eine Bademutter angeführt. Schon im Jahr 1614 vollzog ein ungenannter Havelberger Barbier und Chirurg im amtlichen Auftrag eine Leichenschau. Er musste feststellen, ob der Gefangene Lorenz Hülsebeck etwa an den Folgen der Tortur verstorben war (Lieselott Enders: Die Prignitz. Potsdam 2000, S. 895 und S. 627). Auffällig ist hierbei, dass Enders zwar Barbieri und Bader in vielen Städten der Prignitz, so namentlich in Lenzen, Wilsnack, Wittstock, Wusterhausen, Pritzwalk und Perleberg erwähnt, aber ausgerechnet in Kyritz nicht.

¹⁷ Ein solches Privileg war vor allem deshalb wichtig, weil hiermit innerhalb der betreffenden Stadt etwaige geschäftliche Konkurrenten strikt ausgeschlossen wurden, man selbst also vor Ort ein „Monopolist“ war. Existierte hingegen eine Innung (also mehrere Handwerksmeister vom selben Fach) in der Stadt, regelten diese über die Zulassung zur Meisterprüfung das Verhältnis von Angebot und Nachfrage selbst und natürlich zu ihren Gunsten.

¹⁸ Auch Lieselott Enders ist auf dieses Problem gestoßen. Sie geht allerdings davon aus, dass die Bader der Prignitz zwar in einer Innung vereint waren, aber ohne (eigene) Artikel. Deshalb erbat auch der Pritzwalker Bader und Wundarzt Christoph Müller für sich eine Abschrift jener Innungsartikel der Ruppiner Kollegen, um diese „auch für die Prignitz konfirmieren (amtlich bestätigen) zu lassen“ (Enders S. 895) Dazu ist es aber, wie sich aus dem Fall Schweitzer ergibt, in der Prignitz nie gekommen.

auch notwendig. Jedoch erwachse dem Kyritzer Chirurgen Jenisch, dem es bereits jetzt nur „dürftig“ gehe, zusätzlich noch eine große Konkurrenz auf chirurgischem Gebiet durch die beiden in Kyritz anwesenden Militärchirurgen, namentlich den „vorzüglich geschickten“ General-Chirurgen Puchtert und ebenso durch den „Escadron Chirurgus“ der Kyritzer Kavallerie-Garnison.

Reichardt kam zu dem salomonischen Urteil, dass man einstweilen, so lange kein zweiter städtischer Chirurgus neben Jenisch amtiere, und weil letzterer auch keinen eigenen Barbiergesellen beschäftige, umständehalber das Rasieren dem Perückenmacher Schweitzer erlaubt sein solle. Dieser habe daraus jedoch „kein Geschäft“ zu machen, also seinen bisherigen Kundenstamm beim Rasieren nicht exzessiv zu erweitern. Kriegsrat Reichardt bekannte sich dabei zu der Rechtsauffassung, dass das angeführte Königliche Patent vom 10. Juli 1779 über die Vereinigung von Badern und Chirurgen in einer Innung keineswegs verlange, dass man zum Rasieren ein approbierter Chirurgus sein müsse und das Rasieren daher nur von approbierten Wundärzten betrieben werden dürfe. Der Inhalt des Privilegs, dass das Barbieren ein bürgerliches Gewerbe¹⁹ sei und daher als Privilegium nur in besonderen Barbier-Stuben ausgeführt werden könne, treffe nun einmal auf Städte wie Kyritz nicht zu. Weil nun in Kyritz keine spezielle Barbier- oder Chirurgen-Gilde existiere, so trug man jetzt auch Reichardts Vorschlag am 29. März 1803 seitens des Kurmärkischen Departements an König Friedrich Wilhelm III. heran, dieser solle dem genannten Perückenmacher Schweitzer eine „Concession zum Barbieren“ in Kyritz erteilen.

Diese Konzession wurde Schweitzer auch durch Königliches Reskript vom 28. April 1803 erteilt, doch hatte er für die Kosten der Entscheidung 5 Taler 4 Silbergroschen und 1 Pfennig beim Kyritzer Rendanten Luedecke einzuzahlen. Diese für ihn erschreckend hohe Summe bewog den mit seiner Familie sehr kärglich existierenden Schweitzer, am 3. Juni 1803 ein Bittgesuch zwecks Erlasses der Gebühren an den König zu richten. In seiner Bittschrift erwähnte Karl Schweitzer bezeichnenderweise den Umstand, dass derzeit ein Scheffel²⁰ Roggen auf über drei Taler

¹⁹ Seltsamerweise gehörte der Beruf des Baders im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit in Deutschland zu den „verachteten“ (im Sinne von „unehrlichen“), Berufen wozu neben den Barbieren vor allem die Scharfrichter, Büttel, Schinder und Abdecker, Spielleute und Dirnen, im weiteren Sinne sogar die Müller, Schäfer und Gerber zählten. Allerdings weist die Rechtshistorikerin Ellen Franke, welche hierzu konkret die Situation in der uckermärkischen Kleinstadt Strasburg über zwei Jahrhunderte untersuchte, darauf hin, dass diese Ansicht über den Barbierberuf keinesfalls so allgemeingültig gewesen sein kann, wie man bislang annahm. Sonst wäre wohl 1615 nicht ausgerechnet der Sohn des Strasburger Bürgermeisters Barbier geworden (Ellen Franke: Von Schelmen, Schlägern, Schimpf und Schande. Kriminalität in einer frühneuzeitlichen Kleinstadt – Strasburg in der Uckermark. Köln, Weimar, Wien 2013, besonders S. 58 Anm. 217).

²⁰ Der Scheffel war ein Hohlmaß für trockene Schüttgüter, vor allem für Kohle und Getreide, und umfasste in Preußen bei Getreide ca. 54,96 Liter (Helmut Kahnt / Bernd Knorr: BI-Lexikon. Alte Maße, Münzen und Gewichte. Leipzig 1986, S. 266).

zu stehen komme und er sich angesichts seiner unmündigen Kinder eine solche Ausgabe einfach nicht leisten könne. Das Kurmärkische Kammerdepartement schlug dem König am 8. Juni 1803 vor, angesichts der bereits aus dem vorherigen Gesuch hervorgehenden und tatsächlich bestehenden Bedürftigkeit des Bittstellers ihm alle amtlichen Gebühren, mit alleiniger Ausnahme der Stempelgebühren, gnadenhalber zu erlassen. So geschah es dann auch.

Im darauffolgenden Februar 1804 sah sich das preußische „Ober-Collegium Medicum und Sanitatis“ in Berlin genötigt, sich noch einmal mit dem Fall Schweitzer in Kyritz zu beschäftigen. Angesichts der an Karl Schweitzer erteilten königlichen Konzession zum Rasieren hatte sich der Kyritzer Stadt-Chirurgus Jenisch in seinen Rechten gekränkt gefühlt und sich seinerseits beschwerdeführend an jenes höchste Aufsichtsorgan auf dem Gebiet des Medizinalwesens gewandt. Hier beschäftigte man sich, wie das umfangreiche Antwortschreiben an den Kriegsrat v. Lamprecht vom 5. September 1804 deutlich zeigt, sehr lange und sehr gründlich vor allem mit den juristischen Aspekten des Patents vom 10. Juli 1779 und deren Auswirkungen für Jenisch. Man kam indes zur Auffassung, dass die Beschwerde von Jenisch unbegründet sei. Zudem sei es nach Meinung des Collegiums dem „Publico nachteilig, wenn in kleineren Orten [wie etwa in Kyritz] dem daselbst befindlichen, einzigen Chirurgus ein solches ausschließliches [Rasier und Barbier-] Recht zugestanden werden sollte.“

Diesem Bescheid schloss sich die Kurmärkische Kammer am 27. September 1804 an und schlug das Ansuchen des Kyritzer Stadt-Chirurgen Jenisch ab, die im April 1803 erteilte Konzession zum Rasieren für den „Friseur“ Schweitzer nun wieder aufzuheben.

SEBASTIAN STUDE

Die evangelische Kirche und ihre Gebäude in der DDR

Einleitung

„Lasst die Kirche im Dorf.“ Diese Worte wählte der langjährige Pfarrer des Sprengels Groß Breese im evangelischen Kirchenkreis Perleberg-Wittenberge, Gottfried Winter, Ende der neunziger Jahre als Überschrift für einen Text über die Bedeutung eines Kirchengebäudes für seine Gemeinde. Winter, der den Pfarrsprengel Groß Breese von 1964 bis 2002 betreute, erkannte in diesem Sprichwort als tiefen Sinn die fortwährende Herausforderung der Kirche, ihre Gotteshäuser über den Zeitgeist der verschiedenen historischen Epochen hinweg zu erhalten. Denn, so der Pfarrer: „Unsere Kirchengebäude sind ein wertvolles Kulturgut, ein kostbarer Schatz der durch das Christentum geprägten Geschichte des Abendlandes. (...) Das Kirchengebäude ist ein Punkt, der sicher mit Heimat zu tun hat, mit dem Zuhause-Sein an einem Ort, an dem Identität und Kontinuität ablesbar sind.“¹

In der Prignitz sind in beinahe jeder Ortschaft historische Kirchengebäude zu finden. Und eben weil diese Gebäude eine Identität und Kontinuität verkörpern, die dem Machtanspruch der SED-Führung widersprachen, gestaltete sich ihr baulicher Erhalt unter den politischen und wirtschaftlichen Vorzeichen der DDR als eine vielschichtige Herausforderung für die evangelische Kirche. So, wie die Kirche den Bau und den Erhalt ihrer Gebäude als eine konkrete Form des Gemeindeaufbaus betrachtete, behandelten die SED-Führung und die staatliche Verwaltung mit ihrer marxistischen Annahme, dass die Kirche in der DDR ein langfristig absterbendes gesellschaftliches Phänomen sei, kirchliche Bauwünsche nachrangig. In dem Maße, wie die Kirche an einladenden, freundlichen und hoffnungsvoll stimmenden Räumen interessiert gewesen ist, setzten SED-Führung und staatliche Verwaltung aus politischem Kalkül auf die gegenteilige Wirkung von verfallenden Kirchengebäuden.

Ähnlich wie für jeden Bauherren in der DDR galt auch für die Kirche, die bestehenden „Baustellen“ mit den vorhandenen Finanzen und den staatlich zugeteilten Baukapazitäten in Einklang zu bringen. Als entscheidenden Vorteil konnte die Kirche oftmals auf die finanzielle und materielle Hilfe aus der Bundesrepublik zurückgreifen. Das galt für Materialien wie Buntglasfenster, Zinkblech für Dacharbeiten und Regenrinnen, Kupfernägeln für Schieferdacheindeckungen, ganze Baugerüste oder auch elektrische Gebläse für Kirchenorgeln – allesamt Mangelware im ostdeutschen Teilstaat. Günstig für die Kirche war zudem, dass sie über einen eigenen Waldbesitz verfügte. Aus diesem konnte sie nach entsprechender Einholung

¹ Gottfried Winter: Lasst die Kirche im Dorf, ohne Datum, Privatarchiv Winter (Bad Wilsnack).

einer staatlichen Erlaubnis Bauholz selbst schlagen und anschließend verarbeiten. Soweit möglich, hielten sich die Kirchenkreise auch eigene Baubrigaden vor. Beispielsweise hat der damalige Superintendent Friedrich Brust des Kirchenkreises Kyritz-Wusterhausen bis Anfang der achtziger Jahre eine Baugruppe als „Betriebs-handwerker des Kreiskirchenamtes“ aufgebaut, die bis zu zwölf Mann umfasste. Ein typisches Phänomen bei der Erhaltung der Kirchengebäude – und das galt für die DDR insgesamt – war auch der Einsatz sogenannter „Feierabendbrigaden“. In ihrer Freizeit gingen die Gemeindeglieder, private Handwerker oder Bauarbeiter der örtlichen Bauwirtschaft kirchenbaulichen Aufgaben nach. Ein Elektriker, Maler, Maurer oder Klempner unter den Gemeindegliedern konnte die Gemeindeglieder dann ganz praktisch bereichern.² Albrecht Barthel, zwischen 1965 und 1970 Superintendent des Kirchenkreises Havelberg-Wilsnack sowie zwischen 1970 und 1986 Superintendent des Kirchenkreises Perleberg-Wittenberge, erinnert sich in diesem Sinne ein Vierteljahrhundert nach dem Ende der DDR: „Was gebaut und erhalten wurde, haben die Pfarrer und Gemeinden geleistet, meist über den Baustoffhandel – nicht mit sogenannten Baukapazitäten – mit Hilfe von Gemeindegliedern, Nichtchristen und Freunden aus der BRD.“³

Die kirchlichen Anstrengungen zum Erhalt ihrer Gebäude waren beispielhaft für die zahlreichen Konflikte und das Verhältnis von Staat und Kirche in der DDR insgesamt: Auf den Staat war kein Verlass. Im folgenden Beitrag soll am Beispiel von drei Kirchenkreisen gezeigt werden, unter welchen großen Schwierigkeiten die evangelische Kirche in der Prignitz sich dieser Herausforderung in den siebziger und achtziger Jahren gestellt hat.

Drei evangelische Kirchenkreise in der Prignitz

Der Kirchenkreis Kyritz-Wusterhausen wurde zum 1. Januar 1968 aus der Zusammenlegung der Kirchenkreise Kyritz und Wusterhausen mit Sitz der Superintendentur in der Kreisstadt Kyritz gegründet. Zum ganz überwiegenden Teil lagen die Gemeinden des neuen Kirchenkreises zugleich im politischen Kreis Kyritz. Der Kirchenkreis Kyritz-Wusterhausen vereinte 1971 knapp 21.000 Gemeindeglieder. Bei damals knapp 35.000 Einwohnern waren damit immerhin 60 Prozent der Bevölkerung formell Mitglied der Kirche. Allerdings waren nur etwas mehr als 9.500 Gemeindeglieder, also weniger als 30 Prozent der örtlichen Gesamtbevölkerung, der Zahlung der Kirchensteuer nachgekommen. Die Berlin-Brandenburgische Kirchenleitung ging 1981 dann von rund 16.700 Gemeindegliedern im Kirchenkreis Kyritz-Wusterhausen aus. Das waren etwa 51 Prozent aller Einwohner. Auch wenn die Zahl der Gemeindeglieder rückläufig war, lag ihr Anteil an der Bevölkerung

² Schreiben 11.2.1983; Kreisarchiv Ostprignitz-Ruppin (KOPR), Rat des Kreises Kyritz, III 123.

³ Schreiben Albrecht Barthel (Bad Wilsnack), 10.1.2014.

immer noch deutlich über dem Durchschnitt der Berlin-Brandenburgischen Landeskirche. Als Grund für diese vergleichsweise positive Entwicklung hatte der Superintendent Wolfgang Funke bereits Anfang der siebziger Jahre für seinen Kirchenkreis genannt: „Der Menschenschlag ist sehr konservativ, weshalb die Zahl der direkten Kircheng Austritte noch immer gering ist.“⁴ Der Nachfolger von Funke im Amt des Superintendenten, Friedrich Brust, zog Anfang der achtziger Jahre dennoch ein nüchternes Fazit zur Entwicklung der Gemeindegliederzahlen und des kirchlichen Lebens vor Ort. Im Sommer 1983 ging Brust davon aus, dass in den Städten des Kirchenkreises noch zehn Prozent der Einwohner eine Bindung zur Kirche hätten. Für die ländlichen Regionen veranschlagte der Superintendent noch 40 Prozent der Bevölkerung als Gemeindeglieder. Wenig optimistisch urteilte er damals: „In unserem Staat sind wir das Letzte und haben überhaupt nichts zu erwarten.“⁵ Dessen ungeachtet blieben die traditionellen kirchlichen Feier- und Festtage wie das Oster-, Erntedank- oder Weihnachtsfest bei einer insgesamt kleiner werdenden Gottesdienstgemeinde besondere Höhepunkte des kirchlichen Lebens, die auf die relativ starke kirchliche Prägung der Bevölkerung in der Prignitz verwiesen.

Der Kirchenkreis Perleberg-Wittenberge ist im Ergebnis der Neuordnung der Kirchenkreisgrenzen in der Berlin-Brandenburgischen Landeskirche am 1. April 1967 aus der Zusammenlegung der Kirchenkreise Perleberg und Wittenberge entstanden. Sitz der Superintendentur wurde die Kreisstadt Perleberg. Der Kirchenkreis Perleberg-Wittenberge lag größtenteils im politischen Kreis Perleberg. Ein kleinerer Teil lag im Kreis Ludwigslust und hier insbesondere im Sperrgebiet der innerdeutschen Grenze entlang der Elbe. Nur einzelne Gemeinden des Kirchenkreises befanden sich auch im Kreis Pritzwalk. In einem Visitationsbericht Ende der sechziger Jahre beschrieb der Kreiskirchenrat Perleberg-Wittenberge den Kirchenkreis so: „Volkskirchliche Traditionen werden hochgehalten (...), weil sich die Gemeinden und mit ihnen mancher Pfarrer die Kirche gar nicht anders vorstellen können denn als Volkskirche nach dem Muster bewährter Zeiten. So weht durch die kirchliche Arbeit ein – vielleicht sehr gesunder – konservativer Grundzug mit kritischer und skeptischer Haltung gegenüber allem, was neu ist oder von außerhalb kommt.“ Ende der sechziger Jahre konnte in den ländlichen Dorfgemeinden der Anteil der getauften Kinder noch bis zu 90 Prozent betragen. Ende 1973 hielt der Stellvertre-

⁴ Schreiben, 20.12.1967; Evang. Landeskirchliches Archiv Berlin (ELAB), Bestand Konsistorium-Ost, 1/2689. Anlage zu IIa 1568/90, 24.7.1990; Ebenda, 35/3120. Abschrift, Kreissynode Kyritz-Wusterhausen, 7.11.1971; ELAB, Kirchliches Bauamt Ost 1950-1993, 63. Gemeindebericht zur Generalkirchenvisitation im April 1972, 31.5.1972; ELAB, 35-IV/A Kyritz-Wusterhausen i 4/R 3/F 20/K 116.

⁵ Teilnehmerliste (...), 31.8.1983; Der Bundesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes (BSStU), Ministerium für Staatssicherheit, Bezirksverwaltung Potsdam, Kreisdienststelle Kyritz, IMS „Udo“ IV/1207/74, T. 2, Bd. 2, Bl. 73–82.

tende Vorsitzende für Inneres des Rates des Kreises Perleberg zur Mitgliederstärke der Kirche fest: Im Kreis Perleberg lagen damals 17 Pfarrsprengel des Kirchenkreises Perleberg-Wittenberge, hier zählte die staatliche Verwaltung unter den mehr als 70.000 Einwohnern fast 50.000 Gemeindeglieder. Nach diesen staatlichen Zahlen hatten Anfang der siebziger Jahre noch 71 Prozent der Bevölkerung im Kreis Perleberg eine Beziehung zur evangelischen Kirche.⁶ Für das Jahr 1981 ging die Berlin-Brandenburgische Kirchenleitung ihrerseits davon aus, dass unter den damals knapp 77.800 Einwohnern im Kirchenkreis Perleberg-Wittenberge knapp 28.200 Gemeindeglieder gewesen sind. Das waren noch knapp 36 Prozent der Bevölkerung. Damit hatte sich die Kirchenmitgliedschaft dort innerhalb weniger Jahre ziemlich genau halbiert, gemessen am Bevölkerungsanteil lag sie aber immer noch über dem Schnitt der Berlin-Brandenburgischen Landeskirche.⁷ Treffend hatte es dennoch bereits 1975 in einem Visitationsratschlag des Kreiskirchenrates Perleberg-Wittenberge an den Pfarrsprengel Berge-Neuhausen geheißen: „Es wird immer deutlicher, dass auch in den Dörfern die Christen zur Minderheit werden.“ Der Kreiskirchenrat ermunterte die Gemeindeglieder im Pfarrsprengel Berge-Neuhausen zugleich: „Es ist eben nicht wahr, dass wir am Ende sind, dass der Glaube ausstirbt, dass wir die letzten Christen sind. Lassen wir uns doch nicht von denen irre machen, die das gerne wollen. Wahr ist: Gott steht auf unserer Seite wie er auf der Seite des Gekreuzigten und Auferstandenen steht. Gott steht auf der Seite der Machtlosen, Angefochtenen, Bedrängten, der oft Schikanierten, Zurückgesetzten, auf der Seite derer, die ihres Glaubens wegen als dumm bezeichnet werden. Glaube heißt Beharrlichkeit, Gottes Sache unbeirrt die eigene Sache sein zu lassen.“⁸ Der Kirchenkreis Pritzwalk schließlich reichte vom Kreis Pritzwalk bis in den benachbarten Kreis Wittstock hinein. Ähnlich wie die beiden Kirchenkreise Kyritz-Wusterhausen und Perleberg-Wittenberge bestand der Kirchenkreis Pritzwalk aus einer Vielzahl kleiner ländlicher Dorfgemeinden. Eine Ausnahme davon bildeten die Städte Putlitz, Meyenburg und vor allem die Kreisstadt Pritzwalk, wo auch der Sitz der Superintendentur gewesen ist. Mitte des Jahres 1972 waren nach innerkirchlichen Zahlen von den 37.500 Einwohnern des Kirchenkreises Pritzwalk knapp 24.700 Einwohner formell Mitglied der Kirche. Das wären knapp 66 Prozent gewesen. Von den veranschlagten Kirchenmitgliedern hatten im Jahr 1971 allerdings nur 13.400 Gemeindeglieder die Kirchensteuer entrichtet. Danach relativierte sich ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung auf knapp 36 Prozent.⁹ Für das Jahr 1981 veranschlagte die Berlin-Brandenburgische Kirchenleitung bei damals

⁶ Schreiben, 10.12.1973 sowie Analyse des Staatspolitik auf dem Gebiet Kirchenfragen, 29.11.1973; Landeshauptarchiv Schwerin (LHAS), 10.34-4/8, SED-Kreisleitung Perleberg.

⁷ Anlage zu Ila 1568/90, 24.7.1990; ELAB, Konsistorium Ost, 35/3120.

⁸ Entwurf für einen Visitationsratschlag, 1975; Domstiftsarchiv Brandenburg (DStA): Ephoralarchiv Perleberg, Pb-E 276/1422.

⁹ Bericht des Kreiskirchenrates an die Kreissynode Pritzwalk, ohne Datum; DStA, Pb-E 201/1263.

knapp 35.000 Einwohnern im Kirchenkreis Pritzwalk noch knapp 19.900 Gemeindeglieder. Das entsprach 57 Prozent der Gesamtbevölkerung. Im Vergleich zur Landeskirche insgesamt war das ein deutlich höherer Anteil der Kirchenmitglieder unter der Bevölkerung. Von den drei Prignitzer Kirchenkreisen Kyritz-Wusterhausen, Perleberg-Wittenberge und Pritzwalk war dies zugleich der höchste Wert Anfang der achtziger Jahre.¹⁰ Anfang der siebziger Jahre kam es im Kirchenkreis Pritzwalk ähnlich wie in den beiden anderen Prignitzer Kirchenkreisen insbesondere in den ländlichen Dorfgemeinden zu kirchlichen Existenzängsten mit einem realen Kern. Damit verbunden war die ernsthafte Sorge einzelner Pfarrer und Gemeindeglieder um die Zukunft ihrer Kirchengebäude. Der Pfarrer des Pfarrsprengels Mertensdorf, Christoph Telschow, erinnert sich beispielweise an ebenso gleichgültige wie geringschätziige Äußerungen: „Die Kirche wird eben zum Viehstall!“ Und bereits 1960 notierte auch der Pfarrer der Gemeinde Buchholz, Ulrich Woronowicz, in sein Tagebuch: „Der Sozialismus schreitet immer ein Stückchen weiter voran. Jetzt ist ein Dorfkлуб ins Leben gerufen, der als Konkurrenz zu unserem Posaunenchor in Aktion treten soll. (...) Ich vermute, dass man darauf hinaus will, dass eines schönen Tages an meiner Stelle vielleicht sogar im Pfarrhaus ein Funktionär sitzt, der die gleiche Arbeit, die wir jetzt tun, auf sozialistisch macht.“¹¹ Gemeinsam war den drei Kirchenkreisen Kyritz-Wusterhausen, Perleberg-Wittenberge und Pritzwalk in den siebziger und achtziger Jahren, dass über die abnehmenden Gemeindegliederzahlen und die ansteigende Zahl vakanter, also unbesetzter Pfarrstellen hinaus die größte Herausforderung der Erhalt ihrer Kirchengebäude gewesen ist.

Der Kirchenkreis Kyritz-Wusterhausen

Nach Angaben des Rates des Kreises Kyritz war die evangelische Kirche im Kreis Kyritz Mitte 1987 Eigentümer von nicht weniger als 53 Kirchen – zwei davon galten als Ruinen – und 23 Pfarrhäusern. Die Mehrzahl der Kirchengebäude stand dabei unter Denkmalschutz. Hinzu kamen mehrere Kapellen, die diakonische Einrichtung „Heilbrunn“ sowie mehr als 30 Friedhöfe.¹² Schon auf einer Kreissynode im November 1971 hatte der damalige Superintendent des Kirchenkreises Kyritz-Wusterhausen Wolfgang Funke die ebenso drängende wie schwer zu beantwortende Frage aufgeworfen, wie mit den mehr als 50 Kirchengebäuden im Kirchenkreis

¹⁰ Anlage zu Ila 1568/90, 24.7.1990; ELAB, Konsistorium Ost der EKIBB, 35/3120.

¹¹ Information Aussprache mit kirchlichen Amtsträgern des Kreises, 22.10.1971; Brandenburgisches Landeshauptarchiv Potsdam (BLHA), Rep. 531, SED-Kreisleitung Pritzwalk, Nr. 536. Christoph Telschow: „Ein Blick zurück – Mertensdorf 1966–1988.“ Vortrag vor der Kreissynode Pritzwalk am 29.10.1988; Privatarchiv Telschow. Ulrich Woronowicz: Tagebuch 1958 bis 1960. Als Dorfpfarrer in Brandenburg. Halle/Saale 2011, S. 104–105.

¹² Handakte zu Kirchenfragen des Kreises Kyritz, 10.7.1987; KOPR, Rat des Kreises Kyritz, III 122.

bei kleiner werdenden Gemeinden und gleichzeitig geringer werdenden finanziellen Mitteln umzugehen sei. Funke gab sich nicht der Illusion hin, alle Kirchen und Pfarrhäuser auf Dauer erhalten zu können. Aber der Superintendent nahm die Gemeinden in die Pflicht, für ihre historischen Kirchen zu kämpfen. Unter Anspielung auf die politischen Machtverhältnisse in der DDR führte der Superintendent vor den Mitgliedern der Kreissynode aus: „Ich weiß auch, wer sich daran freut, dass die Kirchtürme fallen, und ich möchte diesem Geist der Zeit nicht Handlanger sein, sondern ihm nach besten Kräften widerstehen. Freilich: Ohne die Kräfte der Gemeinde geht es nicht. Ein Dorf, das keine treuen Ältesten hat, kann seinen Kirchturm in dieser schwierigen Zeit bald verlieren. (...) Sehr wahrscheinlich ist die Zeit nicht mehr ganz fern, in der man schon am Kirchturm über dem Dorf in der Landschaft erkennen wird, ob dort treue Christenmenschen wohnen oder nicht.“¹³

Allen Bemühungen zum Trotz ging man im Kirchenkreis Kyritz-Wusterhausen im Frühjahr 1972 davon aus, wenigstens fünf Kirchen und eine Kapelle in den kleineren Dorfgemeinden nicht erhalten zu können. Über die Kirchen hinaus waren Anfang der siebziger Jahre auch die Pfarrhäuser im Kirchenkreis nicht selten in einem schlechten Zustand. Die Pfarrhäuser der Gemeinden Wutike und Vehlow hatten seinerzeit beispielsweise noch immer keine Toilette im Haus. Besonders schlecht war es um die Pfarrhäuser in den Gemeinden Gumtow und Lohm bestellt. Zu letzterem hieß es im Frühjahr 1972 innerkirchlich unumwunden: „Das Pfarrhaus ist in einem so schlechten Bauzustand, dass es später eingehen wird.“¹⁴

Eine Vielzahl von Einzelbeispielen belegt, wie sehr der Kirchenkreis der staatlichen Verwaltung ausgeliefert war, wenn es darum ging, seine Kirchengebäude zu erhalten. Heute muten viele dieser Beispiele absurd an, bis 1990 war dieser unnormale Zustand für die Kirche im Kreis Kyritz aber Wirklichkeit. Als etwa die Gemeinde Wusterhausen ihr Gemeindehaus „Kaland“ Mitte 1972 mit Sanitäranlagen ausstatten wollte, musste sie dafür eigens die Freigabe von vier Toilettenbecken, fünf Waschbecken und der notwendigen Fliesen gegenüber der staatlichen Verwaltung beantragen. Von Vorteil war dabei, dass der damalige Pfarrer die Erbringung der notwendigen Arbeitsleistung durch eine eigene „Feierabendbrigade“ ankündigen konnte.¹⁵ Für die Kirche im Dorf Brüsenhagen ging es Anfang der siebziger Jahre ungleich brisanter um deren grundsätzlichen Erhalt. Im Beisein der örtlichen Bürgermeisterin hatte der Gemeindekirchenrat die Erhaltung der denkmalgeschützten Kirche samt Altar, Kanzel und Emporenbildern beschlossen. Ein handschriftlicher Aktenvermerk innerhalb des Rates des Kreises hielt zu dem beantragten Bau-

¹³ Bericht des Superintendenten, Kreissynode Kyritz-Wusterhausen, 7.11.1971; ELAB, o. Sig.

¹⁴ Bericht zur Generalkirchenvisitation im April 1972; ELAB, o. Sig.

¹⁵ Schreiben, 15.8.1972; KOPR, Rat des Kreises Kyritz, III 123.

vorhaben dann aber unerbittlich fest: „Vorerst zurückgestellt!“¹⁶ Welche Dramatik die Rettung einzelner Kirchen im Kreis Kyritz annehmen konnte, zeigt ein Schreiben des Gemeindegemeinderates Vehlin des benachbarten Kirchenkreises Havelberg-Wilsnack an den Rat des Kreises Kyritz vom Mai 1974. Der dortige Pfarrer schrieb: „Seit nunmehr eineinhalb Jahren weist das Dach der Kirche zu Vehlin, sowie der Kirchturm starke Sturmschäden auf. Bislang konnten für diese Reparaturarbeiten weder Material noch Handwerker gewonnen werden. (...) Eine baldige Reparatur ist nicht nur deshalb erforderlich, da sonst das Dorfbild leidet, sondern auch, weil bereits ein Querbalken durch Regeneinwirkung zerstört wurde und die darauf ruhenden Dachsparren bedenklich nachgegeben haben.“¹⁷ Ähnlich hieß es Anfang 1984 aus der kleinen Dorfgemeinde Schönermark: „Der letzte Sturm hat große Flächen des Daches der unter Denkmalschutz stehenden Kirche abgedeckt. Sie sind sofort provisorisch wieder eingedeckt worden. Es zeigt sich, dass das Kirchendach stärkeren Belastungen nicht mehr standhält. (...) Wir bitten daher, die Umdeckung des Daches so bald wie möglich einzuplanen.“ Tatsächlich kam Ende 1984 von der staatlichen Verwaltung ein Bescheid, dass die notwendigen Dachdeckerkapazitäten im Jahr 1985 bereitgestellt würden und schon eine Firma mit den Bauarbeiten beauftragt sei. Doch typisch für die staatliche Hinhaltenaktik gegenüber der Kirche war, dass es im Laufe des Jahres 1985 innerhalb des Rates des Kreises hieß, die Arbeiten müssten wegen fehlender Möglichkeiten weiter auf das Jahr 1986 verschoben werden. Letztlich musste der Pfarrer der Gemeinde Schönermark als Bauherr bis Ende 1988 vergebens auf die Behebung des am Kirchendach entstandenen Schadens warten.¹⁸ Ähnliche Anfragen an den Rat des Kreises Kyritz, die vor allem die Zuteilung von Kapazitäten zur Reparatur von Dachschäden, aber auch zum Erhalt der Friedhöfe zum Ziel hatten, gab es in den siebziger und achtziger Jahren in einer Vielzahl.

Dass die Restaurierung und Renovierung von Kirchengebäuden in der DDR in aller Regel ein langwieriges, aufwändiges Unterfangen gewesen ist, zeigt das Beispiel der Kyritzer St. Marien-Kirche. Bereits im Frühjahr 1971 bat der Kyritzer Pfarrer Wolfgang Feldmann die Berlin-Brandenburgische Kirchenleitung um Unterstützung bei der Materialbeschaffung für die geplante Erneuerung des Kirchendaches. Für ihr Bauvorhaben benötigte die Gemeinde Kyritz unter anderem 120 Quadratmeter Zinkblech und 20 Kilogramm Lötzinn. Tatsächlich war das Kirchliche Bauamt der Berlin-Brandenburgischen Kirchenleitung in der Lage, das im ostdeutschen Teilstaat nur schwer zu beschaffende Zinkblech über das Außenhandelsunternehmen *Intrac* in die DDR einführen zu lassen. Wegen der großen Nachfrage

¹⁶ Schreiben, 30.6.1972; KOPR, Rat des Kreises Kyritz, III 123.

¹⁷ Schreiben, 7.5.1974; KOPR, Rat des Kreises Kyritz, III 123.

¹⁸ Schreiben, 18.1.1984, 8.11.1984 und 19.9.1985; KOPR, Rat des Kreises Kyritz, III 123 sowie Schreiben, 1.8.1988; KOPR, Rat des Kreises Kyritz, III 125.

hieß es von der Kirchenleitung aber, die Gemeinde Kyritz werde bis zu drei Jahre auf das Material warten müssen. Nur kurz zuvor hatte es bei einer Kirchenvisitation im Frühjahr 1972 noch – wie sich nun herausstellte – allzu optimistisch geheißen: „Die Kirche ist in zufriedenstellendem baulichen Zustand. Das Kirchendach wird in diesem Jahr erneuert werden.“ An die nun zwangsläufig verschobene Kirchendacherneuerung sollte sich eine Innenrenovierung der Kirche anschließen. Diese hatte schon der frühere Kyritzer Superintendent Fritz Leutke in den sechziger Jahren angestrebt. Eine örtliche Malerfirma erklärte sich zum Ausführen der Arbeiten bereit – nun stellte sich der Kyritzer Gemeinde aber die zunächst unlösbare Frage nach der Beschaffung eines Baugerüsts. Wiederum wurde das Kirchliche Bauamt um Hilfe und die Ausleihe eines entsprechenden Baugerüsts für das Jahr 1975 gebeten. Einmal in den Besitz des Baugerüsts gekommen, dem unter den Vorzeichen des grassierenden Mangels in der DDR-Bauwirtschaft ein besonderer Wert zukam, nutzte der Kirchenkreis Kyritz-Wusterhausen dieses, um über viele Jahre hinweg an zahlreichen Gebäuden Reparaturen und Renovierungen durchzuführen. Im September 1980 mahnte das Kirchliche Bauamt den Kirchenkreis Kyritz-Wusterhausen nach mehrjähriger Verlängerung der Leihfrist und unter Anerkennung der geleisteten vielfältigen Arbeiten schließlich, das Baugerüst zurückzugeben – der benachbarte Kirchenkreis Perleberg-Wittenberge hatte bereits seinen dringenden Bedarf angemeldet.

Da war es für den Kirchenkreis Kyritz-Wusterhausen ein Glücksfall, im Sommer 1982 von der evangelischen Kirche in West-Berlin ein Baugerüst als Geschenk zu erhalten. Auf Antrag der Berlin-Brandenburgischen Kirchenleitung gegenüber dem DDR-Ministerium für Außenhandel wurde die Einfuhr des Baugerüsts aus West-Berlin im September 1982 staatlicherseits genehmigt. Im Sommer 1983 konnte dann der Kirchturm der Kyritzer St. Marien-Kirche samt Blitzschutz und Schieferendeckung im Umfang von mehr als 15.000 Mark repariert werden.¹⁹ Im übrigen: Auch der Kirchenkreis Pritzwalk konnte sich im Dezember 1983 darüber freuen, dass ihm das DDR-Ministerium für Außenhandel die Einfuhr eines Baugerüsts als Geschenk aus West-Berlin genehmigte.²⁰ Und der Kirchenkreis Perleberg-Wittenberge erhielt im Januar 1985 ein Baugerüst von der westdeutschen Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) als Geschenk.²¹

¹⁹ Schreiben, 8.8.1983; ELAB, Kirchliches Bauamt Ost 1950-1993, 63, 63-65.

²⁰ Schreiben, 23.2.1971, Schreiben, 16.3.1971, Schreiben, 3.7.1973 und Schreiben, 22.9.1980; ELAB, Kirchliches Bauamt Ost 1950-1993, 63, 63-65. Schreiben, 18.8.1982; Ebenda, 35-IV/A/Kyritz gen 24-3, K. 1473. Schreiben, 20.12.1983; Ebenda, 35-IV/A/Pritzwalk gen 24-3, K. 1451. Gemeindebericht zur Generalkirchenvisitation im April 1972, 31.5.1972; Ebenda, 35-IV/A Kyritz-Wusterhausen i 4/R 3/F 20/K 116.

²¹ Gottfried Winter: Prignitzer Dorfkirchen. Gabe und Aufgabe, Vortrag am 22.2.2006, Privatarchiv Winter.

Mancher Pfarrer im Kirchenkreis Kyritz-Wusterhausen suchte für die Lösung ungeklärter Baufragen unterdessen gezielt die Nähe zur staatlichen Verwaltung. So etwa der Kyritzer Pfarrer Wolfgang Feldmann, der sich über mehrere Jahre hinweg bis Ende 1974 vergebens um die Errichtung eines Heizhauses für das örtliche Pfarrhaus bemüht hatte. Wenige Tage nach dem 25. Jahrestag der Gründung der DDR wandte er sich mit folgenden Worten direkt an den Vorsitzenden des Rates des Kreises Kyritz: „Da Sie beim Festempfang zum 25. Jahrestag einige Worte über die Bausache des Hauses, in dem ich wohne, mit mir wechselten (...), möchte ich herzlich bitten, doch dieser Sache wenigstens einen Fortgang zu sichern. (...) Da ich fest überzeugt bin, dass die kleine Erweiterung des Raumes unsere DDR nicht erschüttern kann noch wird, (...). Es hängt auch ein bisschen Öffentlichkeitsprestige davon ab, (...) ich weiß nicht mehr, was ich antworten soll auf Fragen.“²² Der Superintendent der Kirchenkreise Kyritz-Wusterhausen Friedrich Brust engagierte sich Ende der achtziger Jahre derweil persönlich für die Rettung einer bauwürdigen Fachwerk-Kirche in der Ortschaft Plänitz. Für die Rettung des Kirchengebäudes beschritt der Superintendent einen ungewöhnlichen Weg – seiner Vorstellung nach sollte das Gotteshaus zu einem Museum umgestaltet werden. Im Januar 1988 brachte der Superintendent zu einer ersten Besichtigung vor Ort unter anderem den örtlichen Bürgermeister, Handwerker, Mitglieder des Gemeinde- und des Kreiskirchenrates zusammen – insgesamt über 40 Personen, die die Rettung des Gebäudes berieten.²³

Innerhalb der staatlichen Verwaltung war man sich der kirchenpolitischen Brisanz der ungenügenden Hilfe hinsichtlich der kirchlichen Anfragen zum Erhalt der Kirchengebäude sehr wohl bewusst. Angesichts der geringen Bereitstellung staatlicher Baukapazitäten hieß es dazu bereits Mitte der siebziger Jahre – also noch vor dem Spitzengespräch vom 6. März 1978, in dessen Ergebnis sich das Staat-Kirche-Verhältnis in der DDR zu einem Mindestmaß normalisierte – innerhalb des Rates des Kreises Kyritz: „(...), dass die Hinhaltetaktik auf diesem Sektor auf die Dauer nicht ohne Auswirkung auf die politisch-ideologische Arbeit mit den christlichen Bevölkerungskreisen bleibt.“²⁴ Offensichtlich waren für die geringe Bereitschaft der örtlichen Verwaltung, den Erhalt der Kirchengebäude zu unterstützen, mehrere Punkte ausschlaggebend. Einerseits waren die Kirchengebäude als städtebauliche Zentren von der SED-Partei- und DDR-Staatsführung politisch insgesamt ungewollt. Das galt unabhängig davon, dass es angesichts ihrer kulturhistorischen Bedeutung vereinzelt umfangreiche Restaurierungen von Kirchen gegeben hat. Andererseits, und dieser Punkt scheint in der späten DDR zusehends an Bedeutung ge-

²² Schreiben, 19.10.1974; KOPR, Rat des Kreises Kyritz, III 123.

²³ Zweimonatige Information (Dezember-Januar 1987/1988), 1.2.1988; KOPR, Rat des Kreises Kyritz, III 126.

²⁴ Informationsvorlage zu Ergebnissen und Problemen mit der christlichen Bevölkerung im Kreis, ohne Datum; BLHA, Rep. 401, Rat des Bezirkes Potsdam, Nr. 24135.

wonnen zu haben, fehlten in den Kreisen schlicht und einfach die materiellen und personellen Mittel. So hatte der Rat des Kreises Kyritz für das Jahr 1987 zwar 63.000 Mark für Dach-, Heizungs- und Malerarbeiten zur Instandsetzung der evangelischen und katholischen Kirchengebäude in seine Planbilanz aufgenommen und bewilligt, aber Anfang 1988 verlautete innerhalb der örtlichen Verwaltung, dass im zurückliegenden Jahr nur 20.400 Mark hätten verbaut werden können. Malerarbeiten der Produktionsgenossenschaft des Handwerks (PGH) „1. Mai“ in der Kreisstadt Kyritz in Höhe von 4.000 Mark, die zunächst für die evangelische Kirche in der Ortschaft Kolrep vorgesehen waren, wurden beispielsweise gestrichen und auf die staatlichen Bildungseinrichtungen im Kreis umbilanziert. Auch dem Referenten für Kirchenfragen beim Rat des Kreises Kyritz war die Brisanz dieser staatlichen Baupolitik gegenüber der Kirche durchaus bewusst. Gegenüber dem Rat des Bezirkes Potsdam warnte er diesbezüglich vor einem „nicht zu unterschätzenden Unverständnis im Verhältnis zwischen Staat und Kirche“. Dies galt um so mehr, weil die Kirchenvertreter solchen Argumenten wie Arbeitskräftemangel, Bilanzänderungen oder fehlenden Baurüstungen keinen mehr Glauben schenkten.²⁵

Für das Jahr 1988 plante der Rat des Kreises Kyritz Dach-, Klempner- und Malerarbeiten im Umfang von 55.000 Mark für den Erhalt der evangelischen und katholischen Kirchengebäude ein. Das war noch einmal deutlich weniger Geld als im Jahresplan zuvor – aber deshalb ambitioniert, weil ja auch 1987 letztlich nur Arbeiten im Umfang von knapp 20.000 Mark durchgeführt wurden. Tatsächlich hieß es auch Ende 1988 vom Rat des Kreises Kyritz, dass von den geplanten 55.000 Mark Baukapazität nicht einmal die Hälfte hätte realisiert werden können. Diese Situation war fehlenden Arbeitskräften und technischen Ausfällen geschuldet. Sie trat aber auch deshalb ein, weil die örtliche Verwaltung Baukapazitäten erneut umplante und der Kirche zugesagte Malerarbeiten beispielsweise für die Fertigstellung von 24 Wohnungen in der Stadt Neustadt/Dosse einsetzte.²⁶

Wie gering der staatliche Beitrag in der späten DDR zum Erhalt der kirchlichen Gebäude in den Kreisen zuletzt gewesen ist, zeigt in zugespitzter Weise das Jahr 1989. Für den gesamten Kreis Kyritz vermerkte der Referent für Kirchenfragen des Rates des Kreises Ende 1989 für das abgelaufene Jahr lediglich die Bereitstellung von Malerarbeiten im Umfang von 10.000 Mark für die Kirche in der Ortschaft Döllen im benachbarten Kirchenkreis Havelberg-Wilsnack.²⁷ Und in einem letzten Plan der staatlichen Verwaltung, in dem die kreislichen Baubilanzen für die Kir-

²⁵ Zweimonatige Information (Dezember-Januar 1987/1988), 1.2.1988; KOPR, Rat des Kreises Kyritz, III 126.

²⁶ Zweimonatige Information (Februar-März 1988), 28.3.1988; KOPR, Rat des Kreises Kyritz, III 126. Vorlage für das Sekretariat der Kreisleitung, 14.12.1988; BLHA, Rep. 401, Rat des Bezirkes Potsdam, Nr. 21456.

²⁷ Vgl. Kirchenpolitische Situation (Struktur) im Kreisgebiet Kyritz, 27.11.1989 (!); KOPR, Rat des Kreises Kyritz, III 122.

chengebäude zwischen den Jahren 1991 und 1995 festgehalten sind, waren insgesamt 267.000 Mark zum Erhalt der Kirchengebäude veranschlagt. Das herausragende Projekt sollte dabei Anfang der neunziger Jahre die Neueindeckung des Kirchendaches in der Stadt Wusterhausen sein. Dafür war die Bereitstellung von Arbeitsleistungen in Höhe von 200.000 Mark geplant, das notwendige Baumaterial war nicht in den staatlichen Bilanzen enthalten und sollte von der Kirche selbst beschafft werden. Darüber hinaus bilanzierte die staatliche Planung bis 1995 lediglich Baukapazitäten für zwei weitere Pfarrhäuser und zwei Kirchen in wesentlich geringerem Umfang.²⁸

Freilich hat es in der späten DDR auch kleinere erfolgreiche Projekte von Staat und Kirche in der Denkmalpflege gegeben. So konnte in den Jahren 1986/87 mit einer Unterstützung des Rates des Kreises Kyritz in Höhe von über 15.000 Mark ein spätgotischer Holzschnitzaltar in der Dorfkirche Görike im benachbarten Kirchenkreis Havelberg-Wilsnack restauriert werden. Zum Festgottesdienst anlässlich des Abschlusses der Restaurierung im Januar 1988 war die Kirche mit 75 Besuchern so gut gefüllt wie lange nicht mehr.²⁹

Kirchenkreis Perleberg-Wittenberge

Laut der örtlichen Verwaltung hat es Mitte der siebziger Jahre im Kreis Perleberg in den beiden Kirchenkreisen Havelberg-Wilsnack und Perleberg-Wittenberge nicht weniger als 84 Kirchen, drei Kapellen, drei Gemeindehäuser, zwei Kindergärten und zwei Altenheime an kirchlichem Gebäudebestand gegeben. Dies hat sich bis Ende der achtziger Jahre kaum verändert.³⁰ Die allgemein schwierige Situation des Kirchenkreises Perleberg-Wittenberge, seine Gebäude unter den politischen und wirtschaftlichen Vorzeichen der SED-Diktatur zu erhalten, beschrieb der eingangs erwähnte Pfarrer des Pfarrsprengels Groß Breese, Gottfried Winter, im Januar 1990 so: „Im Volkswirtschaftsplan des Kreises Perleberg (...) fanden wir als Kirche die allergeringste Berücksichtigung. Für die Erhaltung der Bausubstanz vieler wertvoller Kirchen waren lächerliche Summen an Baukapazität, in manchen Jahren keine müde Mark für uns bereitgestellt.“³¹ Zu den baulichen Bemühungen

²⁸ Vorstellungen für Bilanzanteile für Werterhaltungsmaßnahmen an kirchlichen Gebäuden und Einrichtungen 1991-1995, 7.7.1989; KOPR, Rat des Kreises Kyritz, III 125.

²⁹ Zweimonatige Information (Dezember-Januar 1987/1988), 1.2.1988; KOPR, Rat des Kreises Kyritz, III 126.

³⁰ Kreisarchiv Prignitz (KPr), RAT 1311 sowie Vorlage für das Sekretariat der Kreisleitung der SED Perleberg vom 11.3.1988; KPr, Nationale Front, R 1733. Auch Einschätzung der kirchenpolitischen Entwicklung im Kreis und die sich daraus für die weitere Arbeit ableitenden Aufgaben, 24.5.1977; LHAS, 7.11-1, Rat des Bezirkes Schwerin, Z 65/91, 21922/2.

³¹ Friedensgebet, Montag, den 15. Januar 1990 in der Kirche Wittenberge, in: Gottfried Winter (Hrsg.): Die Wende. Ereignisse um einen Neuanfang in Ostdeutschland. Streiflichter aus der Zeit des Umbruchs im Raum Wittenberge und Perleberg, Bad Wilsnack 2005, S. 36–39.

im Kirchenkreis hieß es 1972 in einem Visitationsratschlag vom Kreiskirchenrat an den Pfarrsprengel Seddin dessen ungeachtet selbstbewusst und allgemeingütig: „Es ist nicht einzusehen, warum wir unsere Kirchengebäude links liegen lassen und unwirtlich sein lassen und stattdessen in irgendwelche Stuben gehen und uns dabei ständig der Verpflichtung unterziehen, polizeiliche Anmeldungen vorzunehmen. (...) Unsere Kirchen sind dazu da, benutzt zu werden. Wenn ihre Einrichtung dem nicht entspricht, muss ihre Einrichtung verbessert werden.“³² Aus diesem hohen Selbstanspruch resultierten große Herausforderungen, zu denen es im Frühjahr 1975 beispielhaft in einem Visitationsbericht des Kreiskirchenrates Perleberg-Wittenberge für den Pfarrsprengel Bentwisch lautete: „Bei der Erhaltung der kirchlichen Gebäude ist viel Einsatz zu merken. Dass immer wieder neue Arbeiten getan werden müssen, ist belastend, aber auch nichts Außergewöhnliches.“³³

Um der Instandhaltung oder Modernisierung der Kirchengebäude nachzukommen, war eine gewisse Aufgeschlossenheit des jeweiligen Pfarrers gegenüber der örtlichen Verwaltung in der Regel nicht von Nachteil. So etwa, als der Pfarrer der Gemeinde Sargleben 1972 den Import einer Schalthuhr als Geschenksendung aus der Bundesrepublik beantragte. Die Schalthuhr sollte für die Restaurierung der Glockenläutanlage der Dorfkirche zum Einsatz kommen, aber laut dem Pfarrer wurden solche Präzisionsgeräte in der DDR nicht hergestellt. Der Stellvertretende Vorsitzende für Inneres des Rates des Kreises Perleberg unterstützte das Vorhaben gegenüber seinen Vorgesetzten beim Rat des Bezirkes Schwerin nachdrücklich. Als Begründung dazu führte er an, der antragstellende Pfarrer gelte als „progressiver Geistlicher des Kreises“, er nehme an den staatlich organisierten Gesprächen mit der Pfarrerschaft teil, beteilige sich an den Wahlen und komme auch den Einladungen zu CDU-Veranstaltungen nach. Die kulturhistorische Bedeutung des Kirchengebäudes erwähnte der Stellvertretende Ratsvorsitzende für Inneres in seiner Entscheidungsvorlage für den Rat des Bezirkes Schwerin dagegen mit keiner Silbe – offensichtlich war hier ausschließlich die politische Einschätzung des örtlichen Pfarrers durch die staatliche Verwaltung ausschlaggebend.³⁴

Dass die Bereitstellung von Baumaterialien gegenüber der Kirche staatlicherseits politisch instrumentalisiert wurde, zeigt ein anderes Beispiel aus dem Jahr 1972: In der Gemeinde Uenze konnten Mitte 1972 starke Sturmschäden am Kirhdach wegen fehlender staatlicher Zuweisung von Baukapazitäten nicht behoben werden und wuchsen sich mit der Zeit immer weiter aus. Zu dem dortigen Pfarrer hatte der Referent für Kirchenfragen des Rates des Kreises Perleberg derweil insgeheim vermerkt: „(...) [der Pfarrer] verhält sich freundlich, aber reserviert. Er gibt keine

³² Visitationsratschlag des Kreiskirchenrates an die Gemeinden des Pfarrsprengels Seddin, ohne Datum; DStA Brandenburg, Pb-E 276/1422.

³³ Entwurf Visitationsbericht Bentwisch-Cumlosen, ohne Datum; DStA, Pb-E 276/1422.

³⁴ Schreiben vom 5.6.1972; KPr, RAT 562.

Antworten auf Fragen, die ihm unbequem sind.“³⁵ Verbunden mit dieser zurückhaltenden politischen Beurteilung war, dass der Pfarrer der Gemeinde Uenze vergebens die staatliche Unterstützung zur Reparatur des Kirchdachs erwartete.

Zu Wind, Wetter, der SED und der Mangelwirtschaft gesellte sich in der DDR ein beträchtliches Ausmaß an Vandalismus, der sich gegen die Kirchengebäude richtete. Das große Ausmaß an Vandalismus und Gleichgültigkeit der Bevölkerung gegenüber Kirchengebäuden oder Friedhofsplätzen war ein Ausdruck dessen, wie wenig Ansehen der Kirche im ostdeutschen Teilstaat mitunter entgegengebracht wurde. Kirchengebäude und Friedhöfe nahmen Viele in der DDR nicht mehr als christliche Kultstätten, historische Kulturdenkmäler oder städtebauliche Zentren wahr; unter Jugendlichen galten sie nicht selten vielmehr als abenteuerliche Orte zum Freizeitvertreib. Im Kirchenkreis Perleberg-Wittenberge gab es dafür mehrere Beispiele: Im Frühjahr 1976 sah sich Superintendent Barthel gezwungen, gegenüber dem Rat des Kreises Perleberg Beschwerde in Form einer „Eingabe“ zur Sicherung der Dorfkirche in Stavenow einzulegen. Die Kirche, die sich in staatlicher Rechtsträgerschaft befand, beschrieb Barthel damals so: „Der derzeitige Zustand (...) kann bei Einwohnern und Besuchern nur Kopfschütteln hervorrufen. Die Kirche entwickelt sich zu Ruine.“ Das Gebäude hatte sich zu einem Abenteuerspielplatz entwickelt, auf dem sich Kinder auslebten. Ebenfalls im Frühjahr 1976 hatte derweil in der Ortschaft Kleinow ein Einwohner kurzerhand ein Wagenrad für ein Storchennest auf dem Dach der Dorfkirche angebracht, freilich ohne vorher die Erlaubnis des zuständigen Gemeindegemeinderates einzuholen. Erst unter Androhung einer Strafanzeige wegen Sachbeschädigung wurde das Wagenrad wieder entfernt.³⁶

Anfang 1977 musste Superintendent Barthel den Rat der Stadt Perleberg darauf aufmerksam machen, den seit Monaten verbliebenen Bauschutt von Renovierungsarbeiten am städtischen Rathaus von der Perleberger Kirche zu entfernen. An der Kirche unachtsam gelagerte Baumaterialien hatten zudem das Äußere des Gebäudes in Mitleidenschaft gezogen.³⁷ Und im Dezember 1982 musste Barthel im Namen des Gemeindegemeinderates Perleberg eine Eingabe an den Rat des Kreises Perleberg stellen, damit dieser für die Herstellung eines ordnungsgemäßen Zustandes auf dem kirchlichen Friedhof Sorge trage. Vor allem ältere Bürger hatten laut dem Superintendenten damals Angst vor einem Friedhofsbesuch, weil Jugendliche dort ihr Unwesen trieben, Moped fuhren, Bier tranken und offenes Feuer machten. Selbst vor dem Diebstahl von Grabschmuck schreckten sie nicht zurück. Der Superintendent schrieb daher an den Rat des Kreises freundlich, aber bestimmt: „Der

³⁵ Aktennotiz vom 30.8.1972; KPr, RAT 562.

³⁶ Eingabe vom 2.5.1976 sowie Schreiben vom 2.5.1976; KPr, RAT 1308 und Monatsbericht, 12.5.1976; LHAS, 7.11-1, Rat des Bezirkes Schwerin, Z 65/91, 21292/1.

³⁷ Schreiben vom 3.3.1977; KPr, RAT 1308.

Gemeindekirchenrat bittet um energische Eindämmung dieser Unruhe verbreitenden Vorkommnisse. (...) Er würde sich an den Rat des Bezirkes wenden, wenn es nötig werden sollte.“ Das Volkspolizeikreisamt Perleberg hatte bis dahin seit mehreren Monaten auf entsprechende kirchliche Hinweise schlichtweg nicht reagiert.³⁸ Nur wenige Tage nach der Eingabe des Gemeindekirchenrates wurde unmittelbar vor Weihnachten 1982 dann sogar das schmiedeeiserne Tor am Haupteingang des kirchlichen Friedhofes gestohlen.³⁹ Im Frühjahr 1983 musste der Superintendent dann für den Perleberger Gemeindekirchenrat Anzeige gegen einen Jugendlichen erstatten, der mehrere Fenster der Jakobikirche mit Schneebällen zerworfen hatte. Erst kurz zuvor, im Sommer 1982, war die Renovierung des Inneren des Kirchengebäudes samt Ausbesserung aller Fenster abgeschlossen worden. Diese Innenrenovierung der Perleberger Kirche, die bereits in einem Visitationsbericht vom Oktober 1974 angeregt worden war, hatten die Gemeindeglieder der Stadt Perleberg damals selbst unternommen.⁴⁰ In einem Bericht des Kreiskirchenrates Perleberg-Wittenberge an die Kreissynode vom November 1982 hieß es zu den DDR-typischen Schwierigkeiten bei dieser Renovierung: „Alle Bauarbeiten nur durch Feierabendhandwerker ausführen lassen zu müssen, ist unerhört beschwerlich für den Bauherren. Die Jagd nach jedem Sack Zement oder Weißkalk, das vertelefonierte Geld und das verfahrenere Benzin – das alles ist wirtschaftlich nicht zu verantworten, zeigt aber auch, welches Ansehen wir als Kirche mit unseren kulturhistorisch wertvollen Bauten haben, trotz mancher gegenteiliger schöner Worte. Auf Unterstützung seitens der die Bauwirtschaft beherrschenden Staatsorgane ist so gut wie nicht zu rechnen.“

Dieser Bericht des Kreiskirchenrates an die Kreissynode vom November 1982 zeigt aber auch, welche Anstrengungen die Kirche ungeachtet der schwierigen Rahmenbedingungen zum Erhalt ihrer Gebäude unternahm. Für das Jahr 1981 vermerkt dieser Bericht nämlich für 23 Gemeinden des Kirchenkreises die unterschiedlichsten abgeschlossenen Bauvorhaben: In Groß Breese die Anlage eines neuen Brunnens für das Pfarrhaus und die Installation eines elektrischen Glockenläutwerks; in Weisen den Einbau einer neuen Eichenholztür für den Kirchturm und das Aufsetzen einer neuen Kirchturmspitze samt Wetterfahne mit der vergoldeten Jahreszahl „1746“; in Postlin die behelfsmäßige Abdichtung der Kirchenfenster; in Lenzen eine große Orgelreparatur; in Groß Warnow, Pröttlin und Reckenthin die Überholung der elektrischen Glockenläutanlage; in Boberow die Rekonstruktion und Renovierung des Pfarrhauses samt Ausbesserung des Dachstuhls und Neueindeckung des Schieferdaches; in Mellen das Abtragen des baufälligen Kirchturms;

³⁸ Schreiben vom 5.8.1982 und 8.12.1982; KPr, RAT 1308.

³⁹ Anzeige vom 16.12.1982; KPr, RAT 1308.

⁴⁰ Anzeige vom 9.2.1983; KPr, RAT 1308. Bericht über den baulichen Zustand der kirchlichen Gebäude in Perleberg anlässlich der Kreiskirchenvisitation, ohne Datum; DSa Brandenburg, Pb-E 1280/1224.

in Dallmin die Renovierung der Kirche; in Blüten und Rosenhagen/Krampf der Einbau von Bädern in die Pfarrhäuser und die Errichtung von Abwasseranlagen oder in Wittenberge der Einbau einer Fußheizung in die Kirche, die Teilrenovierung des Gemeindehauses und das Reparaturschweißen der Glockenklöppel und vieles andere mehr.⁴¹

Besondere Anerkennung für ihre Anstrengungen zur Pflege und zum Erhalt der kirchlichen Grundstücke und Gebäude bis hin zum Kirchlichen Bauamt erfuhr die Gemeinde Groß Breese mit ihrem Pfarrer Gottfried Winter. Von einer Besichtigung des Pfarrgrundstückes im Mai 1981 fertigte ein Mitarbeiter des Kirchlichen Bauamtes einen Aktenvermerk an, in dem es voll des Lobes hieß: „Die Bausubstanz von Kirche und Pfarrhaus einschließlich des Grundstückes befindet sich in einem gepflegten Zustand. Hier wird sichtbar, dass ständig an der Erhaltung der gemeindeeigenen Gebäude gearbeitet wird. Dem Evangelischen Konsistorium wird empfohlen, hierfür dem Gemeindegemeinderat Dank und Anerkennung auszusprechen und das Beispiel Groß Breese eventuell zu verallgemeinern. Hier gehören Rasen mähen und Fenster streichen zu den normalen Pflichten des Bewohners des Pfarrhauses und bereits im Vorbeifahren fällt das kirchliche Bauensemble durch seine gepflegte Erscheinung auf. Dies ist leider im Kirchenkreis Perleberg nicht überall so.“ Die Leistung der Gemeinde Groß Breese mit ihrem Pfarrer war umso bemerkenswerter, wenn man einen Bericht des Kirchlichen Bauamtes zum Zustand des Pfarrhauses Groß Breese knapp 20 Jahre zuvor heranzieht. Im Jahr 1962 hieß es darin: „Das Pfarrhaus befindet sich in einem sehr schlechten Zustand. (...) Die Wohnung besitzt bisher kein Bad, beziehungsweise die Badewanne ist in der ehemaligen Speisekammer aufgestellt. Der derzeitige Zustand ist völlig unmöglich, da alles sehr provisorisch montiert ist und das Baden in diesem Raum eher eine Strafe als ein Genuss ist. (...) In einem noch schlechteren Zustand befinden sich die Stallgebäude des Pfarrhofes. (...) Außerdem muss das Pfarrhofgrundstück neu eingezäunt werden. Der Zustand der Zäune ist katastrophal.“ Doch seit Mitte der sechziger Jahre war Einiges zum Nutzen des Pfarrhauses und der Kirche geschehen. Den Auftakt dazu bildete 1965 die Ausstattung der Kirche mit einem elektrischen Orgelgebläse. Zwischen 1967 und 1969 schloss sich eine umfassende Restaurierung des Gebäudes an. Die Kirche erhielt in diesem Zuge unter anderem neue Sitzbänke, eine abgetrennte Winterkirche, eine neue Elektrik, eine elektrische Heizung, das Dachgestühl wurde ausgebessert und eine Flachdecke eingezogen, die Blitzschutzanlage erneuert und das Kircheninnere neu ausgemalt. Zudem wurden Altar, Kanzel und Taufe neu gestaltet. Im Juli 1969 konnte dann die Wiedererweihung der Groß Breeser Kirche gefeiert werden. In den Folgejahren kamen zahlreiche weitere Ausbesserungsarbeiten hinzu: 1975 Reparaturarbeiten an der Turmspitze, 1982 der Einbau einer elektrischen Glockenläutanlage aus der Bundes-

⁴¹ Bericht des Kreiskirchenrates an die Kreissynode Perleberg-Wittenberge, 6.11.1982; ELAB, o. Sig.

republik und das Anbringen neuer Fallrohre am Kirchturm, 1985 das Fliesen des Turmraumes, 1987 ein Kupferdach für die Turmanbauten sowie 1989/90 die Restaurierung der Orgel durch die Firma Schuke aus Potsdam.

Im Rückblick erinnerte sich der Groß Breeser Pfarrer Gottfried Winter an seine Bemühungen, gemeinsam mit den Gemeindegliedern die Kirchengebäude zu erhalten, so: „Selbst in den Zeiten finsterster sozialistischer Kommandowirtschaft war die Ästhetik unseres Dorfes nicht unter den Hammer zu bringen. Freilich ging manches Denkmalsdetail unwiederbringlich dahin, aber was wir irgendwie erhalten und bewahren konnten, haben wir hindurch gerettet. Wir haben mit den Dingen standgehalten. Die Kraft hat gereicht. Der Grund lag für mich ganz gewiss im Festhalten an der angebotenen Hoffnung des Evangeliums.“ Über die politischen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten in der DDR hinaus war natürlich immer auch das Engagement des Pfarrers und der Gemeindeglieder entscheidend für den Erhalt der Kirchengebäude. Für den Pfarrer Gottfried Winter galt dabei verbunden mit dem Halt, den er in seinem Glauben fand: „Das bauliche Erbe, für dessen Bewahrung und Pflege ich verantwortlich bin, ist mir ein Reichtum und keine Last.“⁴²

Dramatisch war dagegen das Beispiel der Kirche in Groß Linde. Dort hatte im Juni 1981 der Blitz in den Kirchturm eingeschlagen. Seitdem drang ungehindert Wasser in das Kirchengebäude ein. Bis 1984 hat die Kirchengemeinde erfolglos die Bereitstellung von Zimmerern, Dachdeckern und einer Rüstung beim Rat des Kreises Perleberg in einer Höhe von gerade mal 7.000 Mark beantragt. Der Schaden an der Kirche wuchs sich deshalb weiter aus. Und auch für die Kirche in Klein Gottschow stellte der zuständige Pfarrer von 1975 bis 1984 gegenüber der örtlichen Verwaltung erfolglos einen Antrag zur Reparatur des Kirchdaches. Für die notwendigen Dachdeckerarbeiten war zunächst nicht mehr als die vergleichsweise geringe Summe von 4.000 Mark veranschlagt. Weil die staatliche Verwaltung diese Arbeiten aber nicht bewilligte, wurde im Laufe der Jahre die Orgel durch eindringendes Wasser beschädigt.

Es wären eine Vielzahl solcher und ganz ähnlicher Beispiele im Kirchenkreis Perleberg-Wittenberge zu nennen, bei denen die staatliche Verwaltung der Kirche in den siebziger und achtziger Jahren die Bereitstellung dringend benötigter Baumaterialien und Arbeitskräfte versagte. Oftmals bekamen die Kirchengemeinden auf ihre Antragstellung hin folgende Antwort: „(...) müssen wir Ihnen leider mitteilen, dass es uns (...) nicht mehr möglich ist, die Dachreparatur in (...) abzusichern, da die Gewerke Dachdecker und Rüstung vorrangig für die Komplexe Werterhaltung

⁴² Aktenvermerk, 1.7.1981, Bericht, 12.6.1962; ELAB, Kirchliches Bauamt Ost 1950-1993, 63, 22. Gottfried Winter: Predigt über Hebräer 6,18 f. am Trinitatissonntag, 26.5.1991 in Groß Breese, Privatarchiv Winter. Gottfried Winter: Evangelische Pfarrkirche zu Groß Breese/Prignitz erbaut 1879, ohne Datum, Privatarchiv Winter. Gottfried Winter: Andacht in der Kirche zu Nebelin beim Pfarrkonvent am 3.9.1986, in: ders., Was Kirchengebäude erzählen. Aufsätze, Beschreibungen, Kirchenfahrten, Predigten und Referate aus dem Zeitraum 1981-2006, Bad Wilsnack 2006, S. 25–27.

der Wohnbausubstanz in Perleberg und Wittenberge eingesetzt werden.⁴³ Solche Ablehnungen waren Ausdruck der unfreundlichen staatlichen Kirchenpolitik und der regionalen Mangelwirtschaft zugleich. Ein Aktenvermerk innerhalb des Rates des Kreises Perleberg Ende der siebziger Jahre besaß in diesem Sinne Allgemeingültigkeit: „Kirchendachreparaturen wurden abgewiesen für die Kirchen Premslin und Nebelin, weil nicht genügend Dachdecker vorhanden sind.“ Da erscheint es als selbstbewusste Provokation, dass der Perleberger Gemeindegemeinderat für die bereits erwähnte Renovierung der St. Jakobikirche beim Rat des Kreises Perleberg Ende 1981 die Bereitstellung von fünf Tonnen Kupferblech beantragte.⁴⁴

Ungewöhnliche Anstrengungen bis hin zum Rat des Bezirkes Schwerin konnte die Kirche Ende 1982 zur Rettung des Kirchturmes der kleinen, an der Elbe gelegenen Gemeinde Mödlich anstoßen. Der Grund dafür war kurios: Die Kirche stand unmittelbar an der innerdeutschen Grenze. Der Stellvertretende Vorsitzende für Inneres beantragte damals innerhalb des Rates des Bezirkes Schwerin beim Ratsmitglied für Kultur Baukapazitäten in Höhe von 30.000 Mark aus einem Reservefonds des Denkmalschutzes und begründete dies so: „Außerdem steht dieser Turm direkt am Elbdeich, so dass ein Abbruch nicht unbemerkt von der BRD-Seite erfolgen könnte, wir im Falle des Abbruchs mit Reaktionen von der BRD-Seite rechnen müssten und deshalb auch ein kirchenpolitisches Interesse an der Erhaltung des Turms besteht.“ Bereits im März 1978 hatte Superintendent Barthel gegenüber dem Rat des Kreises Ludwigslust und im Mai 1978 gegenüber dem Rat des Bezirkes Schwerin den fortschreitenden Verfall des Holzturmes der denkmalgeschützten Feldsteinkirche in Mödlich beklagt. Im November 1981 beschwerte sich auch die Kreissynode mit einer Eingabe bei dem Rat des Bezirkes Schwerin über den Verfall des Kirchengebäudes. Die Staatliche Bauaufsicht hatte derweil aus Sicherheitsgründen im Sommer 1981 bereits zeitweise den Abriss des Kirchengebäudes verfügt. Und im Frühjahr 1982 kam von der staatlichen Verwaltung der zweifelhafte Vorschlag, den Kirchturm in Mödlich abzureißen und ersatzweise einen „nackten“ Glockenträger aufzustellen. Erst ein Spitzengespräch des Berlin-Brandenburgischen Bischofs Gottfried Forck und des Konsistorialpräsidenten Manfred Stolpe beim Rat des Bezirkes Schwerin im Mai 1982 und ein Schreiben des Konsistorialpräsidenten Stolpe an den Rat des Bezirkes Schwerin vom September 1982 schienen Bewegung in diese Angelegenheit zu bringen. Aber noch zwei Jahre später vertröstete der Rat des Bezirkes Schwerin den Konsistorialpräsidenten Stolpe und den Potsdamer Generalsuperintendenten Günter Bransch wiederholt, die Restaurierung der Kirche in Mödlich sei frühestens 1985 möglich.⁴⁵

⁴³ Antrag, 19.1.1984, Abschrift, 4.2.1984 sowie Schreiben, 11.3.1983; KPr, RAT 1309.

⁴⁴ Schreiben, 30.11.1981; KPr, RAT 1309 sowie Jahresanalyse Staatspolitik in Kirchenfragen, 1979; KPr, RAT 1311.

⁴⁵ Eingabe, 9.3.1978 sowie Eingabe, 17.5.1978; LHAS, 7.11-1, Rat des Bezirkes Schwerin, Z 65/91, 21301. Eingabe, 20.11.1981, Schreiben, 5.11.1982, Schreiben, 29.9.1982; LHAS, 7.11-1, Rat des

Ähnlich der dringenden Restaurierung des Kirchturmes in Mödlich wurde staatlicherseits auch die Instandsetzung der Kirche in Lenzen über Jahre hinweg verschleppt. Im November 1981 beschrieb die Kreissynode in einer Eingabe an den Rat des Bezirkes Schwerin den dramatischen Zustand der Kirche so: „Der Kirchturm der denkmalgeschützten Evangelischen Katharinen-Kirche in Lenzen, Kreis Ludwigslust, ist in einem gefährlichem Ausmaß vom Echten Hausschwamm befallen. (...) Es besteht Einsturzgefahr für den Turm und somit nicht nur Gefahr für das Kirchengebäude, sondern auch für Bürger und deren Häuser in unmittelbarer Nähe der Kirche.“ Bereits seit 1978 hatte sich die Gemeinde Lenzen gegenüber der örtlichen Verwaltung vergebens um die Bereitstellung von Baukapazitäten zur Restaurierung des Kirchturmes bemüht. Laut einem Gutachten des Kirchlichen Bauamtes wuchs sich der Schadensumfang an dem Kirchengebäude bis September 1981 auf rund 250.000 Mark aus.⁴⁶ Im Frühjahr 1982 meinten der Stellvertretende Vorsitzende für Inneres des Rates des Bezirkes Schwerin und dessen Referent für Kirchenfragen während eines regionalen Spitzengesprächs zu dem Bischof Forck und dem Konsistorialpräsidenten Stolpe, die staatliche Verwaltung erkenne die Dringlichkeit des kirchlichen Bauvorhabens in Lenzen an – ein Beginn der Restaurierungsarbeiten sei aber vor 1983 nicht möglich.

Tatsächlich musste die Gemeinde Lenzen im November 1983 gegenüber dem Rat des Kreises Ludwigslust erneut einen Antrag auf Baukapazitäten stellen. Die Gemeinde bekräftigte in ihrem Antrag die große Dringlichkeit, das geschädigte Holzgebälk des Kirchendaches und das durchfeuchtete Mauerwerk der Kirche zu sanieren. Von der örtlichen Verwaltung erfolgte aber bis zum Frühjahr 1985 keinerlei Reaktion, und die Schäden am Kirchengebäude vergrößerten sich weiter. Die Kreissynode Perleberg-Wittenberge musste sich mit einer Eingabe deshalb erneut bei dem Rat des Bezirkes Schwerin beschweren. Darin hieß es tapfer: „In Befolgung der einschlägigen staatlichen Gesetze wenden wir uns nun als Synode in Unterstützung des Gemeindegemeinderates Lenzen an den Rat des Bezirkes Schwerin. Wir bitten dafür zu sorgen, dass die entsprechenden Baukapazitäten zur Beseitigung des Schwammbefalls umgehend zur Verfügung gestellt werden.“ Das zeigte zumindest insofern Wirkung, dass der Rat des Bezirkes Schwerin den Rat des Kreises Ludwigslust umgehend zur Bearbeitung des Bauantrages und einer Erklärung für dessen bisherige Nichterledigung aufforderte.⁴⁷

Mitte der achtziger Jahre berichtete der Stellvertretende Ratsvorsitzende für Inneres den übrigen Mitgliedern des Rates des Kreises Perleberg unterdessen, dass die

Bezirk Schwerin, Z 10/90, 36. Vermerk über ein Gespräch beim Rat des Bezirkes Schwerin am 12. Mai 1982, 26.5.1982; ELAB, Konsistorium-Ost EKIBB, 35, 1918. Vermerk, 4.9.1984; Ebenda.

⁴⁶ Eingabe, 20.11.1981; LHAS, 7.11-1, Rat des Bezirkes Schwerin, Z 10/90, 36.

⁴⁷ Schreiben, 1.11.1983, Eingabe, 9.3.1985 sowie Schreiben, 3.4.1985; LHAS, 7.11-1, Rat des Bezirkes Schwerin, Z 10/90, 21. Vermerk über ein Gespräch beim Rat des Bezirkes Schwerin am 12. Mai 1982, 26.5.1982; ELAB, Konsistorium-Ost EKIBB, 35, 1918.

kirchlichen Anträge zur Bereitstellung von Baumaterialien und Arbeitskräften in den vergangenen Jahren zugenommen hätten. Diese Anträge an den Rat des Kreises bezeichnete der Stellvertretende Ratsvorsitzende mit Verweis auf die in übergroßer Zahl unter Denkmalschutz stehenden Kirchengebäude als berechtigt und mahnte dazu gar eine staatliche Verantwortung an. Er verwies darauf, dass die betroffenen Kirchengemeinden oftmals mit materiellen und finanziellen Eigenleistungen bei der Instandsetzung ihrer Gebäude vorangingen, bei speziellen Baumaßnahmen aber auf die staatliche Hilfe angewiesen seien. Aus einem zurückliegenden Gespräch mit der Pfarrerschaft der beiden Kirchenkreise Havelberg-Wilsnack und Perleberg-Wittenberge überbrachte er folgenden Wunsch der zwei Superintendenten Ulrich Woronowicz und Albrecht Barthel: „Beide bringen für die gegenwärtige Situation im Bauwesen Verständnis auf, bitten aber wiederholt darum, zumindest jährlich für eine Kirche entsprechende Kapazitäten bereitgestellt zu bekommen.“⁴⁸

Wie katastrophal die staatliche Unterstützung für den Erhalt der Kirchengebäude im Kreis Perleberg Mitte der achtziger Jahre tatsächlich gewesen ist, lässt die Bemerkung eines Mitarbeiters des Staatssekretariates für Kirchenfragen während einer kirchenpolitischen Fortbildung für die Mitarbeiter der staatlichen Verwaltung erahnen. In einer Rückschau auf die umgesetzten kirchlichen Bauvorhaben der vergangenen fünf Jahre konstatierte dieser für den Kreis Perleberg einen realisierten Umfang von insgesamt nur 10.000 Mark! Das war von allen Kreisen im Bezirk Schwerin deutlich der letzte Platz – der durchschnittliche Aufwand für die Erhaltung der Kirchengebäude lag in den übrigen Kreisen zwischen 300.000 bis 600.000 Mark. Der Kommentar des Mitarbeiters des Staatssekretariats zur damaligen Situation im Kreis Perleberg lautete: „Man muss sich wundern, dass dieser Kreis so ruhig geblieben ist.“⁴⁹

In den ländlichen Dorfgemeinden des Kirchenkreises Perleberg-Wittenberge konnten sich dabei selbst in der späten DDR noch örtliche Bündnisse über die Kirchengemeinde hinaus bilden, die sich gemeinsam für die Rettung der Kirchengebäude stark machten. Beispiel für solch ein – aus der Sicht der SED und der staatlichen Verwaltung ungewöhnliches – Bündnis war das Zusammengehen von Kirchengemeinde, Rat der Gemeinde und Landwirtschaftlicher Produktionsgemeinschaft (LPG) in dem kleinen Örtchen Lanz im Frühjahr 1988 zum Erhalt des dortigen Kirchturmes. Der Kirchturm in Lanz war aus Holz und prägte auf dem Dorfplatz neben der Kirche die Ortschaft. Ein Gutachten der staatlichen Bauaufsicht hatte ergeben, dass der Holzturm an sich stabil, aber das Turmfundament altersbedingt nicht mehr fest war. Deshalb neigte sich der Kirchturm zusehends, und seine Gründung durch ein neues Fundament war unumgänglich. Der Rat der Gemeinde Lanz

⁴⁸ Einschätzung zu den erreichten Ergebnissen der Staatspolitik in Kirchenfragen vom 6.3.1985; KPr, RAT 1311.

⁴⁹ Auswertung des Lehrganges vom 29.-31.1.1986, ohne Datum; KPr, RAT 1134.

und die örtliche LPG „Friedrich Ludwig Jahn“ unterstützten das kirchliche Bauvorhaben, weil der hölzerne Kirchturm zum Anblick des Dorfes einfach dazugehörte. Die Unternehmung hing „nur“ noch von der Einplanung entsprechender Baubilanzen durch den Rat des Kreises Perleberg ab. Dorthin richtete die Kirchengemeinde Lanz ihr Begehren: „Wir bitten um Ihre Unterstützung zur Erhaltung dieses Kulturdenkmals für unser Dorf und danken Ihnen herzlich dafür.“⁵⁰ Wie erfolgreich die Kirchengemeinde Lanz in ihren Anstrengungen gewesen ist, muss an dieser Stelle unbeantwortet bleiben.

Derweil lieferten die Geschehnisse rund um die ehemalige Gutskapelle in Wolfshagen seit den sechziger Jahren ein drastisches Beispiel für den Zerfall von Kirchengebäuden im Kirchenkreis Perleberg-Wittenberge. Die Kapelle Wolfshagen ist neben der Kirche in Hülsebeck eine von nur zwei Kirchen gewesen, die allen Anstrengungen zum Trotz in dem Kirchenkreis nicht erhalten werden konnte. Die Kapelle Wolfshagen wurde bereits im 16. Jahrhundert errichtet und ging nach dem Zweiten Weltkrieg aus dem Privatbesitz des Adelsgeschlechts zu Putlitz an den Pfarrsprengel Seddin-Wolfshagen. Bereits damals hatte die Kapelle schwere Bauschäden. Bis auf eine Umdeckung des Daches und die Erneuerung einer Wand des Gruftanbaus erfuhr das Kirchengebäude bis in die sechziger Jahre hinein aber keine Renovierung. Die Kapelle stand unter Denkmalschutz, dessen ungeachtet erhielt sie bis Anfang der siebziger Jahre den Charakter einer baulichen Ruine beziehungsweise eines geheimnisumwitterten Spielplatzes mit einer Gruft und einem unterirdischen Gang in das benachbarte Schloss und die nahegelegene Stadt Putlitz. Die Glasfenster der Kapelle gingen durch Vandalismus regelmäßig zu Bruch. Zum Teil wurde ihr Feldsteinfundament aufgebrochen, und die Schulkinder krochen hindurch in das Gebäudeinnere. Um die anhaltende Schändung der Grabstätten zu stoppen, wurde ein letzter Eingang zur Kapellengruft bis 1961 zugemauert. Als entsprechend der örtlichen Bauplanung klar war, dass die Kapelle anders als zunächst befürchtet der Neugestaltung des Ortes und dem Bau einer Straße nicht würde weichen müssen, strengte der zuständige Gemeindekirchenrat Seddin im Juni 1961 gegenüber der Berlin-Brandenburgischen Kirchenleitung eine Renovierung des historischen Kirchengebäudes an. Nach einer Besichtigung vor Ort hielt das Kirchliche Bauamt als notwendige Renovierungsarbeiten im Juli 1961 fest: Ausbesserung des Daches, Erneuerung der Haupteingangstür, Neuansetzung der Eichenpfosten des Fachwerkes, Erneuerung der Tür zur Empore, Ausbesserung der Fenster, Ersetzung des Taufsteins, Neuverlegung des Fußbodens, Ergänzung des Gestühls, Restaurierung von vier Wappenschilden der Adelsfamilie zu Putlitz, Restaurierung der Kanzel, Restaurierung der Ausmauerung des Fachwerkes und Ausmalung des Kircheninneren sowie die eventuelle Installation einer elektrischen Beleuchtung.

⁵⁰ Schreiben, 20.2.1988; ELAB, Kirchliches Bauamt Ost 1950-1993, 63, 69-72.

Doch kirchlicherseits herrschte zum weiteren Umgang mit der restaurierungsbedürftigen Kapelle Wolfshagen alles andere als Einigkeit. So anerkannte beispielsweise die Potsdamer Generalsuperintendentur im Rahmen einer Kirchenvisitation Ende 1968 die besondere Dringlichkeit, die Baufrage des Kirchengebäudes zu lösen – empfahl aber vorbehaltlich der Zustimmung der staatlichen Denkmalpflege den Abriss der Kapelle und einen kleineren Neubau an gleicher Stelle als Mehrzweckgebäude für die örtliche Kirchengemeinde. Auch deshalb wurden zunächst nur wenige Arbeiten zum Erhalt der Kapelle durchgeführt. Im Oktober 1969 hieß es von der staatlichen Denkmalpflege folglich: „Im übrigen macht die Kirche noch einen sehr renovierungsbedürftigen Eindruck.“ Gleichwohl wandte sich die staatliche Denkmalpflege Ende der sechziger Jahre ausdrücklich gegen einen Abbruch der Kapelle, vor allem, weil sie trotz des nahen Neubaublockes noch immer eine architektonische Einheit mit den übrigen Gebäuden des Dorfes bildete.⁵¹

Nach einer erneuten Besichtigung im April 1971 vermerkte das Kirchliche Bauamt dann zur der Kapelle Wolfshagen: „Den Zustand des Gebäudes halten wir im Gegensatz zum Institut für Denkmalpflege Schwerin (...) für schlecht. Es wären erhebliche Mittel notwendig, wenn die Kapelle in einen wirklich guten Zustand gebracht werden sollte. Das Interesse der Denkmalpflege an der Erhaltung des Gebäudes ist zu verstehen. Andererseits ist eine genügend große Gemeinde, die dieses Haus mit Leben erfüllen sollte, nicht vorhanden.“ Deshalb empfahl das Kirchliche Bauamt den Wolfshagener Gemeindegliedern nun, sie sollten für ihre Gottesdienste in eine knapp zwei Kilometer entfernte Kirche ausweichen. Im Einzelnen notierte das Kirchliche Bauamt im April 1971 folgende, besorgniserregende Gebäudeschäden: „Das gesamte Gebäude und stärker noch der Dachverband haben sich nach Osten geneigt. (...) Der größte Teil der Ziegelausfachungen der Giebel, die außen zu einem späteren Zeitpunkt verputzt worden sind, ist innen sehr stark zerfrosen. (...) Eine Neuausmauerung ist notwendig. (...) Die Lagerungen der beiden im Ostgiebel aufgehängten Glocken sind zu überprüfen. (...) Bis zur Beseitigung der Schäden ist das Läuten einzustellen. (...) Fast alle Fenster der Kapelle sind zerstört.“ Weil überhaupt die Standsicherheit des Kirchengebäudes fraglich erschien, empfahl das Kirchliche Bauamt zudem eine erneute Begutachtung durch die Staatliche Bauaufsicht.⁵²

Der Bürgermeister der Gemeinde Wolfshagen drang Ende 1973 derweil darauf, die Kapelle im Rahmen des staatlichen Wettbewerbs „Schöner unsere Städte und Gemeinden – Mach mit!“ abzureißen. Argumente des Bürgermeisters waren, dass das Kirchengebäude keinerlei historischen Wert habe und eher einer vernachlässigten

⁵¹ Schreiben, 12.6.1961; ELAB, o. Sig. Schreiben, 17.7.1961; Ebenda. Aktenvermerk, 9.10.1969; DStA, Pb-E 1389/1475. Visitationsbescheid, 21.12.1968; DStA, Pb-E 275/1261 Generalkirchenvisitation 1968.

⁵² Aktenvermerk, 13.4.1971; ELAB, Kirchliches Bauamt Ost 1950-1993, 63, 300.

Scheune denn einer Kirche gleiche. Der Kirchengemeinde unterbreitete er den Vorschlag, die Kapelle abzureißen und am örtlichen Friedhof statt ihrer eine Baracke für die kirchliche Arbeit zu errichten. Gemeindegemeinderat, der örtliche Pfarrer und der Superintendent des Kirchenkreises gingen auf den Vorschlag zunächst ein. Sie machten aber, um das kirchliche Leben in der Gemeinde aufrechterhalten zu können, die Fertigstellung eines neuen Gemeindefaums aus kirchlichen Mitteln vor dem Abriss der Kapelle zur Voraussetzung. Kurz darauf hieß es staatlicherseits, dass ein Ersatzbau doch nicht von Nöten sei, da die Kirchenmitglieder zum Gottesdienst ja in die Kirche eines Nachbarortes ausweichen könnten. Für den Abriss der Kapelle Wolfshagen wartete man staatlicherseits jetzt nur noch auf deren Herausnahme aus dem Denkmalschutz.⁵³

Der Seddiner Pfarrer Joachim Seehaus, der die Gemeinde Wolfshagen in seinem Pfarrsprengel verwaltete, schilderte die entstandene Situation aus der Sicht der betroffenen Kirchengemeinde im Februar 1974 so: Entgegen den Vorstellungen des Bürgermeisters, der zur „Verschönerung“ des Dorfbildes am Standort der Kapelle einen Parkplatz schaffen wollte, strebte die Kirchengemeinde eine schrittweise Restaurierung und Renovierung ihrer Kirche an. Den von der Gemeindeverwaltung vorgeschlagenen Standort eines Ersatzneubaus in der Nähe des Friedhofes am Ortsrand lehnte die Kirchengemeinde ab. Ihre Auffassung war: „Die Kirche müsse im Dorf sein.“ Die Ortschaft Wolfshagen selber beschrieb der Seddiner Pfarrer angesichts der dort angesiedelten Wirtschaft und der Polytechnischen Oberschule (POS) im ehemaligen Schloss als ein Dorf mit wachsender Bedeutung. Laut Kirchensteuerkartei zählten Mitte der siebziger Jahre noch 70 Prozent der örtlichen Bevölkerung zu den Gemeindegliedern, von den knapp 300 Schülern der örtlichen Schule besuchten knapp 75 die Christenlehre und den Konfirmandenunterricht, die Gottesdienste in der Kapelle hatten bis 1970 immerhin bis zu 20 Besucher gehabt. Nachdem in der Kapelle Wolfshagen keine Gottesdienste mehr stattfanden, suchten die wenigsten Gemeindeglieder den Weg zur Kirche ins benachbarte Seddin. Typisch für die kleinen Dorfgemeinden in der brandenburgischen Provinz war dabei, dass sich in Wolfshagen vor allem ältere Menschen kirchlich engagierten, während die Jüngeren dafür kaum Interesse aufbrachten. Für die Mehrheit der Wolfshagener Gemeindeglieder galt aber der Wunsch, einen Raum für Gemeindeveranstaltungen erhalten und auch neue Formen der kirchlichen Arbeit in der Christenlehre, der Jugendarbeit oder der Elternarbeit probieren zu wollen.⁵⁴ Der Kreiskirchenrat Perleberg-Wittenberge stellte sich damals deutlich hinter das Anliegen der Gemeindeglieder des Pfarrsprengels Seddin, die Kapelle Wolfshagen zu einem örtlichen Gemeindezentrum aufzubauen. Bereits Ende 1972 ermunterte der Kreiskirchenrat die Gemeindeglieder des Pfarrsprengels in einem Visitationsratschlag in diesem Sinne:

⁵³ Schreiben, 7.11.1973; KPr, RAT 1309.

⁵⁴ Schreiben, 12.2.1974; ELAB, 35-IV/A/Perleberg-Wittenberge r 35 adh I/K. 250.

„Die Gemeinde Wolfshagen macht Ihnen und uns große Sorgen. Die Kapelle ist verfallen. Daneben stehen sozialistische Neubauten, in denen viele Familien wohnen. In der zertrümmerten Kapelle ein Gleichnis für den Zustand oder die Aussicht der Kirche Heute und Morgen zu sehen, liegt nahe. Unsere uns aufgetragene Salz- und Lichtfunktion sollte sich aber gerade in Wolfshagen bewähren dürfen.“⁵⁵

Unterdessen setzte die staatliche Denkmalpflege den Rat des Kreises Perleberg im Februar 1976 darüber in Kenntnis: „Auf Ihre Anfrage hin teilen wir Ihnen mit, dass wir keine Möglichkeit für eine weitere Erhaltung der seit Jahren in Verfall befindlichen Kirche zu Wolfshagen sehen. Da nach Ihren Informationen durch die letzten Stürme weitere Schäden eingetreten sind und eine Gefährdung von Menschenleben nicht auszuschließen ist, erheben wir gegen den geplanten Abbruch des Gebäudes keine Einwände.“ Die Denkmalpflege drang einzig auf eine Sicherstellung der kulturhistorisch wertvollen Ausstattung der Kapelle. Tatsächlich hatte das damalige Kreisheimatmuseum in Pritzwalk bereits 1975 einen Großteil der Ausstattung zur sicheren Aufbewahrung und Restaurierung übernommen. Dazu gehörten vier hölzerne Wappenschilde der Adelsfamilie zu Putlitz, vier Helme, vier blecherne Handschuhe und vier Standartenhalter.⁵⁶ Kurz darauf wandte sich der Rat des Kreises Perleberg an den Superintendenten Albrecht Barthel und stellte ihn vor die Wahl, die Kapelle kostenaufwendig zu sanieren oder für den Abriss freizugeben. Für Letzteres wurde der Kirche erneut die Hilfe der Gemeinde Wolfshagen im Rahmen des staatlichen „Mach-mit-Wettbewerbes“ angeboten.⁵⁷

Doch in den folgenden Jahren verkomplizierte sich der „Fall Wolfshagen“ mehr, als dass er sich klärte. Denn sowohl 1976 und wiederholt 1977 ermunterte die Berlin-Brandenburgische Kirchenleitung die örtliche Kirchengemeinde, eine bauliche Instandsetzung der Kapelle anzustrengen. In zähen Verhandlungen informierte Superintendent Barthel zunächst den Rat des Kreises Perleberg, dass die Kapelle Wolfshagen durch die Kirche erhalten werde und sich die Kirchenleitung an der Restaurierung des Kirchengebäudes finanziell beteilige. Gegenüber der Kirchenleitung musste Barthel im Dezember 1976 vertrösten: „Wir würden sofort in Wolfshagen beginnen zu bauen, wenn wir die Baukapazitäten hätten. Seitens des Kreisbauamtes konnten bisher keine Kapazitäten zur Verfügung gestellt werden. Dass es in Wolfshagen nicht weitergeht, liegt nicht an der Kirche.“⁵⁸ Nach einer Besichtigung des Kirchengebäudes durch den Vorsitzenden des Rates des Kreises Perleberg persönlich stellte die staatliche Verwaltung Mitte 1977 die Bereitstellung der notwendigen Baumaterialien und Arbeitskräfte für das kommende Jahr in Aussicht.

⁵⁵ Visitationsratschlag des Kreiskirchenrates an die Gemeinden des Pfarrsprengels Seddin, ohne Datum; DStA, Pb-E 276/1422.

⁵⁶ Schreiben, 10.2.1976; ELAB, Kirchliches Bauamt Ost 1950-1993, 63, 300. Schreiben, 18.7.1975; Ebenda, 35-IV/A/Perleberg-Wittenberge r 35 adh I/K. 250.

⁵⁷ Schreiben, 11.2.1976; KPr, RAT 1308.

⁵⁸ Schreiben, 6.5.1976 und 3.12.1976; ELAB, 35-IV/A/Perleberg-Wittenberge r 35 adh I/K. 250.

Nun zeigte sich aber das Kirchliche Bauamt wegen der zu erwartenden Kosten zögerlich, ein Rekonstruktionsprojekt in Auftrag zu geben. Für die Position des Kirchenkreises Perleberg-Wittenberge mit seiner Gemeinde Wolfshagen hielt der Superintendent damals fest: „Auch der Abriss würde viel Geld kosten, und zwar für ein negatives Geschehen. (...) Wolfshagen ist ein aufstrebendes Industriedorf. Perspektivisch gesehen, spricht alles für die Erhaltung der Kirche.“ Im Juni 1977 bewilligte die Kirchenleitung schließlich eine Baubehilfe in Höhe von 50 Prozent der angenommenen 100.000 Mark zur Restaurierung der Kapelle und erklärte ihre Bereitschaft, durch das Kirchliche Bauamt ein entsprechendes Projekt ausarbeiten zu lassen.⁵⁹ Das erstellte Projekt lehnte die staatliche Verwaltung dann aber 1978 mit der Begründung ab, der geplante Umbau des Kirchengebäudes sei „aus ökonomischen Gründen nicht ratsam“. Damit schien der Abriss der Kapelle Wolfshagen endgültig besiegelt. Dem stimmte auch der örtliche Gemeindegemeinderat unter zwei Bedingungen zu: Die Kirche dürfe am gleichen Standort einen Ersatzbau errichten, und die Abrisskosten der alten Kapelle sollten staatlicherseits getragen werden. Das Kirchengebäude selbst war bis 1978 so sehr verfallen, dass der Einsturz einer Giebelwand auf den benachbarten Schulhof drohte. Sowohl von der staatlichen Bauaufsicht als auch vom Kirchlichen Bauamt war an den Superintendenten Barthel deshalb die Anordnung ergangen, die Glocken der Kapelle zur Gefahrenabwendung abzunehmen.⁶⁰

Mitte des Jahres 1979 waren die Verhandlungen zum Abriss der Kapelle Wolfshagen festgefahren, weil der örtliche Bürgermeister einen kirchlichen Ersatzbau am alten Standort weiterhin verweigerte und der Kirchenkreis die Finanzierung des Abrisses aus Kirchengeldern ablehnte.⁶¹ Von einer Beratung mit dem Bürgermeister der Gemeinde Wolfshagen, Vertretern der staatlichen Bauaufsicht und dem Schulleiter der Schule im Schloss Wolfshagen informierte der Superintendent im März 1980 das Kirchliche Bauamt: „Dass das Gebäude abgerissen werden muss, ist allen Beteiligten klar. (...) Ungeklärt ist die Kostenfrage.“ Nach wie vor waren weder die Gemeinde noch die Kirchengemeinde Wolfshagen bereit, das Geld dafür aufzubringen. Der örtliche Bürgermeister sicherte unterdessen die Bereitstellung schwerer Abrissttechnik zu, sollte der Abriss des Kirchengebäudes genehmigt sein.⁶² Die Kapelle zerfiel inzwischen immer weiter. Der örtliche Gemeindegemeinderat sprach im April 1980 davon, „dass seit Jahren die Kapelle Wolfshagen von Unbekannten geradezu systematisch so zerstört worden ist, dass nunmehr – nachdem alle Initiativen kirchlicherseits zur baulichen Instandsetzung seitens der zuständigen Staatsorgane abgelehnt worden sind – nur noch der Abriss der Kapelle

⁵⁹ Schreiben, 3.6.1977 und 20.6.1977; ELAB, 35-IV/A/Perleberg-Wittenberge r 35 adh I/K. 250.

⁶⁰ Schreiben, 6.1.1979; KPr, RAT 1309. Ebenso; ELAB, Kirchliches Bauamt Ost 1950-1993, 63, 300. Schreiben, 24.11.1978; ELAB, 35-IV/A/Perleberg-Wittenberge r 35 adh I/K. 250.

⁶¹ Schreiben, 20.6.1979; KPr, RAT 1309.

⁶² Schreiben, 28.3.1980; ELAB, Kirchliches Bauamt Ost 1950-1993, 63, 300.

übrig bleibt.“ Mehrfach waren Unbekannte in das Kirchengebäude eingebrochen und hatten auch die Grabstätten im Inneren aufgebrochen.⁶³ Auf Antrag der Kirche genehmigte die staatliche Verwaltung im Frühjahr 1980 schließlich den Abbruch der Kapelle. Die Kirchengemeinde Wolfshagen hatte mittlerweile auch die Idee eines Ersatzneubaus aufgegeben.

Dann aber schien sich eine ganz außergewöhnliche Lösung für den Erhalt des Kirchengebäudes anzubahnen: Ende 1980 informierte Superintendent Barthel die Kirchenleitung und den Rat des Kreises Perleberg über eine Anfrage aus der westdeutschen Stadt Wolfsburg, die Kapelle abzubauen, in Einzelteilen in die Bundesrepublik zu verbringen und dort wieder aufbauen zu wollen. In Braunschweig sollte sie der Evangelischen Studentengemeinde (ESG) zur Verfügung gestellt werden. So wäre das Kirchengebäude – wenn auch nicht in Wolfshagen – erhalten geblieben. Im Februar 1982 zeigte sich die Kirchenleitung offen für die Idee, die Kapellenruine zu demontieren und in die Bundesrepublik exportieren zu lassen, doch der ungewöhnliche Export kam letztlich nicht zustande.⁶⁴

Mitte Mai 1982 drängte auch der Rat des Bezirkes Schwerin gegenüber Bischof Forck und dem Konsistorialpräsidenten Stolpe während eines regionalen Spitzengesprächs auf den Abriss der Kapelle Wolfshagen. Die staatliche Verwaltung bezeichnete das baufällige Kirchengebäude unverhohlen als „Schandfleck“, mit dessen Abbruch mittlerweile auch die Denkmalpflege einverstanden sei. Angesichts der vielfältigen, letztlich aber erfolglosen Anstrengungen die Kapelle zu erhalten, und der Tatsache, dass die betroffene Gemeinde das Kirchengebäude mittlerweile unter Auslage der Kosten hatte abreißen lassen, schrieb Superintendent Barthel im Juni 1982 auf eine entsprechende innerkirchliche Information dazu deutlich verstimmt an die Kirchenleitung: „Es ist schade, dass ich in Schwerin nicht dabei gewesen bin, um zu der Vokabel ‚Schandfleck‘ einiges zu sagen.“⁶⁵ Im Jahr 1982 wurde die Kapelle Wolfshagen also abgerissen. Mehr als 30 Leichname aus der Familiengruft des Adelsgeschlechts zu Putlitz wurden in diesem Zusammenhang exhumiert und auf dem örtlichen Friedhof beigesetzt.⁶⁶

Kirchenkreis Pritzwalk

Mitte der siebziger Jahre hielt die SED-Kreisleitung Pritzwalk folgenden kirchlichen Gebäudebestand für den Kreis Pritzwalk fest: 55 Kirchen, 19 Pfarrhäuser, eine Kapelle, einen Kindergarten in der Stadt Meyenburg mit 40 Plätzen, ein Kir-

⁶³ Schreiben, 17.4.1980; KPr, RAT 1309.

⁶⁴ Monatsbericht über Staatspolitik in Kirchenfragen, 13.1.1981; KPr, RAT 1135 sowie Schreiben, 1.11.1980 und 4.2.1981; ELAB, 35-IV/A/Perleberg-Wittenberge r 35 adh I/K. 250.

⁶⁵ Vermerk über ein Gespräch beim Rat des Bezirkes Schwerin am 12. Mai 1982, 26.5.1982; ELAB, Konsistorium-Ost EKIBB, 35, 1918. Schreiben, 4.6.1982; Ebenda.

⁶⁶ Bericht des Kreiskirchenrates an die Kreissynode Perleberg-Wittenberge, 6.11.1982; ELAB, o. Sig.

chengut in der Ortschaft Rapshagen sowie ein Altersheim mit 15 Plätzen.⁶⁷ Die staatliche Unterstützung zum Erhalt dieser Kirchengebäude war im Kreis Pritzwalk ähnlich gering wie in den Kreisen Kyritz und Perleberg. Als Vorwand dafür meinte der Stellvertretende Vorsitzende für Inneres im Rat des Kreises Pritzwalk gegenüber dem Superintendenten Ulrich Rohr Mitte 1975, dass die Schaffung und der Erhalt von Wohnraum im Mittelpunkt der örtlichen Bauvorhaben stehe. Die Kirchengebäude als sakrale Kultstätten und kulturhistorische Denkmäler litten unter dieser staatlichen Baupolitik.⁶⁸ Im November 1978 musste der Kreiskirchenrat Pritzwalk an die Kreissynode daher berichten: „Der Bauzustand der Kirchen ist zum Teil besorgniserregend.“⁶⁹

Ein Beispiel dafür war die St. Nikolaikirche in der Kreisstadt Pritzwalk. Durch Witterungseinflüsse sowie wild nistende Krähen und Tauben war die Außenfassade der St. Nikolaikirche bereits 1970 so in Mitleidenschaft gezogen, dass wiederholt ziegelsteingroße Teile ausbrachen und herabstürzten. Um Passanten und Kirchenbesucher zu schützen, mussten Bereiche um die Kirche abgesperrt werden. Der Zutritt und die Nutzung des Gotteshauses waren nur über einen Seiteneingang gesichert. Die Bemühungen der Kirchengemeinde gegenüber dem Rat des Kreises Pritzwalk auf Zuteilung staatlicher Baukapazitäten, um den Kirchturm einrüsten, die Schäden an ihm feststellen und ausbessern zu lassen, waren bis dahin erfolglos geblieben.⁷⁰ Zudem musste sich auch die Kirchengemeinde Pritzwalk gegen Vandalismus erwehren. Im Frühjahr 1980 hatten sich Einbrüche und mutwillige Beschädigungen in der St. Nikolaikirche so ausgewachsen, dass der Pritzwalker Pfarrer Stephan Flade schließlich ein Beschwerdeschreiben in Form einer Eingabe an das örtliche Volkspolizeikreisamt richtete. Auf vorausgegangene kirchliche Meldungen zu Einbrüchen und Sachbeschädigungen war seitens der Polizei bis dahin keinerlei Reaktion erfolgt. In seiner Eingabe schilderte Flade den Einbruch von bis zu 15 Kindern und Jugendlichen im Januar 1980 in die Pritzwalker Kirche. Sie richteten durch die Beschädigung der Kirchenorgel, das Zerstören mehrerer Bleiglasfenster, das Demolieren der Tonanlage und den Diebstahl mehrerer Krippenfiguren einen Schaden von bis zu 10.000 Mark an. Dieser Vorfall war kein Einzelfall. Gegenüber der Volkspolizei verwies der Pritzwalker Pfarrer auf folgenden Umstand: „Durch solche Jugendliche hat unser Kirchenkreis schon mehrere wert-

⁶⁷ Jahresanalyse 1974 der kirchenpolitischen Tätigkeit im Kreis Pritzwalk, 14.1.1975; BLHA, Rep. 531, SED-Kreisleitung Pritzwalk, Nr. 700.

⁶⁸ Protokoll über die Aussprache mit Superintendent Rohr anlässlich der Scheckübergabe für die Pfarerberbesoldung, 3.6.1975; KPr, EPK 699.

⁶⁹ Drucksache 8/78 aus dem Bericht des Kreiskirchenrates zum 11. November 1978; DStA, Pw-E 20a/326.

⁷⁰ Schreiben, 25.3.1970; ELAB, Kirchliches Bauamt Ost 1950-1993, 63, 139.

volle Kirchen zerschlagen bekommen, der volkswirtschaftliche Schaden geht da in die Millionen – Alt Krüssow, Schönhagen, Brüggje usw.⁷¹

Im Frühjahr 1982 übermittelte der Rat des Kreises Pritzwalk derweil die für die kommenden Jahre veranschlagten Baukapazitäten für die Erhaltung der Pritzwalker Kirchengebäude an den Rat des Bezirkes Potsdam. In den Jahren 1983 bis 1985 sollten dem Kirchenkreis demnach jährlich staatliche Leistungen in Höhe von knapp 100.000 Mark zur Verfügung gestellt werden. Diese Summe relativierte sich bei ihrer Aufschlüsselung nach den Fachgewerken. So konnte der Kirchenkreis Pritzwalk beispielsweise im Jahr 1983 bestenfalls mit Dachdeckerarbeiten in Höhe von 30.000 Mark, Maurerarbeiten von 14.000 Mark, Zimmererarbeiten von 9.000 Mark, Malerarbeiten von 20.000 Mark oder Glaserarbeiten von 19.000 Mark rechnen. Angesichts des hohen Gebäudebestandes war das der sprichwörtliche Tropfen auf den heißen Stein, zumal die tatsächliche Umsetzung der in Aussicht gestellten Bauleistungen keinesfalls sicher war.⁷² Kreativ bis unverschämt waren unterdessen die Argumente des Stellvertretenden Ratsvorsitzenden für Inneres bei seinen Gesprächen mit den Pfarrern Anfang der achtziger Jahre zu den geringen staatlichen Möglichkeiten, den Erhalt der Kirchengebäude zu unterstützen. Dieser meinte, anders als in westlichen Ländern wäre man in der DDR daran interessiert, die Kirchengebäude unter Aufwendung riesiger Summen zu erhalten. Darauf angesprochen, dass unter anderem der Altar der denkmalgeschützten Dorfkirche in Alt-Krüssow wegen deren Baufälligkeit ausgelagert werden musste, antwortete der Stellvertretende Ratsvorsitzende für Inneres einem verdutzten Pfarrer: Das sei doch ganz praktisch, denn in der Kreisstadt Pritzwalk wäre der Altar nun einem größeren Publikum zugänglich.⁷³

Dass die örtliche Verwaltung die geringen staatlichen Baukapazitäten gegenüber den Kirchenvertretern auch als politisches Instrument einsetzte, belegen die Äußerungen des Stellvertretenden Ratsvorsitzenden für Inneres Mitte 1981 innerhalb der „Koordinierungsgruppe Kirchenpolitik“. Er legte in dem Gremium vor Vertretern der SED-Kreisleitung, der MfS-Kreisdienststelle und des Kreis Ausschusses der Nationalen Front dar, die eingeplante staatliche Baukapazität für das Jahr 1982 im Umfang von knapp 200.000 Mark solle zuerst den Gemeinden zugute kommen, deren Pfarrer im Jahr zuvor an den Wahlen zur Volkskammer und den Bezirkstagen teilgenommen hätten.⁷⁴

Seit Mitte der achtziger Jahre sanken die staatlichen Bauleistungen, die der Kirche in Aussicht gestellt wurden, fortlaufend. Für das Jahr 1987 bat der Stellvertretende

⁷¹ Eingabe, 18.12.1980; BSTU, Ministerium für Staatssicherheit, Bezirksverwaltung Potsdam, OV „Sammelbecken“ IV/1028/85, Bd. III, Bl. 24–25.

⁷² Schreiben vom 2.3.1982; KPr, EPK 573.

⁷³ Zweimonatige Information zu Kirchenfragen, 25.4.1982; KPr, EPK 1432.

⁷⁴ Aktennotiz über die Beratung der Koordinierungsgruppe „Kirchenpolitik“, 23.7.1981; BLHA, Rep. 531, SED-Kreisleitung Pritzwalk, Nr. 904.

Ratsvorsitzende für Inneres des Kreises Pritzwalk den zuständigen Kreisbaudirektor um die Einplanung von gerade einmal 66.000 Mark für den Erhalt der Kirchengebäude. Mit dieser Summe hätten ein größeres und zwei kleinere kirchliche Bauprojekte verwirklicht werden können. Und weil selbst die Aufnahme dieser geringen Summe in die kreislichen Bauplanungen angesichts der schwierigen örtlichen Wirtschaftssituation alles andere als gewiss schien, verwies der Stellvertretende Ratsvorsitzende für Inneres gegenüber dem Kreisbaudirektor darauf: „Es wurden weitaus mehr Dachdecker- und Zimmererkapazitäten für 1987 beantragt. Es handelt sich bei den vorgesehenen Arbeiten um absolute Dringlichkeiten.“ Letztlich wurden der Kirche nur staatliche Bauleistungen in Höhe von 14.000 Mark für drei kleinere Bauprojekte genehmigt.⁷⁵

Doch selbst wenn die Kirche entsprechende Zusagen der örtlichen Verwaltung erhielt, bedeutete dies nicht deren tatsächliche Bereitstellung. Ein internes Arbeitspapier des Rates des Kreises Pritzwalk zeigt, dass dem Kirchenkreis Pritzwalk im Jahr 1986 zwar insgesamt 31.000 Mark für vier kleinere Bauprojekte zugesagt waren – tatsächlich aber nur knapp die Hälfte der Summe zur Verfügung gestellt und nur ein Bauprojekt verwirklicht werden konnte. Als Begründung hieß es innerhalb der staatlichen Verwaltung dazu unter anderem, dass ein örtliches privates Elektrounternehmen seine Aufträge nicht hatte erfüllen können, weil der dort mitbeschäftigte Sohn des Firmenbesitzers seinen Wehrdienst bei der Nationalen Volksarmee (NVA) hatte ableisten müssen. Der so provozierte Ausfall in der örtlichen Wirtschaft hatte nicht kompensiert werden können. Für die 1987 ohnehin geringen Baukapazitäten in Höhe von 14.000 Mark sah es nicht besser aus. Bis November waren lediglich Bauarbeiten im Umfang von 11.000 Mark realisiert. Zu diesem Zeitpunkt hieß es in der örtlichen Verwaltung: „Eine weitere Bereitstellung von Baukapazitäten kann durch das Kreisbauamt nicht erfolgen, da die Betriebe des kreisgeleiteten Bauwesens in den geforderten Gewerken ausbilanziert sind (Maurer, Fliesenleger, Maler, Tischler).“ Ende des Jahres vermerkte man innerhalb des Rates des Kreises dann aber sogar eine leichte Übererfüllung der für die Kirche zunächst zugesagten Baukapazitäten.⁷⁶ Dabei handelte es sich wohlgerne nicht um staatliche Geschenke für die Kirche, sondern lediglich um die örtliche Koordinierung der Bauleistungen, deren Finanzierung der Kirche oblag. Die beschriebene Situation ist daher auch ein Abbild der katastrophalen Lage im Baugewerbe des Kreises Pritzwalk in der späten DDR.

Für das Jahr 1988 beantragte der Stellvertretende Ratsvorsitzende für Inneres gegenüber dem Kreisbaudirektor, für drei Bauprojekte des Kirchenkreises Pritzwalk 90.000 Mark einzuplanen, also deutlich mehr als in den Jahren zuvor. An den

⁷⁵ Schreiben, 14.7.1986 sowie Baukapazitäten für das Jahr 1987, 16.3.1987; KPr, EPK 573.

⁷⁶ Werterhaltungsmaßnahmen, 13.11.1987 sowie Werterhaltungsmaßnahmen an kirchlichen Einrichtungen im Kreis Pritzwalk, 26.3.1987; KPr, EPK 573.

Kreisbaudirektor hieß es vom Stellvertretenden Ratsvorsitzenden ergänzend: „Hierbei ist die Kirche in Lockstädt ein besonders dringendes Objekt, ihre Werterhaltung wird schon seit Jahren angemahnt.“ Bereits im Vorjahr hatte der Stellvertretende Ratsvorsitzende die für die Lockstädter Kirche notwendigen Dachdecker- und Zimmererarbeiten im Umfang von insgesamt 50.000 Mark vergeblich in den Kreisplanungen zu platzieren versucht. Das Kirchliche Bauamt hatte schon weit früher, nämlich im Jahr 1975 von einer Besichtigung der Kirche Lockstädt festgehalten: „Der bauliche Zustand der Kirche ist sehr schlecht, da offenbar seit Jahrzehnten keine Instandhaltungs- oder Instandsetzungsarbeiten durchgeführt worden sind. Hier kommt unter normalen Bedingungen nur eine Generalreparatur oder eine Aufgabe des Gebäudes in Frage.“ Das Kirchendach war undicht, das Gesims aus Backstein war auf einer Länge von mehreren Metern herabgefallen, die hölzerne Deckenschalung und das Deckengebälk waren verwurmt, die Schalung des Turmhelmes war defekt und der Großteil seiner Schieferdeckung abgefallen. Außerdem waren die Bronzestöpsel der Glockenklöppel völlig abgenutzt, so dass Schäden an der Kirchenglocke drohten. Einer Restaurierung des neugotischen Feldsteinbaus aus dem Jahr 1878 stand das Kirchliche Bauamt wegen der zu erwartenden Kosten und der relativ geringen örtlichen Bedeutung der Kirche dabei skeptisch gegenüber. Angesichts des Zustandes der Kirche in Lockstädt verwies das Kirchliche Bauamt aber auf die Verantwortung der Kirche bei möglichen Sach- und Personenschäden, so dass dem weiteren Verfall der Kirche in keinem Fall tatenlos zugeesehen werden konnte. Zumindest müssten die bestehenden Gefahrenquellen beseitigt, Hinweisschilder aufgestellt und das staatliche Bauamt hinzugezogen werden. In den folgenden Jahren wuchsen sich die Bauschäden an der Kirche aus, ohne dass ihre Reparatur absehbar war. Das Kirchliche Bauamt empfahl daher 1977 und wiederholt 1979 den vorsorglichen Abbruch des Kirchturmes, um Personenschäden durch dessen drohendes Zusammenstürzen zu verhindern. Für das Aufbringen eines vollständig neuen Kirchendaches veranschlagte das Kirchliche Bauamt mittlerweile Kosten in Höhe von wenigstens 40.000 Mark. Angesichts dieser enormen Summe war die Zukunft der Lockstädter Kirche Ende der siebziger Jahre ungewiss, und in den folgenden Jahren änderte sich daran nichts. Mitte 1984 forderte dann die staatliche Bauaufsicht den zuständigen Pfarrsprengel Mansfeld aus Gründen der Gefahrenabwendung auf, das marode Kirchdach – insbesondere die lose Schieferdeckung des Kirchturmes – zu reparieren.

Der Kreiskirchenrat Pritzwalk und der zuständige Gemeindekirchenrat Mansfeld sprachen sich in dieser Situation gemeinsam dafür aus, die Kirche in Lockstädt erhalten zu wollen. Daraufhin begannen umfangreiche Bauplanungen zum Erhalt des Gebäudes, in deren Ergebnis Kostenschätzungen von bis zu 50.000 Mark ermittelt wurden. Es folgte das mühselige Unterfangen der Gemeinde Mansfeld, die nötigen Gelder, Baumaterialien und staatlichen Baukapazitäten zu erlangen. Dank ihrer

jahrelangen hartnäckigen Bemühungen erhielt die Gemeinde mehrere Baukostenzuschüsse von der Kirchenleitung, das notwendige Bauholz aus kirchlichem Waldbesitz und über den Rat des Kreises Pritzwalk sowie Kupferblech aus der benachbarten Gemeinde Falkenhagen.

Schließlich bekam der Kirchenkreis Pritzwalk für das Jahr 1988 vom Rat des Kreises Pritzwalk Baukapazitäten für drei Bauprojekte im Umfang von insgesamt 80.000 Mark zugesagt – darunter war auch das Vorhaben zur baulichen Instandsetzung der Kirche Lockstädt. Tatsächlich wurden von den staatlich zugesagten Bauleistungen allerdings nur etwas mehr als 50.000 Mark für zwei Bauprojekte im Jahr 1988 realisiert – darunter war nach mehr als zehn Jahre währenden Anstrengungen immerhin die Instandsetzung der Kirche in Lockstädt.⁷⁷

Für das Jahr 1989 schlug der Stellvertretende Ratsvorsitzende für Inneres des Kreises Pritzwalk vor, drei Kirchenprojekte in die kreisliche Baubilanz aufzunehmen. Darunter war der Kirchturm in der Stadt Putlitz, für den 75.000 Mark Bauleistungen bilanziert werden sollten. Zu dem Putlitzer Kirchturm bemerkte der Stellvertretende Ratsvorsitzende gegenüber dem Kreisbaudirektor: „Es handelt sich hierbei um eine äußerst dringliche Maßnahme, da Einsturzgefahr besteht.“ Der Referent für Kirchenfragen beim Rat des Kreises vermerkte auf seinem persönlichen Exemplar der Planvorlage jedoch kurz und knapp: „Nicht bestätigt!“ Die beschlossenen Baubilanzen des Kreises für 1989 sahen insgesamt nur 40.000 Mark für den Erhalt der Kirchengebäude vor. Für den Putlitzer Kirchturm plante die örtliche Verwaltung nur 15.000 Mark für Zimmererarbeiten anstatt den benötigten 75.000 Mark ein. Der Stellvertretende Ratsvorsitzende für Inneres schrieb dazu hilflos an den Superintendenten Claus Kunert: „Wie bereits mehrfach in den mündlichen Absprachen zum Ausdruck gebracht, sind gegenwärtig keine höheren Anteile möglich.“ Tatsächlich war der Kirchturm in Putlitz ein drastisches Beispiel für den Verfall von Kirchengebäuden in der späten DDR. Der Kirchturm wurde im Mai 1988 wegen massiven Schwammbefalls seiner Holzkonstruktion von der staatlichen Bauaufsicht gesperrt. Der ohnehin schlechte Zustand des Kirchturmes hatte sich auch dadurch verschlechtert, dass die Putlitzer Pfarrstelle vor 1987 für mehrere Jahre

⁷⁷ Vorbereitung der Baubilanzen für das Jahr 1988 an kirchlichen Einrichtungen, 9.6.1987, Vorinformation zu Werterhaltungsmaßnahmen an kirchlichen Gebäuden für das Jahr 1988, 28.10.1987, Bilanzierte Werterhaltungsmaßnahmen an kirchlichen Gebäuden für das Jahr 1988, 18.1.1988 sowie Realisierung der Werterhaltungsmaßnahmen an kirchlichen Einrichtungen des Kreises Pritzwalk im Jahre 1988, ohne Datum; KPr, EPK 573. Aktenvermerk über eine Besichtigung der Kirche in Lockstädt, 23.6.1975; DStA, Sanierung der Kirche in Lockstädt 1975-1988, Mf 113/102. Aktenvermerk über die Besichtigung der Kirche in Lockstädt, 25.5.1977; Ebenda. Aktenvermerk über eine weitere Besichtigung der Kirche in Lockstädt, 8.10.1979; Ebenda. Schreiben, 5.7.1984; Ebenda. Aktenvermerk über eine weitere Besichtigung der Kirche in Lockstädt, 21.9.1984; Ebenda. Beschluss, Gemeindegemeinderat, 26.10.1984; Ebenda. Schreiben, 17.9.1985; Ebenda. Schreiben, 22.1.1987; Ebenda. Schreiben, 7.2.1987. Schreiben, 22.10.1987; Ebenda. Schreiben, 8.1.1988; Ebenda.

vakant gewesen ist. Einen Pfarrer als zuständigen Bauherren hatte es damit nicht gegeben.⁷⁸

Superintendent Kunert veranschlagte für den Kirchenkreis Pritzwalk Mitte 1989 gegenüber dem Rat des Kreises Pritzwalk für die kommenden Jahre notwendige Instandsetzungsarbeiten an 22 Kirchengebäuden im Kreis in Höhe von mehr als einer Million Mark. Verglichen mit den staatlich bewilligten Baukapazitäten der Vorjahre hätten sich diese Arbeiten knapp 20 Jahre bis weit über das Jahr 2000 hingezogen. Aus der Vielzahl kleinerer Baumaßnahmen stach dabei die Sanierung des Putlitzer Kirchturms heraus, für die Kosten von 250.000 Mark angenommen wurden. Angesichts des über die Jahre aufgelaufenen Instandsetzungsbedarfs und der realistischen Einschätzung der örtlichen Möglichkeiten betonte Superintendent Kunert gegenüber dem Rat des Kreises: „Kleinere Reparaturen werden wir, wie in den letzten Jahren üblich, über Feierabendbrigaden (...) erledigen lassen.“⁷⁹

Trotz aller Schwierigkeiten, die die Kirche bis in die späte DDR hinein für den Erhalt ihrer Gebäude auch im Kirchenkreis Pritzwalk zu meistern hatte, hieß es innerhalb der örtlichen Verwaltung zu einzelnen Gemeinden anerkennend: „Das Umfeld der Kirche und des Pfarrhauses machten einen recht gepflegten Eindruck.“⁸⁰

Ein Erfolgserlebnis war, als in der Gemeinde Wilmersdorf des Pfarrsprengels Heiligengrabe im September 1983 die Kirchweihe unter dem Motto „Stunde der frohen Botschaft“ gefeiert werden konnte. Die Gemeindeglieder hatten ihre Kirche renoviert und für die Kirchenarbeit wieder nutzbar gemacht. In einem Festgottesdienst hielt der Potsdamer Generalsuperintendent Günter Bransch die Predigt. Nicht weniger als rund 120 Gäste nahmen daran und an der anschließenden Kaffeetafel in der örtlichen Gaststätte teil.⁸¹

Über die Kirchengebäude hinaus war der Erhalt beziehungsweise die Modernisierung der Pfarrhäuser eine große Herausforderung für die evangelische Kirche in der DDR. Das galt in der Berlin-Brandenburgischen Landeskirche in besonderer Weise für die Dorfgemeinden, wo eine große Zahl mehr als einhundert Jahre alter Pfarrhäuser stand. Fehlende zentrale Wasserversorgung und Abwasserentsorgung waren hier bis über die sechziger Jahre hinaus keine Seltenheit. Zum Pfarrhaus in der kleinen Dorfgemeinde Reckenthin im Kirchenkreis Pritzwalk hieß es beispielsweise schon im Mai 1957: „Das Pfarrhaus in Reckenthin ist in einem sehr schlechten baulichen Zustand, da es außerordentlich feucht ist. Diese Feuchtigkeit rührt in

⁷⁸ Vorschlag Baubilanzen für das Jahr 1989 an kirchlichen Gebäuden und Einrichtungen, 29.6.1988, Überprüfung des Glockenturms der Kirche in Putlitz, 30.5.1988, Auflagen betr. Glockenturm der Kirche zu Putlitz, 6.6.1988, Schreiben, 23.9.1988 sowie Information zu vorgesehene Baubilanzen an kirchlichen Gebäuden für das Jahr 1989, 25.11.1988; KPr, EPK 573. Zweimonatsbericht für den Zeitraum Juni/Juli 1988, 20.6.1988 (sic!); BLHA, Rep. 401, Rat des Bezirkes Potsdam, Nr. 21450.

⁷⁹ Antrag auf Baubilanzen zur Werterhaltung für die Jahre 1991-1995, 16.6.1989; KPr, EPK 573.

⁸⁰ Aktennotiz über das Gespräch mit dem Pfarrer (...) in Dahlhausen am 19.4.1988; KPr, EPK 1458.

⁸¹ Zweimonatige Information zu Kirchenfragen, 28.9.1983; KPr, EPK 1432.

erster Linie daher, dass das Dach nur mit einem Pappdach versehen ist und keine Dachrinne hat, sodass das gesamte Traufwasser vom Mauerwerk nicht richtig abgeleitet wird.“ Durch seine ungünstige Lage im Dorf wurde das Pfarrgrundstück samt Pfarrhaus bei Regenwetter regelmäßig unter Wasser gesetzt. Als eine Folge dessen musste die Außenfassade des Pfarrhauses neu verputzt und ausgebessert werden. Darüber hinaus bedurfte jedes einzelne Zimmer einer gründlichen Renovierung. Die einfachen Fenster ließen keine vernünftige Beheizung des Hauses zu, die Öfen waren zum Teil ausgebrannt, zum Teil zu klein für ihre Zwecke. Das Pfarrhaus besaß 1957 weder eine Wasseranlage, noch ein Badezimmer, die renovierungsbedürftige Waschküche war im benachbarten Stall eingerichtet.⁸² Auch diesem Zustand des Pfarrhauses war es geschuldet, dass die Pfarrstelle seit 1968 unbesetzt blieb. Im April 1987 hieß es vom Kirchlichen Bauamt zu dem knapp einhundert Jahre alten Pfarrhaus in Reckenthin dann: „Die gesamte haustechnische Ausstattung ist zum Teil überaltert, zum Teil desolat. Die Sammelgrube für die Abwässer befindet sich im Bereich des Grundwassers und somit ist die Bewohnbarkeit des Hauses nicht gewährleistet. (...) Aus baulicher Sicht kann die Wiederbesetzung dieser Pfarrstelle nicht empfohlen werden.“ Auch eine grundlegende Restaurierung des Pfarrhauses hielt das Kirchliche Bauamt wegen seines schlechten Zustandes und seiner ungünstigen Ortslage für nicht gerechtfertigt. In solchen Fällen blieb der Kirche nicht viel mehr als die Aufgabe des Pfarrhauses übrig.⁸³ Einen authentischen Einblick in die Wohnverhältnisse eines Pfarrers auf dem Lande gab der Mertensdorfer Pfarrer Christoph Telschow im Oktober 1988 vor der Kreissynode. In einem „Blick zurück“ ließ Telschow damals seine mehr als zwei Jahrzehnte währende Tätigkeit im Pfarrsprengel Mertensdorf Revue passieren. Die Eindrücke, als der damals 25jährige gemeinsam mit seiner Ehefrau im Oktober 1966 erstmals in seinen Pfarrsprengel kam, schilderte er so: „Es war an einem trüben Herbsttag. Je näher wir kamen, umso einsamer und verwunschener wurde die Landschaft. Die Dörfer waren in ein warmes Rot getaucht – Ziegelbauweise, noch viel Fachwerk.“ Nach der freundlichen Begrüßung durch den Superintendenten August-Wilhelm Rathmann in der Kreisstadt Pritzwalk folgte eine erste Fahrt in das knapp zwölf Kilometer entfernte Mertensdorf und die Besichtigung des dortigen Pfarrhauses. An diese Hausbesichtigung erinnerte sich Christoph Telschow auch noch mehr als 20 Jahre später: „Die Besichtigung des Pfarrhauses war beklemmend: feucht, muffig, dunkel, keine Wasserleitung, ‚Herzchenklo‘ im Stall.“⁸⁴ Mit großem Einsatz restaurierten und modernisierten Pfarrer Telschow und seine Gemeinde in den folgenden Jahren das Pfarrhaus in Mertensdorf.

⁸² Bericht, 20.5.1957; ELAB, Kirchliches Bauamt Ost 1950-1993, 63, 208.

⁸³ Aktenvermerk, 17.6.1987; ELAB, Kirchliches Bauamt Ost 1950-1993, 63, 208.

⁸⁴ Christoph Telschow: „Ein Blick zurück – Mertensdorf 1966-1988.“ Vortrag vor der Kreissynode Pritzwalk am 29.10.1988; Privatarchiv Telschow.

Anders erging es dem alten Pfarrhaus in Fachwerkbauweise in Falkenhagen. Seinem katastrophalen baulichen Zustand geschuldet musste das Pfarrhaus aufgegeben werden. Die Gemeinde Falkenhagen konnte sich aber über den Pfarrhausneubau eines Fertigteilhauses freuen, das im Rahmen eines zentralen Bauprogramms der evangelischen Kirche in der DDR errichtet wurde. Bereits im Februar 1970 hatte das Pfarramt Falkenhagen mit seinem Pfarrer Ulrich Schlabach beim Rat des Kreises Pritzwalk die Errichtung dieses Fertigteilhauses beantragt. Die örtliche Verwaltung verschloss sich dem kirchlichen Bauvorhaben nicht grundsätzlich, machte ihre Zustimmung aber vom Umfang der staatlicherseits bereitzustellenden Baukapazitäten abhängig. Entsprechend wandte sich der Falkenhagener Pfarrer an das Kirchliche Bauamt: „Bitte halten Sie die Angaben der Höhe der vom Kreis zur Verfügung zu stellenden Baukapazitäten möglichst niedrig. So würde sich die Aussicht auf Genehmigung erhöhen. Die Baulage hier ist zur Zeit sehr angestrengt (...).“ Der Falkenhagener Pfarrer, der seinen Pfarrsprengel bis dahin von auswärts betreuen musste, war von der Aussicht auf ein neues Pfarrhaus natürlich begeistert. Als Eigenleistung der Gemeinde Falkenhagen kündigte er gegenüber der Kirchenleitung im Februar 1970 an, man werde die Baugrube und die Abwassergrube ausheben. Bis zu sechs Maurer, zwei Stellmacher und mehrere Zimmerleute einer örtlichen Firma sah der Pfarrer als Facharbeiter an seiner Seite, um mit möglichst vielen Eigenleistungen den staatlichen Beitrag niedrig zu halten und das Bauvorhaben nicht daran scheitern zu lassen.⁸⁵

Im April 1970 hielt das Kirchliche Bauamt in einem Aktenvermerk die Dringlichkeit fest, eines von insgesamt fünf zur Verfügung stehenden Fertigteilhäusern in der Gemeinde Falkenhagen als neues Pfarrhaus zu errichten. Hintergrund war, dass die Landeskirche im Rahmen mehrerer Teilprogramme seit 1967 über das DDR-Außenhandelsunternehmen LIMEX jeweils fünf Fertigteilhäuser an Standorten ihrer Wahl errichten lassen konnte, die von der westdeutschen Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) finanziert wurden. Die Abwicklung dafür übernahmen die Innere Mission und das Hilfswerk der Evangelischen Kirchen in der DDR. Für die DDR war dieses kirchliche Bauprogramm ein devisenträchtiges Geschäft, weil die Kirche sämtliche Bauleistungen in der DDR mit Valutamark, einem Äquivalent der westdeutschen D-Mark beglich. Im Rahmen des seit 1967 mittlerweile dritten Teilprogramms sollte nun also auch in Falkenhagen ein Fertigteilhaus als neues Pfarrhaus entstehen. Zum alten Falkenhagener Pfarrhaus hieß es innerhalb der Kirchenleitung ungeschönt: „Die Rekonstruktion des ruinösen, baupolizeilich bereits gesperrten Pfarrhauses hat sich seit Jahren als nicht möglich erwiesen.“ Ein Neubau des Falkenhagener Pfarrhauses war aber nötig, weil die Pfarrstelle bereits 1969 mit dem Pfarrer Ulrich Schlabach neu besetzt worden war. Ein Neubau schien zudem

⁸⁵ Schreiben, 25.2.1970, Schreiben, 14.6.1972; ELAB, Konsistorium-Ost, 35-IV/A/K 228/Pritzwalk c 31 a II.

möglich, weil die örtliche Verwaltung dazu eine Standortgenehmigung für den Pfarrgarten in unmittelbarer Nähe zu dem alten Pfarrhaus erteilt hatte.

Tatsächlich setzte die Kirchenleitung den Neubau des Falkenhagener Pfarrhauses Mitte April 1970 auf eine interne Prioritätenliste für das Fertigteilhausprogramm. Nur kurz darauf schien der Falkenhagener Neubau aber ernsthaft gefährdet. Der Prignitzer Standort für eines der begehrten Fertigteilhäuser wurde von einzelnen Mitgliedern der Kirchenleitung in Frage gestellt, weil man dort zeitgleich auf der Suche nach einem geeigneten Ruhestandssitz für den Cottbuser Generalsuperintendenten und Verwalter des Bischofsamtes Günter Jacob gewesen ist. Deshalb wurde der Neubau des Falkenhagener Pfarrhauses Mitte Mai 1970 kurzerhand wieder von der Prioritätenliste gestrichen und stattdessen der Bau eines Ruhestandssitzes für Jacob im idyllischen Bad Saarow ergänzt. In einem Schreiben an den Konsistorialpräsidenten Willi Kupas vom September 1970 waren folgende fünf Standorte für die Errichtung je eines Fertigteilhauses benannt: Prenzlau, Lychen, Grabow, in Kyritz als Forsthaus der kirchlichen Waldgemeinschaft und in Bad Saarow als Ruhestandssitz für Günter Jacob. Die entscheidenden Kriterien zur Standortwahl der modernen Fertigteilhäuser wie der jeweilige Stand des Genehmigungsverfahrens, die Wirtschaftlichkeit des Baus oder die ausgewogene Bautätigkeit der Landeskirche in ihren verschiedenen Regionen bewirkten letztlich aber, dass am Standort Falkenhagen ein Fertigteilhaus als neues Pfarrhaus errichtet wurde. Neben dem zwischenzeitlich angedachten Ruhestandssitz in Bad Saarow wurde auch das Forsthaus in Kyritz dagegen nicht in das kirchliche Bauprogramm aufgenommen. Im Sommer 1971 war damit die Entscheidung gefallen, dass ab 1972 bis 1975 ein neues Pfarrhaus in Falkenhagen entstehen sollte. Geplant war dafür die Errichtung eines Dreieinhalb-Zimmer-Einfamilienhauses, das unter anderem über eine moderne Warmwasser-Heizungsanlage verfügte.⁸⁶

In Abänderung des vorgegebenen Typen-Fertigbaus setzte der Falkenhagener Pfarrer Ulrich Schlabach als Bauherr die Vollunterkellerung und den Ausbau des Dachgeschosses für das neue Falkenhagener Pfarrhaus durch. Praktischerweise konnten so in den Kellerräumen ein Gemeinderaum und ein Amtszimmer sowie unter dem Dach weiterer Wohnraum gewonnen werden. Zugleich bedeuteten diese Abänderungen aber auch die Verteuerung des Baus und die Verschiebung des ursprünglich erstellten Bauablaufplanes ab dem September 1972. Neue Projektierungen und Bauanträge führten dazu, dass die vom Rat des Kreises Pritzwalk zunächst für 1972 bewilligten Baukapazitäten für Dachdecker, Dachklempner, Elektro-, Sanitär- und Heizungsinstallation sowie Maler verfielen und für 1973 erneut erlangt werden mussten. Gemeinsam mit seinem Vater packte der Falkenhagener Pfarrer beim Bau des neuen Pfarrhauses tatkräftig an, half die Baugrube herrichten, das

⁸⁶ Schreiben, 8.4.1970, Schreiben, 15.4.1970, Schreiben, 6.5.1970, Schreiben, 14.5.1970, Aktenvermerk, 4.9.1970, Schreiben, 10.9.1970, Schreiben, 30.8.1971; ELAB, Konsistorium-Ost, 35, 700.

Fundament legen und den Dachstuhl zimmern; er führte die Erdarbeiten für den Wasseranschluss durch, transportierte Bauholz an, baute das Dachgeschoss aus, errichtete die Abwasseranlage und vieles mehr. Bauliche Hilfe kam auch von den örtlichen LPG'n, die Baumaschinen zur Verfügung stellten. Ein Schreiben der Kirchenleitung an den Potsdamer Generalsuperintendenten Horst Lahr aus dem Frühjahr 1973 gab einen Einblick in das anstrengende Unternehmen, unter den wirtschaftlichen und politischen Vorzeichen der DDR in den siebziger Jahren einen Pfarrhausneubau anzugehen. In dem Schreiben hieß es: „Ich meine, man sollte doch Herrn Pfarrer Schlabach beruhigen und auf die Schwierigkeiten hinweisen, die bei der Durchführung von Bauvorhaben überhaupt entstehen und mit denen man eben bei Beginn gerade eines solchen Bauvorhabens (Abänderung eines Typenbaus) rechnen muss. Man sollte ihm Mut machen, nicht zu resignieren.“⁸⁷

Das neue Falkenhagener Pfarrhaus war Mitte 1974 bis auf den Innenausbau fertiggestellt. Gegenüber dem Referenten für Kirchenfragen beim Rat des Kreises Pritzwalk gab Pfarrer Schlabach damals an, die genauen Kosten für das Haus kenne er nicht – sie würden sich aber zwischen 100.000 und 130.000 Mark bewegen.⁸⁸ Anfang Dezember 1974 erfolgte schließlich die Abnahme des neuen Pfarrhauses vom ausführenden Bauunternehmen sowie dessen Übergabe an die Innere Mission und das Hilfswerk. Von der Inneren Mission ging das fertiggestellte Haus dann in den Besitz der Kirchengemeinde Falkenhagen über. In aufrichtiger Freude, das Bauprojekt erfolgreich abgeschlossen zu haben, schrieb der damalige Direktor der Inneren Mission an den Falkenhagener Pfarrer im Januar 1975: „Schließlich wünschen wir allen Beteiligten, vor allem Ihnen mit Ihrer Familie, als Nutzer des Hauses an dem neuen Gebäude recht viel Freude.“

Trotz aller Abänderungen des Typenbaus sowie der damit verbundenen planerischen und baulichen Schwierigkeiten war das Pfarrhaus Falkenhagen mit großem zeitlichen Abstand das erste abgeschlossene Bauprojekt im Rahmen des oben dargestellten dritten Teilprogramms für die Errichtung solcher Fertigteilhäuser in der DDR. Das ging vor allem auf das ungewöhnliche Engagement des Falkenhagener Pfarrers und seines Vaters zurück, die die Fertigstellung des Hausbaus maßgeblich vorantrieben.⁸⁹ Im Frühjahr 1975 berichtete Schlabach dem Referenten für Kirchenfragen des Rates des Kreises Pritzwalk, parallel zu seinem übrigen Arbeitspensum als Pfarrer gemeinsam mit seinem Vater nicht weniger als 4.000 Arbeitsstunden an Eigenleistung für die Errichtung des neuen Pfarrhauses erbracht zu haben.⁹⁰ Trotzdem waren durch die Projektänderungen zur Vollunterkellerung und zum Dachausbau Mehrkosten in Höhe von knapp 30.000 Mark für die Gemeinde

⁸⁷ Schreiben, 5.4.1973; ELAB, o. Sig. Schreiben, 15.5.1973; Ebenda. Schreiben, 3.5.1974.

⁸⁸ Über die Aussprache mit Pf. S., Kuhsdorf am 4.7.1974; KPr, EPK 699.

⁸⁹ Schreiben, 2.1.1975; ELAB, o. Sig. Vermerk, 17.9.1980; ELAB, Konsistorium-Ost, 35, 2628.

⁹⁰ Bericht über die Aussprache mit Pf. Schlabach, Falkenhagen, 26.3.1975; KPr, EPK 699.

Falkenhagen entstanden. Durch mehrere Anträge der Gemeinde auf Baubeihilfe konnte die Kirchenleitung diese Mehrkosten übernehmen.⁹¹ Als Baukosten für das neue Falkenhagener Pfarrhaus kamen 141.000 Valuta-Mark hinzu, die über die Innere Mission und das Hilfswerk der Evangelischen Kirchen in der DDR abgerechnet wurden. Für die Errichtung aller 15 Fertigteilhäuser der ersten drei Teilprogramme entstanden der Inneren Mission und dem Hilfswerk der Evangelischen Kirchen in der DDR bis 1981 Baukosten in Höhe von insgesamt mehr als 1,7 Millionen Valuta-Mark.⁹²

Schluss

Die Situation in den drei evangelischen Kirchenkreisen Kyritz-Wusterhausen, Perleberg-Wittenberge und Pritzwalk in den siebziger und achtziger Jahren in der DDR ähnelte sich sehr. Die drei Prignitzer Kirchenkreise standen vor großen Herausforderungen: Ihre Mitgliederzahlen sanken rapide, obwohl der Anteil der Kirchenmitglieder an der Gesamtbevölkerung mit Blick auf die Situation in der Landeskirche bis zuletzt relativ hoch blieb. Personalmangel zog zahlreiche vakante Pfarrstellen nach sich. Das erschwerte die traditionelle kirchliche Arbeit, führte gleichzeitig aber auch zu einer größeren Aufgeschlossenheit gegenüber neuen Formen der kirchlichen Arbeit. Wegen geringer Möglichkeiten der Bauwirtschaft in den Kreisen und einer unfreundlichen Politik der staatlichen Verwaltung waren die drei Kirchenkreise beim Erhalt ihrer Gebäude im Wesentlichen auf sich selber angewiesen – also auf die Unterstützung der Kirchenleitung, das Engagement der Gemeindeglieder und Hilfeleistungen aus der evangelischen Kirche in der Bundesrepublik. In vielen Fällen hat es kirchlicherseits kreative Lösungen für die anfallenden Baufragen gegeben. Und oftmals wuchs die betroffene Gemeinde an den zu lösenden schwierigen Aufgaben enger zusammen. Insofern war der Erhalt der Kirchengebäude im ostdeutschen Teilstaat in ganz besonderer Weise mit dem Gemeindeaufbau verbunden.

Insgesamt aber war die Situation für die Kirche beschwerlich und der langfristige Erhalt ihrer Bausubstanz litt beträchtlich. In mehreren Fällen mussten die drei Kirchenkreise Kirchen oder Pfarrhäuser aufgeben. Die staatliche Verwaltung versuchte diese Situation auszunutzen, indem sie vermeintlich loyale Pfarrer bei der Bereitstellung von Baumaterial und Arbeitskräften bisweilen bevorzugt behandelte. Insgesamt ließ sich die Kirche jedoch nicht vom Staat kaufen. Bis Ende der achtziger Jahre nahm der Investitionsbedarf an den Kirchengebäuden stetig zu – allein im Kirchenkreis Pritzwalk betrug er zuletzt mehr als eine Million Mark. Diese Summe erschien angesichts der geringen Möglichkeiten der örtlichen Bauwirtschaft umso

⁹¹ Schreiben, 1.2.1975; ELAB, o. Sig.

⁹² Liste, 16.10.1980; ELAB, Konsistorium-Ost EKIBB, 35, 2628.

dramatischer. Deshalb gilt: Für viele Gebäude wie für die Gemeinden der evangelischen Kirchenkreise Kyritz-Wusterhausen, Perleberg-Wittenberge und Pritzwalk war das Ende der SED-Diktatur in der DDR der Anfang eines Neubeginns.

Der Autor:

Historiker (M.A.), studierte Neueste Geschichte, Politikwissenschaft und Philosophie in Halle und Berlin. Seit 2006 als selbständiger Historiker diverse Publikations- und Ausstellungsprojekte zur DDR-Geschichte und zur deutschen Einheit. Ab März 2014 Stipendiat der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur mit einer Promotionsarbeit zur Geschichte des Kernkraftwerkes Rheinsberg bei Prof. Dr. Patrick Wagner an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg.



Abb. 1: Kapelle in Wolfshagen (Aufnahme von 1974).
Vorlage: Domstiftsarchiv Brandenburg, Pb-E 1387/1116, Bl. 9.

[Anzeige Kobelius]

UWE CZUBATYNSKI

Plattdeutsch in Quitzöbel. Drei Predigten aus den Jahren 2012 bis 2014

Predigt zum Gottesdienst am 19. August 2012 (Nr. 395)

Themenpredigt *en dialogue* in Anlehnung an Epistel und Evangelium.

Uwe: De Gnaod van uns' Herrn Jesus Christus un de Leew van Gott un de Hillig Geist wääs alltied müt ju, Amen! Leewe Lüü, nu is dat so wiet, dat de School werr' anfangen deiht. De Kinner un de Öllern seggen: Nu is de beste Tied van't Jaohr verbie. Un wat is de beste Tied? Dat is de Urlaub. All Lüü, de arbeiten mütn, töwen up ehrn Urlaub. Dat meist is schon all lang plant: Wo sall ditt Jaohr de Reis' henjaohn? Wecker ut de Fründschapp mütn wi ditt Jaohr besöken? Wat för een Quartier sall dat sint? Un wat willn wi in düsse Tied allens ankieken un maoken? Dat Auto werd noch kott vörrer wascht un sauber maakt. De Koarten werrn dörchkäken, wat nu de richtig Wech is. Un denn kunn dat los gaohn.

Cordula: Nee, nee, so geht dat nich! Toerst mütn noch all de Taschen un Kuffer packt werrn. Un wecker maakt to Huus allens klaor? De ganze Wäsch maakt sick nich von alleent. Ook 'n bütschen wat to äten un drinken för unnerweijens mütt inpackt werrn. Un mittenmank sitten de Kinner un sünd schon bannig upräägt. De meist Arbeit bliwwt bi de Frugenslüü hängen. Dit un dat is noch to maoken, dat wi ja keen Ruh nich hemm. Un denn fiern se noch rundum in allen Dörpern un willn Koken hemm un Tokiekers för't Sommerfest un Storchenfest un Schützenfest un wat weet ick nich allens. Eijentlich is gor keen Tied förn Urlaub dor.

Uwe: Jo, so is dat hüüt. De Tied is knapp bi jung un old. Wenn de Urlaubstied ran is, sünd de grooden Straoten all vull mit Autos. Un de Kopp is noch vull müt Arbeit. So is mi dat männigmaol ook jaohn: De ersten twee, dree Dach sünd noch keen Urlaub. Dor spöken noch de Jedanken von to Huus dörch'n Kopp. Denn findst' keen Ruh nich. Wi bruken een bütschen Tied, ehr wi runnerkaom un affschalten. Denn erst hemm wi wat von den suer verdeenten Urlaub. Wenn't all jood jeiht, hemm wi to Huus ook werr Lust to arbeiten un wat neiet antogriepen.

Cordula: Nu is dat öwer ook so: Vööl Lüü kriejen sick dat Striejen, wenn se in'n Urlaub sünd. Dor is dat janz ejaol, of se wiet wech an't Mittelmeer flogen sünd orrer fast noch to Huus hocken. In düsse Tied klucken all denn leewen langen Dach tosamm, un dat is jefährlich. Eener will dit maoken, de ännern will dat maoken, un för'n drüdden is dat allens langwielig. Denn duert nich lang, un de Ruh' is dohen.

Un wenn du wat unnernehmen deihst, kost' dat ook noch vööl Jeld. Nischt is also müt Utreujen, allens is stressig. Dat is also wohr, wenn dat heet: To Huus is't am allerbest!

Uwe: Na, ick weet nich. Dat is doch bannig nörig, dat wi maol wat änners to sehn kriejen. Sönn Tapetenwessel aff un to is doch ne fiene Sach. Ook in ollen Tieden hemm de Lüü seggt: Wenn eener een Reis' maakt, denn kann he wat vertelln. Öwer wenn ick dat so recht bedenken do, löppt doch hüttodaogs in uns' Welt wat verkehrt. De Minschen jaogen hinner ehr Glück her as de Düwel hinner de leewe Seel. Toerst willn se groot wat verdeen' un rackn sick wer weet wat aff. Un dunn bill'n sick in, dat se Biller rutstäken könn'. De Arbeit steiht baobenan, un denn erst kümmp de ännern Kraom. Dat is so richtig de düütsche Aort: Erst mütt dat Huus un de Hoff ferrig sint, un denn kümmp dat Vergnöjen. Dor bliwwt denn keen Tied mehr för wat änners. Un sowat sall nu dat Glück sint? Dat is doch de Nöm't nich wert.

Cordula: Dat is doch so, as wi dat vörrer in de Epistel hüürt hemm: Ut Gnaod warden ji selig, wenn ji Glowen hebben, un nich ut ju eigen Macht. Gott mütt et ju schenken [Epheser 2, 9-10]. Dat Glück up't Eer is man noch 'n bütschen wat änners as de Seligkeit. Öwer dat is för alle Minschen wichtig to weeten: Wi könn' nich allens sülfst maoken. Un wenn wi noch so vööl fromme Sachen maoken, tählt dat nich bi Gott. Jesus seggt dat in sien Glieknis so: Wecker sülwst hoch von sick hölt, de werdd daolsett warden, öwer wecker sick sülwst trüchsett, de werdd höger sett' warden [Lukas 18, 14]. Un wenn wi noch so vööl Jeld hemm un uns bannig affmarachen, hemm wi dat Glück nich 'pacht.

Uwe: Ick glöow man, dat mütt'n wi janz luud seggen. Süss verstaohn dat die Querköppe nich, de wi öwerall to sitten hemm. Tied hemm se jo nich, sönn dachs in't Kirch to jaohn. Öwer dat geiht doch all Lüü an, wat se ut ehr Läwen maoken willn. Un in't School lehrn se dat nich, wat dat heet, tofreenen to sint. Dor bruken wi janich vööl dato, ok wenn de Kiekschapp all Nääs lang wat änners seggt. Denn wat kriejen wi in't Werbung to hörn? Hier jiwwt wat Neiet, un dor jiwwt wat Neiet, un dat müttst du ook noch hemm un köpen. Nee, as dat nich vööl gewen hatt, as dat knappe Tieden west sint, sint de Lüü ook tofreenen west.

Un so glöow ick: För uns' Läwen is dat wichtig to weten, dat Gott uns leew hat. Dat mütt'n wi de Grooten seggen, de dat verjäten hemm. Un dat mütt'n wi de Lütten bibringen, de dat noch nich weten. Dat Nei Testament seggt: Müt Christus sünd wi werr lebennig maakt. Wecker dat weet un all Daog in sien' Hert hat, de is schon in *düsse* Welt selig. Amen.

Predigt zum Gottesdienst am 25. August 2013 (Nr. 400)

Text: 1. Johannes 4, 7–12 (Epistel) und Lukas 10, 25–37 (Evangelium).

De Gnaod van uns' Herrn Jesus Christus und de Leew van Gott un de Hillig Geist wäas alltied müt ju, Amen. Leewe Frünn, van denn Apostel Johannes giff dat een lütte Jeschicht', de nich nur to'm Schmunzeln un Gnöckern is: Düsser Johannes, de noch Jesus sülw's kennliehrt hatt, is bannig old wordn. Sien Läwen lang is he 'n rechter Köster west un hett wierersegt, wat he van Jesus hüürt und wusst hett. He is ook sowat as'n Bischoop west un hett Böker un Breef' an de iersten lütten Jemlein' schräwen. Öwer up sien ganz ollen Dag' is he nich mehr ganz klaor in'n Kopp west. Un as dat de ollen Lüü denn männigmaol doon, hatt he ümmer dat-sülvst för sick hennbrabbelt. Dunn hatt he seggt: Mien Kinner, ji salln ju leew hemm! Wat änners is em nich mehr infalln, nur düsset eene Woort: Kinner, ji salln ju leew hemm!

Hüüt seggn wi to düsse Lüü, dat se dement sünd. Wi weeten, dat dat nich weh deiht, öwer dat is een Gebräken van't Öller, wat keeneren hemm will. Dat is bannig schwaor un een dulle Plaog för all de Lüü, de damüt to doon hemm. Dräpen kann dat jedeen van uns – ejaol, of he in sien' besten Tieden 'n Klooken orrer 'n Dumbbüdel west is. Un upholn kann dat bet hüüt keener. Wenn de Tied afflöppt, werrd dat ümmer weniger, wat noch hängen blifft. Dat sünd een paar Nööm, een Melodie, dat Vaderunser, een paar Biller ut de Kinnertied. Hängen blifft nur noch dat, wat besünners wichtig west is und deep drinn' sitten deit.

So is dat ook müt denn Apostel Johannes west. All dat, wat he in sien lang' Läwen schräwen hett, is nu wech un verjäten. Wat noch da is in sien' Kopp, is dat gröttste und düerste Wort: Mien Kinner, ji salln ju leew hemm! (1. Joh. 4, 7a)

Wat is dat nu müt de Leew? Wi hemm hüüt schon vööl davon hüürt. Öwer eener hett mi schon seggt: Nä, dat is reinwech to vööl mit de Leew. Ümmerto vertellt dat Neie Testament sowat, wat schwaor to verstaohn is. Un all Nääs lang seggt de Paster wat davon, bet he ook sonn' oll Johannes is un nix Neiet mehr weet. Nä, so vööl Leew giff dat nich up uns' Eer! De Minschen sünd nich immer fründlich un nett. Toerst maoken wi uns' eigen Sach, un dann helpen wi vielleicht noch denn ännern. Jo, de Minschen sint ook Biester un Ööster, de blots ehr Fründ und ehr Fiend kennen doon. Is nu för de Leew noch Platz noog in uns' Tied?

Wenn wi wat von't Leew höörn, denn denken wi toerst an de Leew twischen twee Minschen. Wenn een Mann bannig hinner een Fru her is, dann is de Leew groot (dat kümmp ook vör, dat een Fru hinner een Mann her is). Dat giff dat so lang, as

dat Minschen giff. Wenn wi jung sünd, denn spöölt *düsse* Leew een groode Roll, un de Himmel hängt vull müt Geigen. Wenn wi öller sind, so seggen de Lüü, denn lött dat all naoh. Wat an Leew enns heet west is as'n Füler, dat köhlt müt de Tied een bütschen aff. So is dat müt *düsse* Leew inricht'. Un dat is ook all good inricht', solang dat Füler nicht janz utgeiht.

Leewe Lüü, van *düsse* Leew seggt man de Brief van Johannes nix. Toerst, so seggt he, is de Leew van Gott dor west. Em liggt wat an sien' Minschen, un he lött se nich fallen. He hatt sien Söhn in de Welt schickt, so dat wi dat woahre Läwen hemm sulln. Sorüm geiht dat also: Gott hat di leew, un denn kunn wi ook ännern Minschen leew hemm. Gott is dat groode Fundament, wo de Leew wassen kann. Toletzt seggt Johannes (1. Joh. 4, 16 b): Gott is de Leew, un wecker in de Leew bliewen deit, de blifft in Gott, un Gott blifft in em.

Dat is nu allens schön un good. Ook schon bi Mose heet dat: Du sasst dien' Nächsten gradso leew hemm as di sülwst (Lev. 19, 18). Wenn allens richtig is un stimmen deiht, denn kumm ick müt mi sülws kloar un kann ook de Familie un mien Naowers liejen. Öwer wat is, wenn ick denn ännern Minschen nich kennen do orrer denn ännern nich ruuken kann? Denn is dat müt de Leew gaor keen lichte Sach mehr.

Darto vertellt Jesus nu dat Glieknis van denn Samariter. Een Mann is unner de Röwer falln un blifft halwdot up de Straoten liggen. Een Priester kem verbie un helpt em nich. Un noch een Minsch, een Köster keem verbie un helpt em ook nich. Wecker nu helpen deiht, dat is een Mann ut de Provinz Samaria. De Lüü seggen dato een Samariter orrer een Samaritaner. Van düssen Samaritern wulln de ännern Juden nix weten. De Samariter sünd in ehrn Oogen bannig ollmodsch un glöwen nich datsülws as de ännern Lüü in Israel. Öwer de Samariter is sick nich to fien, he packt an un brengt denn Mann in een Herberg. Wat will nu Jesus dormit seggen? Du kannst di dien' Nächsten orrer dien' Naower nich utsöken as dien' Frünn. Dat is nich noog, wenn dien Leew nur för een or twee Minschen reekt. Up een Schlag sünd dor noch ännern Lüü, de dien Hülpe bruken.

Leewe Frünn, ick weet nich, wat wi maoken, wenn uns dat dräpen deit. Sünd wi as de Preester un Köster un gaohn verbie, orrer sünd wi as de Mann ut Samaria? Wenn eener in Berlin up de Straoten sitt un betteln deit, denn is uns dat schaneerlich. Dunn kieken wi fix ännerswo hen un maoken, dat wi wechkaom'. Wenn öwer eener vör unsen Tuun umföllt, denn helpen wi ook. Denn is dat ejoal, of he een Quitzöbelschen is orrer nich. De Mann ut Samaria heet in uns' Bibel „de barmherzig Samariter“. Öwer ick glöow man, dat vööl Minschen jaor nich mehr weeten,

wat barmhertig is. Wi münten dat nich noch enns uteenanner klamüsern. Dat Glieknis is klaor un düütlich un steiht uns as de Biller vor Oogen, de uns de Kinner wiesen hemm. De Breef van Johannes un dat Glieknis seggen uns, dat wi barmhertig sien salln. Ook in düsse Sach is noch keen Meester nich von't Himmel falln. Öwer wi könn' wat von de Leew wierergewen, denn Gott hat uns toerst leew hatt. Dat salln wi ja nich verjäten. Amen.

Predigt zum Gottesdienst am 24. August 2014 (Nr. 404)

Text: Lukas 18, 9–14 (Pharisäer und Zöllner).

De Gnaod van uns' Herrn Jesus Christus und de Leew van Gott un de Hillig Geist wääs alltied müt ju, Amen. Leewe Lüü! Vör twee Wochen sünd wi müt uns' Kinner in Holland west. Veertein Dach lang hemm wi dor Urlaub maokt un sint immerto unnerwegens west. Toerst hemm wi uns de Dörper ankäken, de dichtebi an de Nordsee liggen. De sind nu öwer janz wat änners as bi uns: Dor gifft dat bannig groode Buern, een Hoff müt vööl Land, denn kümmp all lang nix, un denn kümmp werr so'n Huus müt een hellsch groode Schüün achteran. Mittenmank staohn de neimodschen Windmölln, de ornlich Strom affgäwen, denn de Wind puust dor baoben jo immerto.

Nu is dat een janz besünners Land, dat süht ook een Bökerworm as ick, de keen Aohnung hat von't Landweertschop. Dat Marschland hemm de Lüü dor Stück um Stück von de Nordsee affrungen. De hemm een Diek baut un noch een un dat Waoter afftreckt, so dat de Schlick sich affsett hat. Dat is nu een richtig fetten Acker, un de Weiten steiht schön un good darup. Hüüt föhrn de Treckers in de Aust up un daol, öwer ick kann mi dat nich denken, wo düsser Bodden enns müt Peerd' plöög un ackert wormn is.

Nu sünd wi man nich blots up'n Acker west, sünnern hemm ook de olde Stadt Groningen besocht, hemm in de Kirch rinkäken un dat Glockenspööl hüürt. Öwerall gifft dat schmucke Hüüser, bäter as bi uns. Blots de Kirchhoff süht in Holland trist un trurig ut – allens is müt groten Steen' affdeckt un keen Bloompott is to finn'. Wat wi uns öwer dacht hemm: De Lüü maoken ehr Sach nich so hektisch as in Dütschland. Allens geht een bütschen ruhiger to as bi uns, un de Lüü sint fründlich. Da kunn wi uns, dacht ick mi so, een Schiew van affschniejen.

Neilich sint wi ook west, wo dat müt dat Vertellen is. In Ostfriesland, wo wi ook west sint, hemm wi bi'n Bäcker hüürt, dat de Platt schnacken. Öwer wenn dor sönn' Touristen as wi rinkieken, denn geht dat glieks up Hochdüütsch wierer. In

Holland hemm wi dunn versocht, toerst Englisch to schnacken. Dat geiht ook, wioldat dor all Lüü Englisch leehrt hemm. Manch een versteiht ook Düütsch, öwer för uns is dat schwaor, Holländsch to verstaohn. Wenn ji wat to lääsen hemm, denn geiht dat ganz jood. Vööl von de Wöör sünd verwandt, un wecker Plattdüütsch kann, versteiht ook wat. Öwer wenn de Lüü in Holland schnacken, denn werd dat kriminell. Vör fiefhunnert orrer sösshunnert Jaohrn is dat noch nich so west. Dor sünd de Kooplüü un Päpersäcke von Lübeck bet naoh Brügge in Belgien schippert un hemm sick verstaohn. Hüüt öwer gifft dat männigmaol Wöör in Holland, de wi nich kenn'. Leehrt hemm wi to'm Bispill up uns' Reis: Bitte heet door alstubliewt, un dat Fohrrad heet in Holland Fietse orrer Rijwiel. Dat kannst all nich weten, wenn di dat keener biebrocht hatt.

Nu hebb ick öwer noog vertellt von uns' Reis, un wi münnen fix werr trüch to de Bibel. So as de Völker all ünnerschiedlich sünd, so sünd ook de Minschen ünnerschiedlich. So hörn wir nu de Geschicht, de Jesus öwer tweerlei Minschen vertellt hat. De een is een Pharisäer west, de ännere een Töllner:

To weck öwerst, de groot von sick denken deden, dorüm dat se sick för fromm holten, un de nu ännere Lüü verachten deden, säd Jesus dat Glicknis: Twee Lüü güngen rup naoh'n Tempel un wullen dor beden. De een weer 'n Pharisäer, de ännere weer 'n Töllner. De Pharisäer stellt sick priesherrlich hen un beed' bi sick so: Mien leewe Gott, ick bedank mi ook vöölmal bi di, dat ick nich so bün, as vööl ännere Lüü sind, so as Röwers un ungerecht Lüü un Ehebrekers orrer gor so as düsse Töllner. Tweemaol de Woch fast ick, un von allns, wat ick intokamen heww, geew ick dat teinste Deel aff.

De Töllner stellt sick 'n bäten bisiet hen un mücht ok gornich mal de Oogen upslagen na'n Hewen. Öwerst an sien Bost slög he un säd dorbie: O Herr Gott, wees mi slichten Minschen gnädig! Ick segg ju: As düsse nah Huus güng, dor hatt he mihr Gnaod funnen bi Gott as de ännere. Denn wecker sülwst hoch von sick hölt, de werrd doalsett warden, öwer wecker sick sülwst trüchsett, de werrd höger sett' warden.¹

Mien leewe Tohörer! Minschen gifft dat, de hemm ehr Muul ümmer vörnweg. De weeten to allens wat to seggen un vertelln am leewsten, wat se sülfst all maakt hemm. Wi Plattdüütschen seggen denn jo: De hatt wat to bedüüjen. Henn un wenn

¹ Grundlage für diese Übertragung ist die anonym erschienene Übersetzung unter dem Titel: Dat Ni Testament för plattdütsch Lüüd in ehr Muddersprak äwerdragen. Berlin 1931, S. 140. Verfasser dieser zuerst 1929 gedruckten Version ist Pastor Ernst Voß, vgl. Werner Schnoor: Ernst Voß. In: Studienhefte zur mecklenburgischen Kirchengeschichte 2 (1989) H. 2, S. 20–23 m. Abb.

is dat ook janz kottwielig, wenn eener wat to vertelln weet. Öwer dat kann ook to vööl wernn.

Annersrum könn' wi ook de Minschen indeilen un seggen: Dat gifft Minschen, de vertelln vööl, öwer könn' ook wat. Denn gifft dat Minschen, de könn' wat, öwer vertelln nich so vööl. Un denn gifft dat ook noch Minschen, de vertelln vööl, öwer könn' nix. Nu kannst di utsöken, wat för een Schlag an Minschen du hemm wist.

In de Jeschicht vom Pharisäer un Töllner hat de Pharisäer wat to bedüüjen. He is een frommer Minsch, un he hört sick gern sülf s räden. Düsser Mann geiht in sien Kirch, stellt sick janz vörn hen un seggt: Lewer Gott, kiek maol her, ick hebb doch allens richtig maakt. Ick hebb mi ümmer dran hollen, wat bi uns Gesetz is un wat de Hillige Schrift verlangen deiht. De ännner Lüü, dat sünd de Slechten, de nix vör-towiesen hemm. Mit düssen Minschen will ick nix to dohn hemm! Wenn eener in'n Himmel kommen deiht, denn mütt ick dat sint.

De Töllner maakt dat janz ännners. He weet janz genau, dat he wat anners maakt, as de Hillige Schrift verlangen deiht. He hat all Daog müt dat leewe Jeld to dohn. Dat is sien Beruf, von ännner Lüü dat Jeld intosammeln – je mehr, desto bäter. Dor geiht dat nich immer müt rechten Dingen to. Un so is dat janz klaor, dat keenereen wat mit em to dohn hemm will. He blifft alleent un weet dat ook, dat he keen Biller ruutstäken kann. In't Kirch steiht he afsiets, kiekt up sien Fööt un kricht nur een Satz ruut.

Jesus seggt nu nich vööl to düsse Jeschicht. Dat is ook nich nörig. Dat Glieknis is so good un griffig as 'n Fernsehfilm, un jedeen Tohörer weet, wat dat för twee Minschen sünd. Öwer wat Jesus nu seggt, is doch een dullet Ding: Wat de Pharisäer all brabbelt hat, geiht bi Gott in een Ohr rin un to'm annern Ohr werr ruut. De Töllner öwer, de dat nich dacht hatt, de is dichte bi Gott. Un so seggt dat Jesus noch enns: Wecker sick sülfst trüchsett, de werdd höger sett' warden.

Un wi münten seggen: Bi Gott tählt janz wat ännners, as bi de Minschen tählt. Sien Gnaod könn' wi uns nich verdeenen, so as wi ook de Leew nich verdeenen könn'. Ick will dat man so seggen un ook to Enn kaom': Een grotet Muul hat bi Gott noch nie nich wat hulpen. Bäter is dat, wenn wi weten, wat wi allens up'n Kerbholt hemm. Denn hemm wi een Chance, dat Gott uns tohörn deiht. Amen.

Jahresbericht der Studienstiftung Dr. Uwe Czubatynski für 2014

Einnahmen-Ausgaben-Rechnung

| | |
|---|-------------|
| Bestand Girokonto am 1. Januar 2014: | 7.395,91 € |
| – Einnahmen: | 59.296,17 € |
| Erträge aus dem Stiftungsvermögen | 4.347,76 € |
| Zustiftungen in das Stiftungsvermögen | 2.560,00 € |
| Verkauf / Rückzahlung Wertpapiere | 52.388,41 € |
| – Ausgaben: | 58.196,61 € |
| Förderung Verein für Geschichte der Prignitz | 1.500,00 € |
| Förderung Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg | 1.000,00 € |
| Förderung Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel | 500,00 € |
| Förderung 7. Brandenburger Stiftungstag in Potsdam | 200,00 € |
| Förderung Stiftungstag Brandenburg an der Havel | 163,89 € |
| Beitrag Bundesverband Deutscher Stiftungen | 150,00 € |
| Porto, Büromaterial, Fachliteratur | 258,66 € |
| Fahrtkosten | 148,80 € |
| Bankgebühren | 8,10 € |
| Ankauf / Übertrag Wertpapiere | 54.267,16 € |
| Bestand Girokonto am 31. Dezember 2014: | 8.495,47 € |
| Davon Freie Rücklage: | 5.980,09 € |
| Davon Projektrücklage Stipendium aus 2013-2014: | 2.000,00 € |

Vermögensrechnung

| | |
|---|-------------|
| 400 Stück DWS Hybrid Bond Fund, WKN 84 90 98 | |
| Ausschüttung 05.12.2014: $400 \times 1,50 \text{ €} = 600,00 \text{ €} (= 3,91 \%)$ | |
| Kurswert 31.12.2014: 39,98 €..... | 15.992,00 € |
| 200 Stück DEKA Europabond TF, WKN 97 71 98 | |
| Kauf 250 Stück 25.07.2014 zu 42,85 = 10.712,50 € | |
| Ausschüttung 20.08.2014: $650 \times 0,98 \text{ €} = 637,00 \text{ €} (= 2,44 \%)$ | |
| Verkauf 450 Stück 08.10.2014 zu 42,90 = 19.305,00 € | |
| Kurswert 31.12.2014: 43,59 €..... | 8.718,00 € |

| | |
|--|-------------|
| 800 Stück DWS High Income Bond Fund, WKN 84 90 91 | |
| Ausschüttung 19.05.2014: $800 \times 0,61 \text{ €} = 488,00 \text{ €} (= 2,35 \%)$ | |
| Ausschüttung 05.12.2014: $800 \times 0,62 \text{ €} = 496,00 \text{ €} (= 2,39 \%)$ | |
| Kurswert 31.12.2014: 26,11 €..... | 20.888,00 € |
| 200 Stück ESPA Bond Emerging Markets, WKN 98 80 80 | |
| Übertrag 100 Stück am 23.1.2014 zu 68,17 € = 6.817,00 € | |
| Ausschüttung 15.05.2014: $100 \times 3,08 \text{ €} = 308,00 \text{ €} (= 4,52 \%)$ | |
| Kauf 100 Stück 20.08.2014 zu 72,6984 € = 7.269,84 € | |
| Kurswert 31.12.2014: 68,79 €..... | 13.758,00 € |
| 200 Stück Raiffeisen Europa High Yield, WKN 92 12 91 | |
| Übertrag 200 Stück zu 85,54 am 11.11.14 = 17.108,00 € | |
| Kurswert 31.12.2014: 85,94 €..... | 17.188,00 € |
| 100 Stück Aktien Daimler, WKN 71 00 00 | |
| Dividende $450 \times 2,25 \text{ €} = 1.012,50 \text{ €} (= 3,58 \%)$ | |
| Verkauf 100 Stück zu 70,31 abzügl. Spesen 06.06.14 = 7.027,49 € | |
| Verkauf 300 Stück zu 63,97 abzügl. Spesen 28.07.14 = 19.186,98 € | |
| Kauf 50 Stück 08.10.2014 zu 58,04 € plus Spesen = 2.906,06 € | |
| Kurswert (Xetra) 31.12.2014: 68,97 €..... | 6.897,00 € |
| 0 Stück Aktien Allianz, WKN 84 04 00 | |
| Kauf 50 Stück 05.03.2014 zu 126,25 € plus Spesen = 6.316,60 € | |
| Dividende $50 \times 5,30 \text{ €} = 265,00 \text{ €} (= 4,20 \%)$ | |
| Verkauf 50 Stück 21.07.14 zu 129,35 € minus Spesen = 6.462,70 € | |
| 300 Stück ETF DB X-Trackers auf Euro Stoxx 50, WKN DBX1EU | |
| Ausschüttung 31.07.2014: $200 \times 1,05 \text{ €} = 210,00 \text{ €} (= 3,32 \%)$ | |
| Kauf 100 Stück 15.08.2014 zu 31,35 € plus Spesen = 3.137,16 € | |
| Kurswert 31.12.2014: 32,04 €..... | 9.612,00 € |
| 250 Stück SEB ImmoInvest, WKN 98 02 30 | |
| Ausschüttung 06.01.2014: $250 \times 0,5579402 \text{ €} = 139,49 \text{ €} (= 1,54 \%)$ | |
| Teilrückzahlung 06.01.2014: $250 \times 0,5420598 \text{ €} = 135,51 \text{ €}$ | |
| Ausschüttung 03.07.2014: $250 \times 0,0170862 \text{ €} = 4,27 \text{ €} (= 0,05 \%)$ | |
| Teilrückzahlung 03.07.2014: $250 \times 1,0829138 \text{ €} = 270,73 \text{ €}$ | |
| Kurswert 31.12.2014: 33,46 €..... | 8.365,00 € |
| Kapitalbrief der Sparkasse Prignitz 25.08.2009/19 zu 3,75 % | |
| Zinsen zum 31. Dezember = 187,50 € | |
| Kurswert 31.12.2014: | 5.000,00 € |

Stiftungsvermögen am 31. Dezember 2014: 106.418,00 €

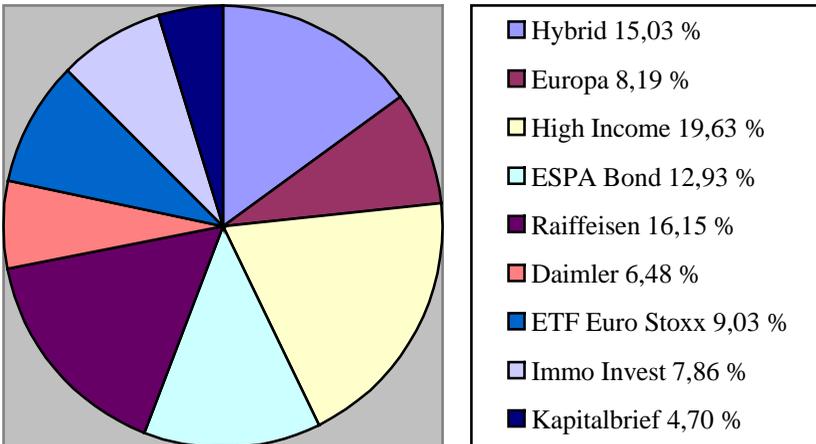
Kapitalerhaltungsrechnung

Stiftungsvermögen am 31. Dezember 2013: 100.917,96 €
 Verbraucherpreisindex für Deutschland Dezember 2013 106,5
 Verbraucherpreisindex für Deutschland Dezember 2014 106,7
 Erforderlicher Inflationsausgleich 0,19 % 191,74 €
 Tatsächliche Zuführung zum Stiftungsvermögen 4.438,75 €
 Zielwert für nominale Kapitalerhaltung 91.603,00 €
 Zielwert für reale Kapitalerhaltung: 101.317,02 €

Kennzahlen und Erläuterungen

Anteil Rentenfonds am Stiftungsvermögen 71,93 %
 Anteil Aktien am Stiftungsvermögen 15,51 %
 Anteil Immobilienfonds am Stiftungsvermögen 7,86 %
 Rentabilität des Stiftungsvermögens 4,31 %
 Verbleibende Freie Rücklage aus Vorjahren: 4.530,84 €
 Freie Rücklage nach § 62 Abs. 1 Nr. 3 AO aus 2014: 1.449,25 €

Zusammensetzung Stiftungsvermögen 31. 12. 2014



Eine Änderung in der Zusammensetzung des Portfolios wurde durch die Aufnahme der Fonds Raiffeisen Europa High Yield und ESPA Bond Emerging Markets vollzogen, um die Ertragskraft zu erhalten und die Anlage in Rentenpapiere geringerer Bonität auch über den europäischen Raum hinaus auszudehnen. Aufgrund der guten Kursentwicklung wurde der Anteil an Daimler-Aktien reduziert und statt dessen wegen ihrer attraktiven Dividende vorübergehend Allianz-Aktien erworben. Der überwiegende Teil der Kapitalanlagen bleibt im übrigen erheblichen Konjunktur- und Zinsänderungsrisiken ausgesetzt.

Die Erträge des Stiftungsvermögens unterscheiden sich nicht wesentlich von denen des Vorjahres, wobei es jedoch nur mit erheblichen Anstrengungen und unter vorübergehender Einbeziehung der liquiden Mittel möglich war, eine Rendite oberhalb von vier Prozent zu erwirtschaften. Angesichts der Tatsache, dass eine Reihe spezialisierter Stiftungsfonds für das Jahr 2013 durchschnittlich nur 2,25 % ausgeschüttet haben (Die Stiftung 2014 Heft 3, S. 96), darf das erreichte Ergebnis aber als sehr erfreulich bezeichnet werden. Das schwierige Umfeld ist nach wie vor durch ein extrem niedriges Zinsniveau gekennzeichnet, ablesbar an einer fast absurd zu nennenden Umlaufrendite deutscher Anleihen von nur noch 0,50 % (am 18. Dezember 2014). Entlastend wirkte lediglich die unerwartet niedrige Inflationsrate. Angelegt wurde schließlich eine Projektrücklage nach § 62 Abs. 1 Nr. 1 AO (neu), um künftig dem Sohn des Stifters ein Stipendium nach Maßgabe von § 3 Abs. 2 des Stiftungsgeschäfts zahlen zu können.

Verwaltung der Stiftung

Die jährliche Sitzung des Kuratoriums hat, verbunden mit einer eingehenden Besichtigung der Dorfkirche, am 26. April 2014 in Klein Gottschow stattgefunden. Nach der obligatorischen Rechnungsprüfung wurde dem Vorstand für das Geschäftsjahr 2013 Entlastung erteilt. Näherhin besprochen wurden zunächst diejenigen Vorhaben, die sich aus den eingegangenen Kooperationen ergeben. So plant der Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg eine Publikation über die mittelalterlichen Wandmalereien in der Dorfkirche Demerthin. Dieser Band, herausgegeben von Friedrich von Klitzing und Wolf-Dietrich Meyer-Rath, konnte am Tag des offenen Denkmals (14. September 2014) in Demerthin der Öffentlichkeit präsentiert werden. Die indirekte Förderung durch die Studienstiftung ist durch eine entsprechende Anzeigenseite kenntlich gemacht worden.

Seitens der Studienstiftung wurde im Mai 2014 erneut ein Rundbrief an ca. 130 Adressaten (teils als Brief, teils als Mail) verschickt, der über die laufende Arbeit und die künftigen Projekte informiert und zugleich um Zustiftungen bittet. Als Werbeblatt konnte eine Druckvorlage verwendet werden, die bereits im Vorjahr für den Führer „KirchenKulturlandschaft Prignitz“ erstellt worden war.

Zweckverwirklichung

Die Tätigkeit der Stiftung zielte ein weiteres Mal darauf ab, dem Stiftungswesen insgesamt eine größere Beachtung zu verschaffen. Zu einer bewährten Tradition hat sich inzwischen der Brandenburger Stiftungstag entwickelt, der am 17. Juni 2014 in Potsdam-Hermannswerder zum siebenten Mal begangen werden konnte. Die organisatorischen Vorbereitungen lagen dabei fast ausschließlich in der Hand der Hoffbauer-Stiftung, der dafür herzlich zu danken ist.

Neu war darüber hinaus eine Veranstaltung zum „Tag der Stiftungen“ in der Stadt Brandenburg am 1. Oktober 2014. An der langfristigen Vorbereitung dieses Abends, der mit rund 50 Teilnehmern im Gemeindesaal der Freikirchlichen Gemeinde stattfand, hat sich auch die Studienstiftung wesentlich beteiligt. Auf Initiative der Alfred-Flakowski-Stiftung war es auf diese Weise möglich, sechs ortsansässige Stiftungen einer interessierten Öffentlichkeit vorzustellen. Ein einführender Vortrag durch den Generalsekretär des Bundesverbandes deutscher Stiftungen, Prof. Dr. Hans Fleisch, informierte über den gegenwärtigen Stand des Stiftungswesens, das seit 1990 einen enormen, aber regional sehr verschieden ausgeprägten Aufschwung genommen hat.

Die Förderung des Buch- und Bibliothekswesens wurde verwirklicht durch die Weitergabe von Mitteln an die Gesellschaft der Freunde der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel. Außerdem konnte dieser Satzungszweck privat gefördert werden durch die Abgabe von Büchern an die Universitätsbibliothek in Frankfurt (Oder). Dabei handelte es sich um 43 Umzugskartons, die bereits im Mai 2012 aus Brandenburg abtransportiert worden sind und von denen 279 Bände im Jahr 2014 in die Bibliothek eingestellt wurden.

Die mit 1.500,- € größte Förderung der Studienstiftung ging an den Verein für Geschichte der Prignitz, der seinerseits weitere 2.500,- € zur Verfügung stellte. Die Summe wurde dazu verwendet, um bisher unpublizierte Stiftungsurkunden des Pfarrarchivs Perleberg zu erschließen. Mit diesen Transkriptionsarbeiten wurde Herr Stefan Lindemann (Potsdam) beauftragt, der auf diese Weise wertvolle Grundlagen für die weitere Erforschung des lokalen Stiftungswesens geschaffen hat. Parallel dazu war es durch die Einwerbung von Bund-Länder-Mitteln bei der Koordinierungsstelle für die Erhaltung des schriftlichen Kulturguts und einen Zuschuss der Kirchengemeinde Perleberg möglich, die Restaurierung etlicher Papierurkunden des Pfarrarchivs Perleberg in Angriff zu nehmen. Der im August 2014 erfolgte Abschluss eines formellen Kooperationsvertrags zwischen der Studienstiftung und dem Verein für Geschichte der Prignitz soll im übrigen künftig dazu beitragen, die Fördertätigkeit der Stiftung dauerhaft in der Region zu verankern.

DR. UWE CZUBATYNSKI (Brandenburg)

Protokoll der Mitgliederversammlung Verein für Geschichte der Prignitz

Ort und Datum: Groß Pankow (Schloss), 13. September 2014, 10 Uhr.

TOP 0 Begrüßung: Herr Professor von Barsewisch begrüßte als Hausherr und zweiter Vorsitzender des Vereins die 31 anwesenden Mitglieder und einige Gäste. Die auf der fristgerecht erfolgten Einladung mitgeteilte Tagesordnung wurde unverändert angenommen.

TOP 1 Bericht des Vorstands: Dr. Czubatynski führte zunächst aus, dass sich der Vorstand im Berichtszeitraum dreimal versammelt hat, um die laufenden Geschäfte des Vereins zu organisieren, und zwar am 15. November 2013 in Wittenberge, am 21. März 2014 in Putlitz und am 22. August 2014 in Groß Lüben. Zum Zeitpunkt der Mitgliederversammlung umfasst der Verein 110 Mitglieder, darunter 15 korporative Mitglieder ohne Beitrag. 61 Mitglieder haben ihren Sitz bzw. Wohnsitz innerhalb der Prignitz.

Ein Rückblick auf die Frühjahrstagung in der Aula des Perleberger Gymnasiums am 12. April 2014 erinnerte an die dort gehaltenen Vorträge von Dr. Bergstedt und Dr. Büchsel sowie an die Stadtführung durch Irmela Czubatynski. Unterdessen ist auch, veranlasst von Frau Martina Hennies und mit kleiner finanzieller Unterstützung des Vereins, ein Flyer zu Gottfried Arnold erschienen. Der auf der Frühjahrstagung vorgestellte Band 14 der Mitteilungen des Vereins ist unterdessen vollständig vergriffen. Für den Versand eines Großteils der Auflage wurde Herrn Robert Czubatynski gedankt. Der nächstfolgende Band befindet sich in Vorbereitung und wird wiederum ein breites Spektrum von der Archäologie bis zur Kunstgeschichte umfassen. Hingewiesen wurde ferner auf eine wichtige Neuerscheinung zu den Wandmalereien in der Kirche Demerthin.

Die nächstfolgenden Veranstaltungen des Vereins sind für den 25. April 2015 in Grube und Kletzke sowie für den 12. September 2015 in Wittstock (mit Vorstandswahl) geplant. Hinsichtlich der finanziellen Verhältnisse konnte berichtet werden, dass im August 2014 ein Fördervertrag zwischen dem Verein für Geschichte der Prignitz und der Studienstiftung Dr. Uwe Czubatynski abgeschlossen worden ist, um die Zusammenarbeit zum gegenseitigen Nutzen zu verstetigen. Die in diesem Jahr von beiden Seiten aufgebrauchten Mittel werden momentan dazu verwendet, um durch eine Honorarkraft (Dipl.-Archivar Stefan Lindemann, Potsdam) die frühneuzeitlichen Stiftungsurkunden des Pfarrarchivs Perleberg zu transkribieren.

TOP 2 Bericht des Schatzmeisters: Herr Haas berichtete im Detail von dem Jahresabschluss 2013, der bereits allen Mitgliedern durch den Abdruck in den „Mittei-

lungen“ zur Kenntnis gelangt ist. Die Vereinskasse schloss demnach mit einem Bestand von 3.963,34 € auf dem Girokonto und einem Bestand von 3.500,- € in Form von Sparbriefen ab.

TOP 3 Bericht der Kassenprüfer: Die von Frau Herzog und Frau Seeber vorgenommene Kassenprüfung hat zu keinerlei Beanstandungen geführt. Den beiden Prüfern wurde für ihren Einsatz herzlich gedankt.

TOP 4 Entlastung des Schatzmeisters: Auf der Grundlage der vorhergehenden Berichte wurde dem Schatzmeister für das Jahr 2013 ohne Gegenstimme (mit Enthaltung des Betroffenen) Entlastung erteilt.

TOP 5 Entlastung des Vorstands: Auch dem Vorstand wurde (bei Enthaltung der anwesenden Vorstandsmitglieder) ohne Gegenstimme Entlastung erteilt. Der erste Vorsitzende dankte vor allem Frau Franek als Schriftführerin und Herrn Haas als Schatzmeister für die geleistete umfangreiche Arbeit, was durch die Versammlung mit Beifall bekräftigt wurde.

TOP 6 Bestätigung der Kassenprüfer: Weil keine weiteren Vorschläge eingingen, wurden Frau Herzog und Frau Seeber durch einstimmigen Beschluss erneut zu Kassenprüfern bestellt.

TOP 7 Beratung und Beschlussfassung zur Satzungsänderung: Da auf der Einladung ausdrücklich vermerkt war, dass ein zweites Mal über die Satzungsänderung zu beraten ist, war die Versammlung mit der anwesenden Anzahl von Mitgliedern in dieser Sache beschlussfähig. Dr. Czubatynski wiederholte die im Frühjahr diskutierten Punkte, die von der darauffolgenden Vorstandssitzung weiter beraten worden waren. Infolge dessen ergab sich kein weiterer Diskussionsbedarf, so dass die ganz überwiegend aus steuerrechtlichen Gründen vorgenommenen formellen Änderungen in der vorgelegten Fassung einstimmig beschlossen wurden.

Daraufhin wurde die Mitgliederversammlung um 10.30 Uhr geschlossen und die Tagung mit folgenden Vorträgen fortgesetzt: Oliver Hoch (Berlin): Historische Gärten und Parks in Brandenburg und in der Prignitz; Bernhard von Barsewisch: August Sodemann als Fotograf in Groß Pankow; Ingrid Klaß / Felix Escher (Berlin): Die Kronsberge. Geschichte eines ländlichen Gedenkortes; Bernhard von Barsewisch: Schloss und Augentagesklinik Groß Pankow.

DR. UWE CZUBATYNSKI (Brandenburg)

Kassenbericht für das Jahr 2014*1. Einnahmen-Ausgaben-Rechnung*

Bestand Girokonto am 1. Januar 2014: 3.963,34 €

Einnahmen: 6.241,56 €*Davon:*

A. Ideeller Bereich

Mitgliedsbeiträge 2.415,00 €

Zuschüsse 1.500,00 €

Spenden 351,00 €

B. Vermögensverwaltung

Zinsen Sparbriefe 48,56 €

Rückzahlung Sparbrief 5.3.09/14 500,00 €

C. Zweckbetriebe

Verkauf Mitteilungen 992,00 €

Tagungsbeiträge 435,00 €

Ausgaben: 6.861,51 €*Davon:*

A. Ideeller Bereich

Verwaltungskosten 367,66 €

Fahrtkosten 191,40 €

Zuschüsse und Beiträge 4.644,00 €

B. Vermögensverwaltung

C. Zweckbetriebe

Druckkosten Mitteilungen Band 14 1.345,95 €

Tagungskosten 312,50 €

| | |
|---|------------|
| Bestand Girokonto am 31. Dezember 2014: | 3.343,39 € |
| Davon Freie Rücklage aus Vorjahren: | 739,42 € |
| Davon Freie Rücklage aus 2014: | 442,79 € |
| Davon neue Projektrücklage aus 2014: | 1.500,00 € |

Erläuterungen:

Die 2013 ausgewiesene Projektrücklage in Höhe von 2.500,- € wurde durch einen Zuschuss der Studienstiftung Dr. Uwe Czubatynski in Höhe von 1.500,- € aufgestockt und die Gesamtsumme von 4.000,- € für die Transkription von Stiftungsurkunden des Pfarrarchivs Perleberg verwendet.

2. Rücklagen und Vermögensrechnung

| | |
|--|------------|
| Freie Rücklage aus 2003: | |
| Sparbrief 28.10.10/20 zu 2,15 % | 500,00 € |
| Freie Rücklage aus 2004: | |
| Sparbrief 26.03.12/17 zu 1,4 % | 500,00 € |
| Freie Rücklage aus 2005: | |
| Sparbrief 18.10.12/17 zu 0,9 % | 500,00 € |
| Freie Rücklage aus 2006: | |
| Sparbrief 26.04.12/17 zu 1,4 % | 500,00 € |
| Freie Rücklage aus 2007: | |
| Sparbrief 13.02.13/18 zu 0,65 % | 500,00 € |
| Freie Rücklage aus 2009/10: | |
| Sparbrief 29.03.11/21 zu 2,75 % | 500,00 € |
| Summe der als Sparbrief angelegten freien Rücklagen: | 3.000,00 € |

HANS-DIETER HAAS (Groß Lüben)

Protokoll der Mitgliederversammlung Joachim-Wagner-Gesellschaft

Ort und Datum: Havelberg (Dom / Musikraum), 1. November 2014, 16 Uhr.

TOP 1 Tätigkeitsbericht des Vorstands: An der diesjährigen Mitgliederversammlung nehmen acht Personen teil. Vor dem Beginn der Sitzung stellt der neue Havelberger Kantor Matthias Bensch die Domorgel mit mehreren freien und choralgebundenen Werken Johann Sebastian Bachs vor. Trotz des mangelhaften technischen Zustands des Instruments wurden auf diese Weise die klanglichen Qualitäten der Orgel und des Kirchenraums erlebbar.

Herr Kitschke erstattet daraufhin den Tätigkeitsbericht und legt diesen auch schriftlich vor. Die Mitgliederzahl des Vereins beläuft sich unverändert auf 23 (davon zwei Vereine). Ein Gespräch des Vorsitzenden mit dem Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg hat zu der wichtigen Vereinbarung geführt, dass in dem Heft „Offene Kirchen“ 2015 ein Artikel über die Joachim-Wagner-Gesellschaft erscheinen wird. Außerdem soll durch ein beigelegtes Faltblatt auf die Anliegen des Vereins aufmerksam gemacht werden. Durch die relativ hohe Auflage des Heftes ist für eine weite Verbreitung dieser Informationen gesorgt.

Für 2016 ist ebenfalls in Kooperation mit dem Förderkreis eine Postkartenaktion geplant, die voraussichtlich der Orgel in der Liebfrauenkirche Jüterbog zugute kommen soll. Herr Kitschke legt den Anwesenden einen farbigen Entwurf des Faltblattes vor, das kurz besprochen wird und vor dem endgültigen Druck noch Korrektur gelesen werden soll.

TOP 2 Bericht des Schatzmeisters: Da Herr Rühle abermals verhindert ist, trägt Herr KMD Kirchner anhand der ihm vorgelegten Kontoauszüge die erforderlichen Daten vor. Demnach schloss das Vereinskonto das Geschäftsjahr 2013 mit einem Bestand von 1.870,31 € ab.

TOP 3 Bericht und Neuwahl der Kassenprüfer: Die Kassenprüfung für 2013 ist durch Herrn Kirchner vorgenommen und schriftlich dokumentiert worden. Kritisiert wurden die aus nicht ersichtlichen Gründen schwankenden Kontoführungsgebühren und die fehlende Möglichkeit, den Eingang der Mitgliedsbeiträge zu kontrollieren. Der Schatzmeister wird daher gebeten, für 2013 und 2014 den vollständigen Eingang der Beitragszahlungen zu überwachen. Die Mitgliederversammlung bestimmt für das kommende Jahr Herrn Kirchner und Herrn Schuke zu Kassenprüfern (einstimmig bei Enthaltung der Betroffenen).

TOP 4 Entlastung des Vorstands: Dem Vorstand wird auf der Grundlage der vorgelegten Berichte für das Geschäftsjahr 2013 ohne Gegenstimme (bei Enthaltung der anwesenden Vorstandsmitglieder und des Kassenprüfers) Entlastung erteilt.

TOP 5 Diskussion über konkrete Ziele: Auf Vorschlag von Herrn Schuke sollen Holzpfeifen angefertigt werden, die (namentlich während der BUGA) zugunsten der Restaurierung der Scholtze-Orgel in der Stadtkirche Havelberg durch den örtlichen Förderverein als Souvenir verkauft werden können. An den noch zu ermittelnden Kosten wird sich die Joachim-Wagner-Gesellschaft beteiligen, um dieses Projekt zu befördern.

Herr Richter schlägt vor, sich weiterhin um einen Kontakt mit der Silbermann-Gesellschaft zu bemühen, um von deren vielfältigen Aktivitäten zu lernen. Für eine mittelfristige Zukunft wären zum Beispiel Orgelwettbewerbe in Brandenburg und Angermünde denkbar, um eine breitere Öffentlichkeit zu erreichen und auch Organisten für die Joachim-Wagner-Gesellschaft zu interessieren.

Hingewiesen wurde schließlich auf die 2014 erschienenen Buchveröffentlichungen von Elke Lang (Barocke Pracht und schlichte Schönheit. Orgeln in Brandenburg) und Karl Richter (Orgelhandbuch Brandenburg, Band 3: Barnim).

TOP 6 Terminplanung: Die nächste Mitgliederversammlung soll am 7. November 2015 um 15 Uhr in Brandenburg (Burghof 10) stattfinden.

Die Mitgliederversammlung endet um 17.45 Uhr. Anschließend ist eine Besichtigung der zur Zeit unspielbaren Orgel in der Stadtkirche vorgesehen.

DR. UWE CZUBATYNSKI (Brandenburg)

Tätigkeitsbericht des Domstiftsarchivs Brandenburg für 2014

0. Vorbemerkung

Die Arbeit mit den umfangreichen Beständen – insgesamt handelt es sich um mehr als 125.000 Objekte bzw. Verzeichnungseinheiten – zeigt in zunehmendem Maße, dass Archiv und Bibliothek des Domstifts ebenso wie die Baulichkeiten der Dominsel unverzichtbare Erinnerungsorte sind. Diese Zweckbestimmung realisiert sich auf verschiedene Weisen – bei der privaten Familienforschung ebenso wie bei der Vorbereitung von Ortsjubiläen, zu denen das Domstiftsarchiv vor allem für das Havelland durch seine Urkunden und Pfarrarchive wichtige Quellen beizusteuern hat. Ausstellungen, Vorträge und Führungen belegen, dass es einer breiten Öffentlichkeit wichtig ist, wenn sich Fachleute um die Bewahrung dieser Zeugnisse der Vergangenheit bemühen.

Kritisch anzumerken bleibt freilich, dass das Domstiftsarchiv mit seiner personellen und finanziellen Ausstattung den modernen Anforderungen nur mangelhaft gerecht werden kann und daher auch langfristig auf externe Unterstützung angewiesen bleiben wird.

1. Neuzugänge und Bestandsergänzungen

In Absprache mit dem Kirchenkreis Nauen-Rathenow wurden am 15. Mai 2014 erhebliche Mengen an Archivalien aus der 2001 gebildeten Evang. Reformationsgemeinde Westhavelland (mit Sitz in Nennhausen) übernommen. Hierbei handelte es sich um 62 Bananenkartons voll Schriftgut und Büchern, die vorübergehend im kreiskirchlichen Depositarchiv Nauen eingelagert waren und von dort nach Brandenburg transportiert wurden. Die Bearbeitung dieser im wesentlichen dem 20. Jahrhundert entstammenden Unterlagen konnte nur durch die Hilfe eines Praktikanten (Benjamin Waschke, Student der Fachhochschule Potsdam) zeitnah in Angriff genommen werden. Bei einer ersten Sichtung konnten bereits große Teile dieser Unterlagen kassiert werden, da sich namentlich die gedruckten Amtsblätter, Synodalprotokolle und ähnliche Literatur bereits im Bestand des Domstiftsarchivs befinden und zahlreiche Rechnungsbelege nach Ablauf von 10 Jahren grundsätzlich nicht archivwürdig sind.

Die Bestandsbildung erweist sich jedoch immer wieder aufgrund der gravierenden Veränderungen in der Struktur der Kirchengemeinden als schwieriges Unterfangen. In dem genannten Fall müssen die Akten auf 5 ehemalige Pfarrsprengel (Barnewitz, Garlitz, Kotzen, Nennhausen und Stechow) mit einst 16 Kirchengemeinden provenienzgerecht aufgeteilt werden. Diese komplizierte, aber notwendige Vorge-

hensweise hat den Abschluss der Verzeichnungsarbeiten innerhalb der Praktikumszeit (21. Juli bis 12. September 2014) verhindert. Darüber hinaus befand sich unter den übernommenen Materialien unverhofft auch der kleine Nachlass des Lehrers und havelländischen Heimatforschers Oskar Dümke, der einer gesonderten Erschließung bedarf und zunächst nur grob gesichtet werden konnte. Erfreulich an dieser Übernahme ist jedenfalls der Umstand, dass auf diese Weise einige bereits seit langem im Domstiftsarchiv befindliche Pfarrarchive vervollständigt werden können.

Wie auch in den Vorjahren konnten einer Reihe von bereits erschlossenen Beständen interessante Einzelstücke hinzugefügt werden. Die wertvollste Erwerbung ist zweifellos eine neumärkische Pergamenturkunde aus dem 16. Jahrhundert, die (mit Ausnahme des Siegels) sehr gut erhalten ist (Signatur: BDS/U.731). Im einzelnen handelt es sich um folgende Zugänge, die auch die ganze Bandbreite von Archivaliengattungen zeigt, mit denen es das Archiv zu tun hat:

- Belzig, Ephoralarchiv: Predigt von 1778 betr. Mordfall in Buchholz
- Brandenburg, Domstiftsarchiv: Lehnbrief des Johann von Küstrin, 1536²
- Brandenburg, Domstiftsarchiv: Zeitungsausschnitte (gesammelt von Gerhard Zinn)
- Garlitz, Pfarrarchiv: 3 Veröffentlichungen zur Ortsgeschichte (darunter Schulchronik)
- Havelberg-Dom, Ephoralarchiv: sog. Himmelsbrief aus Gumtow um 1850 (Kopie)
- Havelberg-Wilsnack, Ephoralarchiv: Widmung einer Traubibel aus Vehlin, 1934
- Heiligengrabe, Pfarrarchiv: Foto des Museums im Kloster, 1926 (Repro)
- Legde, Pfarrarchiv: Chronik der Familie Gottschick
- Lühnsdorf, Pfarrarchiv: Kopie der Urkunde zur Kirchweihe 1897
- Perleberg, Pfarrarchiv: Katalog der Urkunden im Stadtarchiv von 1907 in Kopie
- Perleberg, Kirchenbibliothek: v. Ludewig, Reliquiae manuscriptorum, 1727
- Rathenow, Ephoralarchiv: Akte Archivpflege 1967 bis 1988
- Rühstädt, Pfarrarchiv: Chronik Gr. Lüben; Widmung Anna v. Jagow 1904
- Spaatz, Pfarrarchiv: Gedrucktes Commersbuch von 1884
- Stechow, Pfarrarchiv: Chroniken Ferchesar und Stechow auf CD-ROM

² Textedition und Abbildung siehe Uwe Czubatynski: Eine neumärkische Lehnurkunde von 1536 im Domstiftsarchiv Brandenburg. In: Mitteilungsblatt / Landesgeschichtliche Vereinigung für die Mark Brandenburg 115 (2014) H. 2, S. 81–83.

2. Erschließung und Forschung

Durch die freundliche Unterstützung auswärtiger Fachleute konnten wertvolle neue Erkenntnisse zu ebenso wertvollen Einzelstücken gewonnen werden, die sich im Domstiftsarchiv befinden. Dies betrifft zunächst einen niederdeutschen Text des 15. Jahrhunderts, der in einer wohl aus Havelberg stammenden Handschrift überliefert ist.³ In der bereits gut erforschten Kirchenbibliothek St. Katharinen wurden weitere Details zur Einbandkunde ermittelt.⁴ Zu nennen ist ferner ein sachthematisches Inventar „Militär und Gesellschaft in Preußen – Quellen zur Militärsozialisation 1713 - 1806“, das in Teil III auch 37 Bestände des Domstiftsarchivs berücksichtigt hat. Der Titel des Inventars belegt eindrücklich die große Bandbreite der Forschungsmöglichkeiten, die die in erster Linie kirchlichen Archivalien bieten.

In Eigenleistung fortgesetzt wurde die Erschließung der ungewöhnlich zahlreichen Urkunden im Pfarrarchiv Perleberg. Diese Arbeiten haben unmittelbar dazu beigetragen, Texte und Abbildungen für den Jubiläumsband „Auf den Spuren des mittelalterlichen Perleberg“ und einen Vortrag bei der Landesgeschichtlichen Vereinigung am 3.6.2014 (zusammen mit Peter Knüvener und Gordon Thalmann) liefern zu können. Parallel dazu wurde das Findbuch zu diesem wertvollen, demnächst 700 Jahre alten Bestand zum Druck vorbereitet. Im September 2014 konnte zusätzlich die Transkription der frühneuzeitlichen Stiftungsurkunden aus Perleberg in Angriff genommen werden. Ausgeführt wurde diese in paläographischer Hinsicht anspruchsvolle Aufgabe von Herrn Stefan Lindemann (Potsdam). Finanziert wurde diese Maßnahme durch den Verein für Geschichte der Prignitz.

Nach längerer Vorbereitung konnten durch den Unterzeichnenden zwei Texte aus deponierten Pfarrarchiven ediert werden, nämlich das älteste Repertorium zum Pfarrarchiv Perleberg von 1690 sowie eine Turmknopfschrift von 1852 aus der Kirche von (Bad) Wilsnack. Beide Beiträge, von denen der erstere archivgeschichtlich bedeutsam ist, wurden in Band 14 (2014) der „Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Prignitz“ veröffentlicht.

Durch den Praktikanten Patrick Mielke (Student der Helmut-Schmidt-Universität Hamburg, tätig vom 11. bis 22. August und 1. bis 12. September 2014) konnten einige Findhilfsmittel auf den Computer übertragen werden, die bisher nur in hand-

³ Volker Honemann / Gunhild Roth: Die „Mittelniederdeutsche Reimapokalypse“ der Handschrift Domstiftsarchiv Brandenburg, Ki 1952. In: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur / Beihefte 18 (2013), S. 97–132.

⁴ Anneliese Schmitt: Plattenmotive auf Bucheinbänden aus der Bibliothek des Andreas Praetorius in der Kirchenbibliothek St. Katharinen in Brandenburg/Havel. In: Einbandforschung H. 34 (2014), S. 22–32 m. Abb.

schriftlicher oder maschinenschriftlicher Form vorlagen. Dies betraf in erster Linie die für den Dienstbetrieb wichtige Urkundenkartei, eine Kartei der im Dombereich dargestellten Heiligen sowie die Drucke des 16. Jahrhunderts aus der Kirchenbibliothek St. Gotthardt in Brandenburg. Das letztere Vorhaben konnte jedoch wegen der knapp bemessenen Zeit noch nicht zum Abschluss gebracht werden.

3. Dienstbibliothek

Wie auch in den Vorjahren findet die Vermehrung der Bibliothek zu wesentlichen Teilen durch Belegexemplare, Tausch und Geschenke statt. Laufend gehalten werden 57 Zeitschriften und Jahrbücher. An bemerkenswerten Neuzugängen sind zu nennen Biographien von Hilde Schönherr, Knud Caesar und Andreas Büchtemann, eine Monographie über die Garnisonkirche Potsdam (von Anke Silomon), zahlreiche Ortschroniken aus Bad Belzig und den umliegenden Flämingdörfern, die Geschichte der Familie von Klitzing (in Kopie) sowie ein Ortsfamilienbuch für Schönhagen (Ostprignitz). Eigens hervorzuheben ist die monumentale Melancthon-Bibliographie von Helmut Claus, die auch mehr als 80 Exemplarnachweise aus dem Domstiftsarchiv (vor allem aus der Kirchenbibliothek St. Gotthardt) enthält. Aus Privathand zurückgekauft wurde mit freundlicher Unterstützung des Fördervereins Dom zu Brandenburg ein Pariser Druck von 1681 (eine französische Einführung in die Kunst der Navigation), der laut Exlibris zweifellos zur barocken Bibliothek des Domkapitels gehört hat (Signatur D: H mixt 174).

Neben den nur gelegentlichen antiquarischen Käufen konnten Dubletten von der Landesgeschichtlichen Vereinigung Berlin, von der Martin-Opitz-Bibliothek in Herne und von der Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen erworben werden. Umgekehrt konnten Dubletten des Domstiftsarchivs weitergegeben werden an die Staatsbibliothek Berlin (10 Titel), an die Deutsche Nationalbibliothek Leipzig (23 Titel) und an das Geheime Staatsarchiv Berlin-Dahlem (1 Titel). Ein unverhofft gefundenes Plakat von 1933 wurde zuständigkeitshalber dem Stadtarchiv Tangermünde übergeben. Planmäßig realisiert wurden buchbinderische Arbeiten in Zusammenarbeit mit den Werkstätten Lück in Mögeln und Zeman in Berlin-Spandau. Aus Zeitmangel leider nicht fortgeführt werden konnte die nachträgliche systematische Katalogisierung der Handbibliothek im Lesesaal.

In engem Zusammenhang mit der Bibliotheksarbeit steht schließlich die Herausgabe des zweiten Bandes der Bibliographie zur Kirchengeschichte in Berlin-Brandenburg, der die Kreise und Orte im Land Brandenburg umfasst. Durch diese bibliographische Arbeit erhöhen sich zugleich die Auskunftsmöglichkeiten des Dom-

stiftsarchivs, das zu einem beträchtlichen Teil mit ortsgeschichtlichen Fragestellungen in Anspruch genommen wird.

4. Benutzung und Öffentlichkeitsarbeit

Für das Jahr 2014 wurden 454 Nutzertage und 375 größere Anfragen (mit einem Aufwand von mehr als einer Viertelstunde) gezählt. Für das Gesamtjahr ergeben sich daraus 829 Vorgänge (2012: 898 Vorgänge, 2013: 804 Vorgänge), so dass die Inanspruchnahme des Archivs nach einem umzugsbedingten leichten Rückgang im letzten Jahr wieder zugenommen hat.

Höhepunkt der Veranstaltungen war zweifellos der „Tag der Archive“, der am 15. März 2014 in der Aula der Ritterakademie stattfand. Er wurde zusammen mit dem Stadtarchiv Brandenburg und in Verbindung mit dem Historischen Verein und der Brandenburgischen Historischen Kommission vorbereitet und hatte das Thema „Schulgeschichte in Brandenburger Archiven“ zum Gegenstand. Als Referenten haben Dr. Klaus Neitmann (Potsdam), Dr. Peter Bahl (Berlin), Frank Brekow (Brandenburg) und Dr. Falko Neininger (Potsdam) mitgewirkt. Das Domstiftsarchiv hatte zu diesem Anlass eine Kabinettausstellung mit fünf Vitrinen in der mittelalterlichen Bodeker-Bibliothek vorbereitet. Der rege Zuspruch mit annähernd 100 Teilnehmern entschädigte die Verantwortlichen für die umfangreichen Vorbereitungen.

An der Reihe der Sonderführungen hat sich das Archiv in diesem Jahr erstmals mit folgenden Veranstaltungen beteiligt, die mangels geeigneter Räumlichkeiten im Archiv überwiegend in der Petrikapelle stattfanden:

- 01.05.2014: Von Tintenfraß und Silberfischchen. Restauriertes aus dem Archiv
- 26.06.2014: Was steht eigentlich in den Kirchenbüchern?
- 24.07.2014: Theodor Fontane und andere Helden – das Pfarrarchiv Etzin
- 21.08.2014: Tausend Jahre im Karton – Geschichte im Domstiftsarchiv
- 04.09.2014: Kostbares Pergament – Urkunden und ihre Entstehung

Die Termine wurden durch eine regelmäßige Pressearbeit begleitet und von jeweils 12 bis über 40 Besuchern (mit steigender Tendenz) wahrgenommen.

Filmaufnahmen des RBB, bei denen die Gründungsurkunde des Bistums Brandenburg präsentiert wurde, haben am 19. und 20. Juni 2014 stattgefunden. Sie belegen einmal mehr, dass die Dominsel zu Recht als einer der Ausgangspunkte brandenburgischer Landesgeschichte wahrgenommen wird.

Für die Sonderausstellung „Wettstreit mit den Nachbarn“ im Dommuseum hat das Archiv insgesamt 13 mittelalterliche Quellen (überwiegend Urkunden) zur Verfügung gestellt. Die Ausstellung des Stadtmuseums „Splitter des Ersten Weltkrieges in Brandenburg“ wurde mit 9 Originalen und weiteren Reproduktionen aus dem Pfarrarchiv St. Katharinen beliefert.

Mit Hilfe der Fachhochschule Potsdam konnten drei ungewöhnliche Objekte digitalisiert werden, nämlich zwei private Tagebücher des 19. bzw. 20. Jahrhunderts, die sich zufällig in zwei Pfarrarchiven erhalten haben, sowie eine umfangreiche Handschrift mit heilkundlichen Rezepten aus der Zeit um 1800, die dem Domstiftsarchiv erst vor einigen Jahren übergeben worden ist und inzwischen restauriert werden konnte. Die Digitalisate werden künftig auf dem Portal www.museum-digital.de/brandenburg zur Verfügung stehen. Auf der Homepage des Domstifts wurde im Dezember 2014 ein drittes Findbuch als PDF-Datei zugänglich gemacht, nämlich dasjenige zum Pfarrarchiv der Garnisonkirche Potsdam.

5. Konservierung und Restaurierung

Im Berichtszeitraum restauriert werden konnten durch die jährliche Beihilfe der Landeskirche ein vierbändiges Lexikon (Basel 1726/27), das zusammen mit dem Pfarrarchiv Etzin übernommen worden war und durch schlechte Lagerungsbedingungen auf dem Boden des Pfarrhauses erhebliche Schimmelschäden erlitten hat, sowie eine Nürnberger Bibel von 1716, in welche mehrere zeitgenössische Gelegenheitsdrucke aus der Stadt Königsberg i. Pr. eingeklebt sind. Beide Beispiele zeigen, dass es noch enormer Anstrengungen bedarf, um die an vielen Orten durch Vernachlässigung von Schriftgut entstandenen Schäden auch nur notdürftig zu beheben.

Ein größeres Vorhaben, nämlich die Restaurierung einer Reihe spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher Urkunden des Pfarrarchivs Perleberg konnte in Auftrag gegeben werden, nachdem von der Koordinierungsstelle für die Erhaltung des schriftlichen Kulturguts (KEK) 3.500,- € an Bundesmitteln und von der Kirchengemeinde Perleberg weitere 500,- € bewilligt worden waren. Die genaue Analyse des Bestands hatte gezeigt, dass primär nicht die Pergamente gefährdet sind, sondern etliche auf Papier überlieferte Urkunden. Mit den erwähnten Mitteln konnte endlich eine systematische Vorgehensweise umgesetzt werden, die sich nicht nur auf zufällig ermittelte Einzelstücke bezieht.

Ein besonderer Glücksfall war es schließlich, dass die Ernst-Hellmut-Vits-Stiftung im Deutschen Stiftungszentrum Essen gewonnen werden konnte, 20.000,- € für re-

stauratorische Vorhaben in Archiv und Bibliothek des Domstifts zur Verfügung zu stellen. Mit Hilfe dieser Mittel, die auf die Jahre 2014 bis 2016 aufgeteilt sind, konnte ein konservatorisches Gutachten für die Bibliotheksbestände in Auftrag gegeben werden, das durch das Zentrum für Bucherhaltung in Leipzig erstellt wird.

Auf ein solches Gutachten, das den gesamten Buchbestand in den Blick nimmt, hat der Archivbeirat bereits mehrfach gedrängt, um eine Planungsgrundlage für künftig notwendige Investitionen zu gewinnen. Bei diesen Untersuchungen zeichnet sich freilich ab, dass die wertvollen historischen Buchbestände durch unzureichende Lagerungsbedingungen in der Spiegelburg in erheblichem Maße gefährdet sind. Die vorab mitgeteilten Ergebnisse des Gutachtens standen daher auch im Mittelpunkt der Unterredungen des Archivbeirats, der turnusmäßig am 09.10.2014 getagt hat. Die dringend notwendigen Maßnahmen (Reinigung des Buchbestands, Auslagerung bis zur Schaffung neuer Magazinräume) und deren Finanzierung werden eine herausfordernde Aufgabe für die kommende Zeit sein.

DR. UWE CZUBATYNSKI (Brandenburg)

Im Jahr 1649 den 3^{ten} Februar
brannte die Kirche zu n. 19. Gärten
Gärten und Wälder ab.
1670 den 26^{ten} Novemb, brannte die Kirche
allein ab.
1697. den 27^{ten} Junius brannte Kirche,
Gärten 14. Gärten und 17. Gärten ab.
1822. den 17^{ten} August brannte ganz
Kirche ab. 1820. den 24^{ten} Sept. wurden
die neue Kirche eingeweiht.

Abbildung: Notizen in einem Gesangbuch über Pfarrhausbrände in Garlitz (Ga 1a/130).

Bibliographie zur Geschichte der Prignitz

Auf den Spuren des mittelalterlichen Perleberg. Hrsg.: Stadt Perleberg. Konzept: Stadt Perleberg, Peter Knüvener, Sylvia Pieper, Gordon Thalmann. 1. Aufl. Berlin: Bäßler 2014. 232 S. m. zahlr. Abb. ISBN 978-3-930388-88-2

Behrens, Bernhard: Groß Lüben. Eine Dokumentation zur Dorfgeschichte. 2. überarb. Aufl. Groß Lüben: Förder- und Kulturverein Groß Lüben „Der Dorfler“ 2014. [10] Bl. m. Abb.

Czubatynski, Uwe: [Bibliographie zur Geschichte der Stadt Perleberg]. In: ders., Bibliographie zur Kirchengeschichte in Berlin-Brandenburg. Bd. 2, Nordhausen 2014, S. 190–216

Dannenberg, Hans-Dieter: Vor 100 Jahren Schatzfund in der Prignitz bei Netzow mit rd. 20 Tausend mittelalterlichen Pfennigen entdeckt. In: Beiträge zur brandenburgisch-preußischen Numismatik 20 (2012), S. 59–67

Die Deichrückverlegung bei Lenzen. Erste Ergebnisse der wissenschaftlichen Begleitung. Hrsg.: Ministerium für Umwelt, Gesundheit und Verbraucherschutz des Landes Brandenburg. Redaktion: Anneliese Struck, Heike Garbe. Potsdam [2012]. 96 S. m. Abb. (Auenreport spezial)

Die Deichrückverlegung bei Lenzen an der Elbe. Karlsruhe: Bundesanstalt für Wasserbau 2013. 210 S. m. Abb. (BAW-Mitteilungen; 97)

Dittler, Peter: Der „Deutsche Kaiser“. Eine Plauderei über eine Perleberger Institution. Wittenberge: Werbeagentur Create & Print 2013. [72] S. m. Abb. ISBN 978-3-00-044735-8

Dittrich, Annett / Gessner, Kerstin: Hostes super murum. Die mittelalterliche Toranlage in der Holzhausener Straße von Kyritz, Lkr. Ostprignitz-Ruppin. In: Archäologie in Berlin und Brandenburg 2011, S. 118–121

Erinnerungen ut Groß Lüben. Satz und Layout: Bernhard Behrens. 1. Aufl. Groß Lüben: Förder- und Kulturverein Groß Lüben „Der Dorfler“ 2014. 250, IV, XI, VIII, X, III S. m. Abb.

Fischer, Wolfgang: Die Wildflora Prignitzer Kirchhöfe – Wert der Kirchhöfe für den Naturschutz und Artenschutz. In: Verhandlungen des Botanischen Vereins von Berlin und Brandenburg 145 (2012), S. 53–77

Fischer, Wolfgang: Bahngelände als artenreiche Pflanzenstätten – Die Phanerogamenflora Prignitzer Bahnhöfe. In: Verhandlungen des Botanischen Vereins von Berlin und Brandenburg 145 (2012), S. 79–98

Gloger, Susanne: Das heilende Sonntagskind. In Kehrberg wird eine alte Geschichte nachgespielt. In: Offene Kirchen 2014, S. 107–109 m. Abb.

Gogoll, Christian: Überlegungen zur Zukunft ungenutzter Kirchen. In: Offene Kirchen 2014, S. 119 m. Abb. [betr. Mesendorf und Groß Woltersdorf]

Hoffmann-Axthelm, Dieter: Das Haus Großer Markt 15 in Perleberg und die Frühgeschichte des Großen Marktes. Berlin: Lukas Verlag 2014. 63 S. m. Abb. ISBN 978-3-86732-194-5

Klitzing, Friedrich von / Meyer-Rath, Wolf-Dietrich (Hrsg.): Die spätmittelalterlichen Wandmalereien in der Dorfkirche zu Demerthin. Berlin: Lukas Verlag 2014. 72 S. m. Abb. (Kirchen im ländlichen Raum; 8) ISBN 978-3-86732-197-6

Koepf, Volker: Der Wittstock-Zyklus 1975 - 1997. Sieben Filme. Hrsg. von Ralf Schenk. Berlin: absolut Medien GmbH 2014. 2 DVD + 22 S. Booklet ISBN 978-3-8488-8010-2

Kutsche, Franziska / Thalmann, Gordon / Schmitt, Sebastian: Schloss Grube. Berlin: Freundeskreis Schlösser und Gärten der Mark 2014. 32 S. m. Abb. (Schlösser und Gärten der Mark; 136) ISBN 978-3-941675-57-5

Liedtke, Susanne: Mit Dörfern und Menschen verwachsen. Am 7. September wird Pfarrerin Brigitte Worch nach 37 Jahren Pfarrdienst an der Elbe in den Ruhestand verabschiedet. In: Die Kirche. Evangelische Wochenzeitung 20 (2014) Nr. 34 vom 24. August, S. 9 m. Abb.

Reichel, Antje: Die Karriere eines Prignitzer Bauernsohnes [Petrus Conradi, Domdechant in Havelberg]. In: Pritzwalker Heimatblätter 15 (2013), S. 112–117 m. Abb.

Serner, Hans: Das Kehrbergische Wunderkind – Dokumentation einer Tragödie. 2., erw. Aufl. Nordhausen: Bautz 2014. 335 S. m. Abb. ISBN 978-3-88309-853-1

Simon, Wolfgang: Katja Rosenbaum. Neue Museumsleiterin im Stadt- und Brauereimuseum Pritzwalk. In: Museumsblätter. Mitteilungen des Museumsverbandes Brandenburg Nr. 24 (2014), S. 51 m. Abb.

Thalmann, Gordon: Aus Jerusalem in die Prignitz? Das Klosterstift Marienfließ in Stepenitz. In: Offene Kirchen 2014, S. 18–20 m. Abb.

Untere Havel. Naturkundliche Berichte aus Altmark und Prignitz H. 21 (2011)

Urlaubsjournal Prignitz 2014. Sehenswertes und Gastgeberverzeichnis. Perleberg: Tourismusverband Prignitz 2014. 88 S. m. Abb.

Wittenberge. Das Tor zur Elbtalau. Touristenführer 2014. 98 S. m. Abb.

Wolter, Olaf: Ortsfamilienbuch der Gemeinde Schönhagen Ostprignitz 1673 - 1803. 1. Aufl. Potsdam: BGG-Verlag 2014. 212 S. m. Abb. (Genealogische Quellen Brandenburg; 4) ISBN 978-3-945402-00-9

Wuttke, Lothar A. K.: Nähmaschinenwerk Wittenberge – Revival. Berlin-Kaulsdorf: Veritas-Klub 2014. 56 S. m. Abb. (Nähmaschinenwerk Wittenberge; 10)

[Anzeige Bäbler]